This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46514.22

Harvard College Library

FROM THE

LANE FUND

The sum of $5000 was given by FREDERICK ATHEARN LANE, of New York, N.Y., (Class of 1849), on Commencement Day, 1863. "The annual interest only to be expended in the purchase of books for the Library."

17311

Wilhelm Bölsche

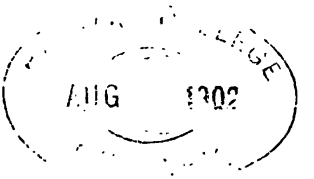
Hinter der Weltstadt

Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur

Erstes bis drittes Tausend
Mit Buchschmuck von
John Jack Vriesländer

Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901

4658 4.22
1



Lane fund.

Meinem Freunde
Paul Kampffmeyer
gewidmet

Vorwort

Ich wachte auf, ein Sturm ging kalt,
Da war ich wie die Welt so alt.

Dieser Vers aus Kirchbachs schönem Märchen von den „Letzten Menschen" hat sich mir heute im Kopfe festgesetzt. Wir uralten Menschen auf diesem uralten Planeten! Giebt es etwas rührenderes, als das faltige Greisenantlitz, mit dem die kleinen Kinder schon zur Welt kommen? Dann ein paar Jahre Glätte, Vergessen, Küsse und Dummheiten. Und plötzlich wacht man auf und hat den ganzen schwarzen Riesenschweif wieder hinter sich, der durch die Äonen schattet bis zum Nebelfleck. „Wie die Welt so alt."

In solcher Stimmung erscheinen einem kleine Epochen des eigenen Lebens selber von förmlich geologischer Dicke. Ich habe vor dieses Buch, das viel Persönliches enthält, ein Lokalwort gesetzt: Friedrichshagen. Für mich knüpft sich an den Namen so etwas von einer eigenen geologischen Epoche.

Es werden in diesem Sommer genau dreizehn Jahre, daß meinem Freunde Bruno Wille und mir die Großstadt in einer Weise zum Halse herauszuhängen anfing, daß wir es wirklich nicht mehr länger aushalten konnten. Wir beide wohnten damals, in geistiger Gewissensehe miteinander verheiratet, in der Jüdenstraße, — in einem Hause, das vorne einen Käseladen und im Hinterflügel einen Lederhandel hatte; ein dritter Ort erzeugte im Hofe Winters einen Gletscher; daran, daß der taute, merkte man, daß es in der Welt Frühling geworden. Das Glockenspiel der Parochialkirche sang uns zwar die rührendsten Weisen, wenn wir nach Großstadtbrauch um fünf Uhr morgens aus dem Nachtkaffee heimkamen, aber auf die Dauer war der Zustand doch auch damit allein nicht haltbar. Wir verdienten zwar beide damals wenigstens annähernd so viel, um den substantiellen Hunger stillen zu können, aber es entwickelte sich plötzlich in

beiden ein ganz neuer und zwar schlechterdings unstillbarer Heißhunger, — nämlich nach einer nicht gekochten, sondern in natura blühenden Kartoffel, nach der dürrsten Heidekiefer, sintemalen solche immer noch hübscher ist als die Laternenpfähle der Friedrichstraße, und nach einem unverfälschten Riß Himmelsblau ohne Telegraphendrähte und Schlotruß.

Nun hauste damals tief in der östlichen Kiefernheide, eine Bahnstunde von Berlin, ein lieber Freund mit dem annoch gänzlich indifferenten Namen Gerhart Hauptmann. Hinter seiner Wohnung dehnte sich der Wald, ab und zu durchbrochen vom blanken weißen Spiegel eines flachen Schilfsees, zu dem der Ufersand gelb wie Dukatengold niederquoll und aus dessen Moorboden die Ruderstange das Sumpfgas wie Selterswasserperlen stieß. Wachholder und Heidelbeeren und dürres Farnkraut. Libellen und Schmetterlinge. Ein Spechtruf und zwei sich jagende Eichkätzchen. Das war nun keine berauschende Landschaft, die man sehen mußte, ehe man starb. Aber immer doch eine Landschaft.

Und als wir ein paarmal draußen gewesen waren, faßte uns jener Hunger so übergewaltig, daß wir eines Tages gar nicht mehr zurückkamen, sondern uns eine Station näher ansiedelten, die aber auch noch im Walde lag: in Friedrichshagen. Friedrichshagen, so lernen die kleinen Kinder hier in der Schule, ist gegründet vom alten Fritz; es heißt deshalb Friedrichshagen, hat eine Friedrichstraße und ein Denkmal vom alten Fritz. Zweck der Gründung war Seidenkultur, die aber nicht reüssierte, ich weiß nicht, wer daran schuld hatte, der alte Fritz oder die Seidenraupen. Jedenfalls stehen heute noch ein paar uralte ehrwürdige Maulbeerbäume an der Hauptstraße, die dem Orte beinah etwas fremdartig-exotisches verleihen könnten. Als ich hierher kam, gab es auch noch ein paar grüne Moosdächer mehr und eine Kuhherde, die alltäglich durch die Straßen zog. Darüber ist nun heute die allenthalben fortschreitende Weltkultur zur

Tagesordnung übergegangen. In Summa ist es aber auch jetzt noch ein guter Ort mit einem wirklich wundervollen blauen See, hinter dem sogar eine kleine Hügelwelle ragt, von der ganz mit Unrecht behauptet worden ist, daß sie von diluvialen Maulwürfen aufgeworfen worden sei, und die vielmehr eine alte Sanddüne zwischen zwei Spreearmen ist, von der man eine wirklich ernsthaft großartige Aussicht genießt.

Im Kiefernduft der endlosen einsamen Wälder, die man von da oben bis zum Horizont fluten sieht wie einen blaugrünen Wollteppich, habe ich mir dann langsam in langen Jahren die schwarze Brühe der Großstadt geistig und körperlich wieder heruntergewaschen, Käfer sammelnd und auf entlegenen Waldpfaden zwischen rotem Schlagholz und dicken weißen Pilzen philosophische und ästhetische Gespräche führend mit dem einen oder anderen lieben Genossen. Und allmählich wurde aus dem allgemeinen unbestimmten Hunger eine friedliche Sättigung und dann, wie es braven Deutschen geziemt, zum Schluß eine Theorie.

Wie Zwiebelhäute fielen die unterschiedlichen nervösen Weisheiten und exaltierten Weltauffassungen der Großstadt von mir ab und an ihre Stelle trat mit der derberen Schicht Bauernholz, die sich allmählich dafür ansetzte, ein vollständig verändertes Denken und Fühlen. Von dieser Rekreation aus bin ich heute nicht nur der Weltstadt entfremdet, sondern ich meine auch, daß sie ein wahrer Kraken ist, der an unserem geistigen Leben saugt. Je höher die Etagen unter den Rauchhimmel steigen, desto flacher wird die Gemütsbildung und desto mehr keucht jede Geistesäußerung vom Treppensteigen. Der Sinn geht verloren für die feinen Werte in Natur und Kunst, also gerade für das, worin die Entwickelung ansteigt, die niemals in Springbrunnen aufplatscht, sondern immer nur in den feinsten Haarröhrchen der Weltphysik sich ihren Weg sucht. Larida, — der einzelne kann's nicht bessern und es bleibt ihm nichts übrig als zu flüchten, glücklich,

wem's dauernd gelingt. Ich persönlich habe die Weltstadt hinter mir und kann ihren Rauch jetzt ganz behaglich am roten Westhorizont sich gelegentlich wie gespenstische Krallen aufstrecken sehen ohne Odysseus-Sehnsucht und ohne Angst, daß diese schwarze Katze mich noch einmal frißt.

Inzwischen hat das liebe Friedrichshagen selber aber für die Aufatmungsversuche einiger verwandt gestimmten Seelen mit mehreren Düntzer-Noten der neuesten Litteraturgeschichten büßen müssen. Jener stille Hauptmann hatte von Erkner aus das ganze Theater Berlins auf den Kopf gestellt. An die „Freie Bühne" auf den Brettern schloß sich die „Freie Bühne" auf dem Papier, die Zeitschrift, — und der Zufall wollte, daß gerade ich hier draußen die Redaktionsregie für einige freud- und leidvolle Jahre in die Hand bekam. Es war ein seltsames Pflänzchen, diese „Freie Bühne", recht ist sie nie aus der Zwitterei zwischen luftjappender Großstadt und gesundem künstlerischen Kiefernatem herausgekommen. Sie ging schlecht und hatte dabei doch einen beträchtlichen Leserkreis. Mindestens muß ich rückblickend sagen, daß ein wirklich famoser Kreis vernünftiger Menschen sich für die Mitarbeiterschaft interessierte. Von denen kam denn nun auch der Reihe nach dieser und jener persönlich heraus, ja einige schlugen kürzer oder länger selber ihr Quartier in Friedrichshagen auf. Es waren aber nur wenig echte Kiefernsucher dabei, die meisten schluckte der Rauchhorizont rasch wieder hinab. Immerhin gab es lustige Zeit, mit Tragik, wie jede, mit unglaublich viel Lächerlichkeit, aber doch auch mit gutem Hochgeist.

Die große soziale Wolke der Stadt warf ihren roten Schein ab und zu herüber zu der kleinen Klippe im Kiefernmeer, wo allerlei heiteres und groteskes Poetenvolk wie die Nixe aus der Tiefe kroch, um sich einen Augenblick harmlos zu sonnen und zu necken. Wohlmeinende Berliner Kritiker, die gegen die Kunstrichtung der ersten Hauptmann-Zeit ankämpften,

glaubten gelegentlich ihrem Zorn kein beſſeres Ziel geben zu können als das unſchuldige Lokalwörtlein „Friedrichshagen“, — wie mir denn auch das nette Wort „Berliner Vorort-Realismus“ als eine beſonders gute Erfindung in der Erinnerung geblieben iſt. Woraus aber nachher wieder bei Unbeteiligten die putzige Legende entſtanden iſt von einer geſchloſſenen naturaliſtiſchen Dichterſchule, die, mit Gerhart Hauptmann an der Spitze, eines Tages in corpore nach Friedrichshagen übergeſiedelt ſei. In Wahrheit eine engere freundſchaftliche Gemeinſchaft haben in jener lebhafteſten Zeit nur Bruno Wille, die Gebrüder Hart und ich (alle feſt im Ort anſäſſig) gebildet. Auch was von allerlei extravagantem Bohemien-, Hungerleider- und Lumpentum nachmals berichtet worden, kann ich leider nicht ſo recht beſtätigen. Krauſe Dinge mit ihrer individuellen Tragik durchgreifen überall das Leben. Zum Champagnertrinken langten die Naturaliſtenmittel damals auch nicht. Aber die Bohemienzeit aus dem Leben etwa der Harts, aus der ich ſelber in dieſem Bande noch ein Stücklein erzähle, lag lange vor dieſer Zeit und alſo auch vor Friedrichshagen. Wenn ich mich recht genau auf die ganze Epoche beſinne, ſo iſt mir, als ſchwebe darüber viel eher etwas von epikureiſcher Blume, die ſich leiſe dem Kiefernhauche und Seeatem miſcht . . . .

Doch wie das immerhin geweſen ſei: eines Tages löſte ſich dieſer bunte Reigen von ſelber wieder auf, es vereitelte ſeine Dauer, wie es im „Ardinghello“ ſo gut heißt, „nach ſeeligem Zeitraum das unerbittliche Schickſal“. Oder, mit etwas weniger Pathos: jeder der alten Bande ging auf neue, eigene Entwickelungen ein, und wer uns liebes Menſchenvolk kennt, der weiß, daß das wieder heißt: jeder verketzerte, verfluchte, biß und kratzte den anderen, zieh ihn des Zurückbleibens oder des voreiligen Ikarusflatterns — bis ſich anderswo neue Bande der Intereſſen knüpften, die mit dem alten Daſein ſchließlich kein Stoffwechſelpartikelchen mehr ge-

meinsam hatten. Zuletzt ist auch der engste Kreis diesem Zerbröckelungsprozesse logisch unterlegen, und heute sind bloß Wille und ich allein noch vom Stamm feste Friedrichshagener, die ersten wieder von einst und auch die letzten. Das deutet auf eine Kreisbahn, die sich erfüllt hat mit all ihren Seitenarabesken.

Wenn ich also heute dieses Büchlein Friedrichshagener Gedanken nenne, so geschieht es eigentlich doch nicht um all dieser bunten Zwischendinge willen, sondern aus dem oben bezeichneten eigensten Innenerlebnis, das sich mir an den Schritt von der Weltstadt zur Kiefernheide knüpft. Ich fühle heute so gut wie nichts in mir von allerhand zu witternden Kollektiveindrücken einer Schule, einer Genossenschaft, einer ästhetischen oder philosophischen Partei. Aber jenen alten Gegensatz empfinde ich stärker als je: des nervösen Denkens und Weltanschauens der Großstadt und der stillen Einkehr da draußen, am Schilfufer eines überglänzten Sees, wo die Seele langsam in ihre Stimmungen, ihre Entwickelungen steigt wie das Lebenswasser in die feinsten Haarröhrchen des Mooses. Was ich in diesem Bande biete, sind sämtlich Wegzeichen und Gedenkblätter der vollkommensten Einsamkeit aus den letzten Jahren, da all der laute Rausch der Friedrichshagener Hochtage längst zerstoben war. Das Meiste ist diesmal mit Fleiß einmal nicht naturwissenschaftlich, sondern litterarisch gestimmt, und ich denke mir, daß das Wort „Ästhetische Kultur" einen Nerv trifft, der überall durchzittert.

Gerade das ist es, was die Großstadt mit all ihrer Kunst tot tritt wie einen armen Käfer. Und ohne das doch all unsere Weisheit bis zu den fernsten Sternen der Naturwissenschaft banale Nichtigkeit wird, — ohne das unser Leben verödet bis zum Selbstmord.

Wenn ich manchmal gen Westen abends in das fahle Rauchrot sehe, so ist mir, als wanke dieses ungeheuere Tier schon, bereit, sich als Sphinx vor der Theseusantwort in den Abgrund zu stürzen. Warum lebe, dampfe, qualme, dröhne,

schwitze, arbeite ich bis zur Todesmattigkeit überhaupt? lautet die Frage. Um einen Sinn! die Antwort. Ich habe keinen Sinn, sagt das Ungetüm und fällt in den Abgrund. Kunst ist ein solcher Sinn, — ästhetische Kultur. Aber diese Kunst muß Weltkunst werden, — Weltkunstanschauung. Das wird den Philosophen einen mit dem Ethiker und dem Naturforscher, — und alle drei mit dem Künstler. Aber im Nachtkaffee der Großstadt wird das nicht erredet werden.

Das Jahrhundert, in das wir uns jetzt einschiffen, wird sehr wahrscheinlich ungeheuere Krisen, furchtbare Stürme brauchen, um sich wirklich im ganzen zu solchen Dingen zu erheben. Vielleicht bricht die Pest los und lehrt uns, daß die Naturforschung noch nicht allmächtig ist. Vielleicht schlägt die entsetzliche Revolte der Hungernden uns die ganze Kunst in Stücke, weil der Marmorleib der Venus von Milo kein Brot ist — und es kommt dann aus dem noch Tieferen der Menschheitsseele der inbrünstige Ansturm dieser vergewaltigten Kunst als neue Brotfrage höherer Art endlich erst recht in ganzer Wucht hervor. Wie das auch werde, — der einzelne soll sagen, was er denkt, jetzt schon. Die apokalyptischen Reiter werden für ihr Teil reiten, mit ihrer Wucht des Naturgesetzes, wenn die Stunde sich erfüllt. Vielleicht wird die Weltstadt wirklich dabei wieder endgültig verschwinden, vom Schicksal zertreten wie ein kolossaler Bovist. Wenn es so recht rabenflügelig schwarz im Westen über meinen Wäldern qualmt, meine ich oft seinen faulen Schwadem schon abdampfen zu sehen. Vielleicht muß aber vorher auch der letzte ästhetisch fühlende Großstadtmensch noch waldeinwärts gezogen sein, — wie der Dulder Odysseus, den Poseidons Fluch erst ließ, als er ins Binnenland wandernd einen Ort fand, wo man das Ruder auf seiner Schulter für eine Worfschaufel hielt.

Wilhelm Bölsche

Friedrichshagen, am 1. März 1901

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.	Seite
Dem neunzehnten Jahrhundert	1
Ein Wort zu Novalis	23
Vom alten Fontane	36
Heine im Abendrot seines Jahrhunderts ..	50
Die Gebrüder Hart	69
Altes und Neues über Gerhart Hauptmann	88
An der Mumie von Georg Ebers	114
Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern	127
März-Träumerei	172
Kunst und Natur	178
Die Ebner-Eschenbach	189
Freie Universitäten	210
Fechner	259

Dem neunzehnten Jahrhundert

Es ſprach der Friedeſtifter, den du weißt,
In einer ſolchen wilden Nacht wie heut:
„Hörſt, Nikodeme, du den Schöpfergeiſt,
Der mächtig weht und ſeine Welt erneut?“
Conrad Ferdinand Meyer

Ein paar ſchwarze, ſtruppige Wachholderbüſche, mit langen Schneebärten wie uralte ſchlaue ſchweigende Zwerge. Wilde verwunſchene Kiefern, die Wurzeln hoch aus dem loſen Sandſturz des Ufers herausgekringelt als rote Polypenarme, zwiſchen denen der weiße See ſchimmert. Eine Halbmeilenfläche glattes Eis, leer, einſam.

Die kleine blendend weiße Hügelwelle drüben legt ſich ſcharf vor den grauen Rauch langſam ſteigender Schneewolken. Rechts gegen Weſten ſchwimmt noch ein loſes blutrotes Federchen der Abendſonne darin, ohne Umriß, auf dem Punkt, unter einer dichteren Wolkenwelle zu verſchwinden.

In den kryſtallgrünen Eisklauen, die die große Froſtdecke dicht vor mir hart und trocken ans gelbe Sandufer vorſchiebt, ein geheimnisvolles Kniſtern. Ein Klingen und Singen in die Tiefe hinab. Wie ein winziger Schneeball fegt weit da draußen ein loſe bewegtes weißes Flöckchen über das regloſe große Weiß: ein Segelſchlitten, den der Wind ſauſen läßt. Sein Kollern dröhnt nicht bis hier zu mir herüber. Nur das erſchütterte Eis ſingt noch leiſe mit.

Jahrhundertwende!

Ich bin seit zehn Jahren jetzt hier am Ort, das letzte Jahrzehnt des scheidenden Jahrhunderts. Manches hat sich in der Zeit gewandelt am See. Die roten Berliner Wasserwerke dort mit ihren häßlichen Schornsteinen haben ein Stück Wald fortgefressen und sich an seine Stelle gepflanzt. Auch im Leben des Sees selbst ist mehreres rätselhaft verändert. Dieses Ufer hier fängt an zu versanden, jedes Jahr wächst der Schilfkranz ein Stück weiter. Die scheuen Haubentaucher, die streng auf ein Versteck halten, siedeln sich schon darin an.

Noch ein, zwei Jahrzehnte weiter zurück und da drüben auf der alten Sanddüne der Müggelberge ragten am Kamm statt der langen trockenen Kiefern ehrwürdige grüne Eichen, von unzähligen Spechten bewohnt und durchlöchert. Der alte Fontane in seinen märkischen Wanderungen hat sie noch so beschrieben. Heute stecken nur noch ein paar riesige morsche Wurzelstubben im Sand, den Käfersammlern vertraut. Ich besuche die Stätte nie ohne ein Gefühl, daß das sehr lange her ist. Und doch ist es noch nicht ein Drittel des Jahrhunderts, dessen rotes Lichtfleckchen dort im Schneegrau ertrinkt.

Aber dicht vor mir jetzt hat sich der harte grüne Eisrand über dem Ufersand etwas emporgestaut, etwas gewölbt wie ein kleines Gletscherthor. In der trockenen Nische liegen bunte Steine, die der See, als er noch Wellen hierher schlug, ausgespieen. Ein rotes Granitstück aus Schweden. Ein muschelig ausgebrochener Brocken Feuerstein, vielleicht aus der Kreide von Moen oder Rügen. Die Eiszeit hat sie hier in den märkischen Sand gebracht. Eisgletscher haben sie über die heutige Ostsee hinweg von ihrer Heimat bis in den Müggelsee verfrachtet.

Wann das war!

Die Erde steht schief auf ihrer Sonnenbahn. Sommer und Winter weist ihre Achse nördlich auf den Polarstern. Aber dieser Himmelszeiger unterliegt in gewissen Zeiträumen

Veränderungen. Großen Zeiträumen. Die Achse schiebt sich anders, deutet allmählich auf einen anderen Himmelspunkt. Nach Jahrtausenden, vielen Jahrtausenden wird nicht der kleine Stern des Bären mehr Polarstern sein, sondern die herrliche Wega. Ein großer Cyklus läuft hier ab. Mehr als zwanzigtausend Jahre umfaßt er im Ganzen, dann deutet die Polarachse der Kugel wieder auf denselben Punkt. An dieser schiefen Achsenstellung überhaupt hängen aber Sommer und Winter. Jene Wandlungen betreffen sie durch bestimmte Beziehungen mit. Die Eiszeit war eine Epoche stärkerer Winter. Fünf Grad Kälte mehr genügten, um die Gletscher Schwedens in die Mark zu treiben. Aber jene Achsenänderungen allein reichen nicht aus, diese fünf Grade zu erklären. Es ist noch eine periodische Wandlung der Erdbahn um die Sonne, eine zeitweise riesige Streckung der Ellipse, die diese Bahn bildet, nötig. Die Erdhälfte, die bei solchem Maximum der Streckung mit ihrem Winter gerade in die Sonnenferne kam, geriet in eine Eiszeit. Vielleicht wenigstens war so der Grund unserer Eiszeit. Der Cyklus, der aber hier in Betracht kommt, rechnet schon mit mehreren Hunderttausenden von Jahren. Auf einem Gipfel dieser Periode sind dann die einigen zwanzigtausend jener anderen nur ein Intermezzo darin, das halb der Nordkugel, halb der Südkugel eine Eiszeit verheißt.

Das sind Ziffern, wie sie das neunzehnte Jahrhundert uns geboten hat.

Von den Tagen an, da in den Euphratniederungen das ersonnen wurde, was uns nach langer Wanderschaft als sogenannte Mosaische Schöpfungslegende übriggeblieben ist, bis auf den Sylvesterpunsch, bei dem Goethe und Schiller ihr neues Jahrhundert einleiteten, wußte man nichts von einer solchen Eiszeit, nichts von solchen Ziffern. Jetzt gehen wir aus dem neunzehnten Jahrhundert heraus mit der Empfindung, das diese Ziffern relativ ganz kleine sind.

Die Eiszeit steht am Ende der großen Epochen der Erdgeschichte, die wir unterscheiden. Diese Erdepochen zählen nach Millionen von Jahren.

Die Gletscher der Eiszeit haben wenige Meilen von hier auf dem Muschelkalkfelsen von Rüdersdorf noch sichtbare Schliffe und Schrammen hinterlassen. Dieser Kalkfels selber war also damals schon da. Er verdankt seine Herkunft uraltem kalkhaltigem Meeresschlamm. Daß dieser Schlamm sich ablagern konnte, dazu bedurfte es ungeheurer Zeiten. Dann mußte die Erdrinde sich falten, hier sich heben oder in Klötzen stehen bleiben und dort einsinken, damit der erhärtete Meeresschlamm hoch ins Landgebiet hinaufkam.

Das Seeufer hier vor dem Kiefernwald versandet. In Jahrzehnten wird das eben sichtbar. Wie viel Zeit sollen wir in Gedanken dafür ansetzen, daß solche Sandanhäufungen Sandsteinlager wie die Bergwürfel der Sächsischen Schweiz hervorbringen konnten? Sagen wir, die Erdgeschichte nur bis zum Anfang des organischen Lebens hinab soll hundert Millionen Jahre umfassen. Dagegen verschwindet der ganze Zeitraum seit der Eiszeit zu einer Bagatelle. Setzen wir jene hundert Millionen einem Tage von 24 Stunden gleich, so kämen auf diese Zeitspanne nur zwei Minuten. Und die sechstausend Jahre der engeren Kulturgeschichte, die früher gern als „Alter der Welt" galten, umfaßten nur mehr die letzten fünf Sekunden dieses Erdentages. Erst jenseits dieses Hundertmillionen-Tages aber beginnen die Millionen der Ur-Erde, die unabsehbaren Zeiten der Bildung des Planetensystems, der Ausgestaltung unserer ganzen Milchstraßeninsel . . . . .

Erscheint es nicht wie eine Thorheit, heute noch den Wechsel eines Jahrhunderts wie eine seltsame Sache zu feiern? Und doch sind wir alle dazu aufgelegter als je. Nie hat die Menschheit noch am Ende eines Jahrhunderts gestanden so ganz durchdrungen von dem Gefühl: was war

das für ein Ding, dieses eine einzige Jahrhundert, was für ein Wert ohne Gleichen, was für ein unerschöpflicher Reichtum; wie endlos lang war es im Sinne eines Weges, der uns auf Schritt und Tritt, in jeder Sekunde, ganze Welten enthüllt. Ein Weltalter, kein Jahrhundert!

Als das vorige Jahrhundert noch in letzter Stunde mit so furchtbaren Katastrophen losdonnerte, da war es wohl manchem so, als lebe er in wenigen Tagen eine ganz neue Epoche durch, während vorher über Säkula hinweg alles ohne grelle Einschnitte in einem stillen Spiegel ausgebreitet schien. Im neunzehnten Jahrhundert haben sich die Generationen daran gewöhnt, daß diese Tage des galoppierenden Tempos die Regel seien. Jede Stunde rollten Dinge in den Staub, die unsere Ahnen für den Felsen gehalten, auf dem sie ihr Leben aufbauten. Und morgen brach unter dem Trümmerfeld des Felsens von gestern schon wieder eine noch tiefere Schicht ein. Die Erde bebte und wir fanden es allmählich so selbstverständlich wie die Südamerikaner gewisser Gegenden das permanente wirkliche Erdbeben.

Immer aber, und das ist sehr charakteristisch, wenn wir an diesen Eilschritt und diesen Reichtum, der damit eingeholt wird, denken, schiebt sich im Stillen ein Bild für alle unter, eine Linie, eine Diagonale dieses Jahrhunderts.

Wir denken an den unaufhaltsamen Sturm seiner technischen Entdeckungen zuerst.

Andere Jahrhunderte haben wilderen Kriegssturm gehabt als dieses, furchtbarere religiöse Kämpfe, ein beängstigenderes Aufeinanderprallen von Völkerkolossen, deren Basis sich verschob. Das Geräusch des neunzehnten Jahrhunderts, das wir zuerst hören, wenn wir uns seelisch darauf konzentrieren, ist kein Schlachtendonner und kein Feldgeschrei irgend welcher weltlichen oder geistlichen Art: es ist das Donnern eines Eisenbahnzuges, der das Granitmassiv eines Schneegebirges im Tunnel durchquert, das Pfeifen von Dampfmaschinen,

das Singen des Windes in Telegraphendrähten und der sonderbare heulende Laut, mit dem der elektrische Straßenbahnwagen an seiner Leitung hängend daherkommt.

Immer, wenn wir etwa das achtzehnte Jahrhundert mit diesem vergleichen, etwa die Jugendzeit und erste Blütezeit Goethe's mit dem Ausgang, an dem wir stehen: der Unterschied, der Fortschritt der Ideen, der inneren Menschheitserlebnisse, tritt zurück gegen äußerliche technische Thatsachen: daß Goethe und seine Leute noch mit einer Laterne sich nach Hause leuchten lassen mußten, daß zwischen Weimar und Frankfurt die Post statt des D-Zuges ging, daß es keine Photographie des alten Herrn Rat in Frankfurt gab und daß die Nachrichten von den Siegen Friedrichs oder dem Sturm auf die Bastille nicht auf dem Telegraphen bis in jedes Dorf sausten.

Für einen Siegeslauf der Technik, wie wir ihn erlebt haben, ist in der That ein Jahrhundert eine schier endlose Spanne Zeit, es ist wirklich ein Weltalter, in dem die Welt sich umschafft, sich neu erschafft. Alles Vergangene und wären es hundert und hundert Millionen, erscheint dagegen wie die naiven sieben Tage, da der Schöpfer in den Rohstoff greift und die Bühne hinstellt. Gespielt, meint man, ist auf der Bühne in Wahrheit erst in diesen letzten hundert Jahren worden. Und da wog jede Sekunde jene sieben Tage an Inhalt auf.

Es steckt hier ein uralter Zauber, der aller menschlichen Technik innewohnt, solange sie existiert.

Das Wesen der menschlichen Technik vom Tage an, da sie auf der Erde zu schaffen begann, beruhte in Verkürzung der Arbeitszeit für gewisse Leistungen. Jedes Werkzeug, jede Maschine, jede rationelle Beherrschung irgend einer Naturkraft, eines Naturgesetzes bedeutete einen Fortschritt im Sinne dieser Zeitersparnis zur trotzdem erreichten Arbeit.

So muß ein Jahrhundert, in dem gerade die Technik

unerhört sich erweiterte, geradezu endlos erscheinen, weil es unausgesetzt Zeit gewinnt, immer mehr in immer kürzerer Zeitspanne erledigt, — weil es gleichsam sich selber fort und fort in immer winzigere Stationen auflöst, deren jede doch die Arbeitswucht zeigt, die unvergleichlich viel größeren Zeitteilen nur als Summe zukam.

Wie gesagt, die Anfänge dieses Prozesses sind uralt. Sie stammen aus der Zeit, da der primitive prähistorische Mensch überhaupt zuerst Werkzeuge erfand. Es war ein Zeitverkürzer in erster Linie, dieses erste Werkzeug.

Jahrmillionen hatte die Natur mit ihren Anpassungs- und Auslesegesetzen gebraucht, um gewisse Schutzdinge im Lebenskampfe ihren Wesen auf den Leib zu flicken: dem Löwen seine Krallen, dem Gürteltier seinen steinharten Panzer, dem Adler sein Auge und dem Zitteraal sein elektrisches Verteidigungsorgan. Da gerät der Mensch mit Hilfe von Hirn und Hand (zwei Dingen, die er als solche schon vom Affen geerbt hatte) auf die äußere Projektion solcher Schutzmittel ins Werkzeug. Er schlägt sich ein Feuersteinbeil zurecht und überbietet auch ohne angewachsene Krallen damit den Löwen. Er fertigt sich einen künstlichen Schild und ersetzt sich so den Panzer des Gürteltieres. Beides wohl verstanden mit dem unendlichen Vorteil, daß er die Sachen nicht mehr immer am Leibe mit sich herumzuschleppen braucht, wie Löwe und Gürteltiere. Er hängt den Schild an die Wand, legt die Axt beiseite und hat die Hände frei für anderes. Erst wenn er die anderen Dinge braucht, wird er sie wieder holen. In sozialer Genossenschaft mögen auch zweite, dritte, der ganze Stamm sich ihrer solange bedienen. So wird Arbeit frei und so kommt zugleich eine ganz neue Ausbildung der Zeit zustande.

Aber auch das Tempo dieser Werzeug-Erfindungen selbst, aus dem blinden Naturzüchten der Anpassung heraus verlegt ins menschliche Denken, geht unvergleichlich viel rascher

vom Fleck als alle jene Bildungen von Löwenkrallen und Gürteltierpanzern.

Rechnen wir seit der Eiszeit, die der Mensch schon erlebte, bis heute wirklich noch anderthalbhunderttausend Jahre: was ist das gegen jene voraufgehenden hunderte von Jahrmillionen — und doch welche Leistung darin! Die große Naturanpassuug „Mensch" macht thatsächlich in ihrer Werkzeugtechnik das ganze noch einmal und besser, was die organische Natur in diesen Millionen geleistet. Das kletternde Baumtier, das als einzige äußerliche brauchbare Anpassung seines Leibes die Hand mitbrachte, segelt über die Ozeane trotz dem Walfisch, durchdringt die Lüfte mit dem Ballon trotz Vogel und Fledermaus, gräbt Bergwerke und Tunnels, die kein Maulwurf sich träumte, erhellt seine Stadt mit elektrischem Licht unendlich viel besser als alle Leuchtkäfer und leuchtenden Tiefseefische. Und mit dem Organ, das der Zitteraal von Venezuela in seinen Tümpeln zu schwachen Schlägen verwertet, treibt er als Werzeug in Gestalt des elektrischen Telegraphenkabels seine Ideen, die Ideen Platons, Galileis, Newtons und Darwins, durch die schwarzen, kalten, vom ungeheuren Wasserdruck gepreßten Abgrundtiefen der Ozeane von Kontinent zu Kontinent.

Es ist eine unendliche Multiplikation aller Dinge in diesen hunderttausend Jahren. Sie erscheinen als die wahren Millionen, gegen die all das ganze Urweltliche eine Nachtwache wird, — nicht weil sie faktisch länger sind, sondern weil die Minuten darin ganz anders ausgefüllt sind, weil die Zeit auf der Goldwage liegt.

Und jetzt: die Krone dieses Werkzeugtempos ist thatsächlich unser neunzehntes Jahrhundert. Noch einmal ist es gegen alles Voraufgehende dieser hunderttausend und noch etwas mehr Jahre, als werde die Zeit unter ein ungeheures Mikroskop gestellt, als werde jeder Sekundenbruchteil jetzt auf einmal bengalisch hell gemacht. Es ist eben die immer

mehr gesteigerte Arbeitsleistung im kleinsten Zeitraum, die nicht mehr mit Sekunden ihre Erfolge messen kann, die ihre Zeitskala tiefer treiben muß. Wie ungeheuerlich lang aber auch nur eine Minute, wenn jedes Zehntel einer Sekunde eine That, eine Welle, ein Donnerschlag ist. Und aus solchen Minuten setzte sich das neunzehnte Jahrhundert zusammen. . . .

Nun die Arbeitsleistung im Sinne eines technischen Immerhöhersteigens selbst. Es ist keine verhimmelnde Festphrase dieser Wendestunde, sondern es scheint mir unerschütterlichste Wahrheit, daß man in der Geschichte der menschlichen Technik nur zwei Perioden als gleichwertig einander gegenüberstellen kann. Die eine umfaßt das neunzehnte Jahrhundert. Und die andere umfaßt alles, was vorausging.

Ja ganz streng lassen sich sogar in ihrer vollen Größe nur zwei noch engere Stufen miteinander vergleichen: einmal das neunzehnte Jahrhundert und dann jene ganz älteste, wunderbarste, fast mythische Epoche, da alle Technik, da die ganze Werkzeugfrage, die ganze neue menschliche Anpassung an die Natur zuerst überhaupt einsetzte. Alles dazwischen ist wie belanglos, wie Nachklang nur jener ersten Epoche; erst mit dem neunzehnten Jahrhundert kommt der zweite Posaunenstoß.

Am Rande der Eiszeitgletscher schlägt ein prähistorischer Wilder ein Feuersteinstück auseinander und sieht Funken sprühen. Oder er schabt Holzmehl und sieht, daß es von selbst zu glimmen beginnt. Die künstliche Feuererzeugung ist entdeckt. Die rote Flamme loht durch Jahrtausende und Jahrtausende der menschlichen Kultur. Was konnte jene Fundamental-Entdeckung überbieten, gegen die alle Verwertung der Flamme zu Pygmäenarbeit wurde? Nur eins kann sich neben sie stellen als der zweite Schritt: die Einsicht, wie sich der Stoß auf den Stein oder die Reibung des Holzmehls naturgesetzlich verhielt zu der Wärme, die entstand. Neben jenen uralten unbekannten Prometheus

— die den Heizer abwirft und, beladen mit Menſchenfracht, wie ein toll gewordenes Ungetüm ſelbſtändig in die Nacht hinausſauſt. Ein Bild wie aus dem Herzen jenes Senſitiven, der ſich fragte: Ja wohl, ein Jahrhundert des Triumphs — aber die Räder dieſes Triumphs gehen über unſere Leichen. Ein herrliches Tempo, dieſe Technik, die im Quadrat arbeitet; aber halten wir es aus . . . .?

Dieſe Betrachtungsweiſe kann zu ſchwachen, zu verzagten Bildern führen. Der alte Tolſtoi hat es uns gepredigt, daß alle Technik, daß alle aus Technik gewonnene Wiſſenſchaft des neunzehnten Jahrhunderts nur die „ganze Welt“ ſei, von der es mir nichts hülfe, wenn ich ſie gewänne und nähme doch Schaden an meiner Seele. Und doch iſt Tolſtoi kein wirklicher Johannes unſerer Tage geworden. Warum? Weil die jammernde Mahnſtimme hier etwas als Sünde uns zuruft, was in Wahrheit bloß einer Ergänzung bedürftig iſt.

Einer Ergänzung, die ihm nichts von ſeinem Werte nimmt und vor der es keineswegs in Sack und Aſche Buße zu thun braucht. Im Grunde wird es nur ſtärker durch ſie, es kommt eben dem Ganzen thatſächlich näher.

Es giebt einen großen, tiefen, heiligen Regulator jeglichen nervengefährlich raſchen Tempos in der Menſchheit.

In ihr ſelbſt lebt etwas, das wächſt thatſächlich ſo langſam wie ein Korallenriff oder ein Sandſteinfels und es läßt ſich ſeinen Gang ſchlechterdings durch gar nichts beeinfluſſen.

Das ſind die eigentlichen tiefen Ideen der Menſchheit.

Wenn man hierher ſchaut, ſo iſt das neunzehnte Jahrhundert mit all ſeinem Glanz auf einmal ſo winzig wie alle ſeine Vorgänger. Die großen Ideen haben auch in ihm nichts abgelegt von ihrem alten Korallentempo.

Sie ſind gewachſen, aber nach ihrer Art.

Keinen Zoll eiliger als ſonſt.

Da der Glanz von außen so überaus üppig kam, sogar scheinbar langsamer; wie Gras, das man grell beleuchtet, gar nicht mehr zu wachsen scheint; läßt man einen Tag lang die Klappe zu und sieht dann nach, so ist das Wachstum auf einmal evident und jedem Maßstock zugänglich.

Zugegeben dabei: das neunzehnte Jahrhundert verführt außerordentlich leicht zu der Anschauung, daß seine innerlichen großen Menschheitsideen ebenso rapid gewachsen seien, wie seine technischen Fähigkeiten. Das Verführerische liegt darin, daß diese Technik äußerlich Ideenblöcke ins Rollen gebracht hat, die seit Jahrhunderten, ja zum Teil seit Jahrtausenden auf dem Sprung lagen.

Durch die Technik, durch die Maschine sind soziale Ideen in Fluß gekommen. Wer das oberflächlich ansieht, der muß wohl denken, auch in diesen Sozialideen sei mit diesem Jahrhundert auf einmal das Quadrat-Tempo eingeschlagen — und es schwindelt ihm.

Aber diese Ideen, seien wir ehrlich, hat der Königssohn Gautama-Buddha — was immer er nun gewesen sei: eine geschichtliche Gestalt oder eine Menschheits-Dichtung — um Fünfhundert vor Christo schon angeschlagen, als er ausfuhr und einen Bettler und Darbenden und Kranken am Wege liegen sah — und die Königskrone zerbrach — und sich unter den heiligen Banyanbaum setzte und nachdachte, ob das nicht zu ändern sei. . . . .

Diese Ideen sind gepredigt worden auf dem grünen Hügel am See Genezareth, besiegelt durch den Tod des Mannes, den die weltliche Obrigkeit als Aufrührer ans Kreuz schlagen ließ. . . . . Eine Menschheitsidee von Jahrtausenden kommt hier ins Rollen.

Mag die Bête humaine, die Maschine, sie immerhin in diesem Jahrhundert befreit haben. Immer ist es kein Neuschaffen, wie mit der Technik selbst, sondern nur ein erneutes Befreien einer Sache, die schon vor Jahrtausenden zum

Himmel schrie. Eine uralte Idee regt sich hier. Sie hat einen Stoß erhalten von dem Eilzug da oben. Aber es fällt ihr deshalb nicht ein, selber das Tempo des Eilzuges anzunehmen. Dafür gehört sie viel zu zäh den Kernideen des Menscheninnern jenseits von allem Werkzeug an. Und dessen Mühlen mahlen langsam wie alle Ideen-Arbeit.

Ein anderer scheinbarer Punkt liegt im Religiösen, im Philosophischen. Auch das soll in ein Wirbeltempo mit dem Technischen geraten sein.

Ich habe gegeneinander gestellt: eine Thatsache, wie die künstliche Feuererzeugung, und eine abermals technische wie die Entdeckung der Beziehungen zwischen Bewegung und Wärme. Ich nenne letzteres mit Absicht auch eine technische Sache. Philosophisch sind wir mit Mayer auch nicht weiter. Wir wissen weder innerlich, was Bewegung, noch was Wärme ist. Aber in der Technik, aus der der ganze Begriff „Naturgesetz" stammt, sind wir enorm viel weiter. In jenem Falle also war die Urzeit Kapitel Eins und das neunzehnte Jahrhundert Kapitel Zwei.

Nun nehmen wir aber eine angeblich religiös-philosophische Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts: die Entwickelungsidee.

Sie gehört nicht der Urzeit an, aber ebenso wenig als solche dem neunzehnten Jahrhundert. Hier kommen ganz andere Epochen in Betracht, die dazwischen liegen. Immer wieder taucht sie da auf mit der ganzen Zähigkeit einer echten Menschheitsidee. Im neunzehnten Jahrhundert handelte es sich nicht um das Auffinden, sondern um das Wiederfinden dieser Idee. Goethe fand sie auf der Schwelle des Jahrhunderts wieder. Darwin im Jahrhundert selbst mit allen Mitteln des technischen Eiltempos, aber auch nur wieder.

Ein Grieche aus Epikurs Tagen (Epikur um 300 vor Chr.), dem wir vom Telephon erzählt hätten, hätte uns als Narren stehen lassen. Wenn wir ihm gesagt hätten, es ver-

knüpfe ein festes Entwickelungsband Mensch und Tier, ja alle Dinge Himmels und der Erden überhaupt, so hätte er gefragt: „Habt ihr neue Beweise für diese famose alte Idee?“

Gewiß, die Beweisstücke von heute sind wundervoll. Ohne unsere Technik kein Bergwerks- und Steinbruchbetrieb, der die paläontologischen Beweise lieferte. Wo wäre Solenhofen mit seiner Archäopteryx, der Übergangsform vom Reptil zum Vogel, ohne die Technik der Lithographie, die gerade diesen Solenhofener Sandstein zum Abbau brachte? Ohne unsere mikroskopische Technik keine Kenntnis der Zellenlehre, der Embryologie, all dieser weiteren Beweisstücke, wie sie besonders Haeckel benutzt hat. Und endlich ohne praktische Tierzüchterei, Tauben- und Kaninchenzucht, dieses Stück Technik, das das lebende Tier zum menschlichen Kunstprodukt, zum Werkzeug durch künstliche Auslese umformt, keine Darwinsche Zuchtwahl-Theorie.

Und das geht weit über den engeren Darwinismus hinaus. Auf der technischen Vervollkommnung unserer Riesenteleskope, unserer Apparate zur Spektralanalyse, unserer feinen und immer feineren Meßinstrumente beruht das Neue unserer ganzen Kosmogonie. Jene riesigen Ziffern, die diese Kosmogonie so unglaublich großartig machen, ihr solche Zeit- und Raumperspektiven geben, von denen kein früheres Jahrhundert eine blasseste Ahnung gehabt hat: sie resultieren aus technischen Feinheiten. Wenn wir hören, daß das Licht, das in der Sekunde über vierzigtausend Meilen läuft, vier Jahre braucht, um vom nächsten Fixstern, dem roten Doppelsterne Alpha im Sternbild des Centauren, zu uns herüberzukommen, so ist das gewiß eine Thatsache, die einen ganz neuen Himmel für unser Denken aufbaut. Aber diese Thatsache wird subtilster Technik verdankt, den Messungen über die Geschwindigkeit der Lichtwellen im Äther, den mühsamen Versuchen, die sogenannte Parallaxe der Fixsterne zu finden, die uns ihre Entfernung an die Hand giebt.

Alle diese äußerlichen Fortschritte, die an sich ja gar nicht überschätzt werden können wie alles, was mit der modernen Technik zusammenhängt, — sie dürfen uns nicht darüber täuschen, daß sie nicht selbstständig im gleichen Eiltempo Ideen produziert haben.

Sie haben nur in ihrer Art als neues Material eingreifen können in philosophische und religiöse Ideenlinien, die als solche von längster Hand heraufkommen und deren inneres Wühlen, Wachsen und Arbeiten sich heute so wenig wie vor Jahrtausenden sein Tempo vom rohen Material vorschreiben läßt.

Man könnte sagen, es handelt sich hier um eine Art philosophischer Kapazität der Menschheitsseele. Sie hat für ein Jahrhundert nur so und so viel Fassungsraum, und ob dieses Jahrhundert nun an äußerem Material bloß so viel aufhäuft, daß es im Extrakt in einen Kleinoktavband geht, oder ob, wie bei unserem jetzt, eine Bibliothek von hunderttausend Bänden nicht reicht, — das ändert daran gar nichts. Der Rest bleibt eben unverdaut liegen, die Dinge haben ja keine Eile. Wenn das innerliche ideelle Verarbeiten heute eine physikalische oder astronomische Thatsache glücklich erreicht, die der alte Hipparch schon erfaßt hatte, so ist das immer noch zeitig genug. Denn was sind nun wieder diesem Ideenwachstum zweitausend Jahre.

Aus dieser Betrachtungsweise kann man sich jetzt auch die Antwort schaffen, wenn einer kommt und uns sagt, das neunzehnte Jahrhundert sei überhaupt nicht ein großes, sondern sogar ein sehr ideenarmes Jahrhundert gewesen.

Die Ideenarmut pflegt meist gerade damit bewiesen zu werden, daß wir uns mit alten Ideen trotz so viel neuer Thatsachen fort und fort herumgeschlagen hätten.

Gewiß, nehmen wir das einmal in der Philosophie. An der Schwelle des Jahrhunderts steht Goethe. Er fühlte, was er Spinoza verdankte. Also altes Ideenmaterial:

Spinozismus. Im Jahrhundert selbst steht als abgeklärt großer philosophischer Originalkopf Schopenhauer. Das Fundament seiner Lehre sind uralt indische Vorstellungen über Lust, Leid und Erlösung. Ein nicht minder tiefer Originaldenker der Mitte des Jahrhunderts, Fechner, der charakteristisch ist eben gerade durch seine engsten Beziehungen zur exakten Naturwissenschaft, arbeitete mit Ideen, die allerorten zu Angelus Silesius, zu Kepler, zu den alten Realisten in der Begriffslehre, zu den Neuplatonikern und endlich zu Plato selbst zurückführen auf dem Umwege über die moderne Psychophysik. Endlich die ganze materialistische Philosophie, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so reiche Wellen treibt, weil sie am engsten mit der Technik Schritt zu halten glaubt, wälzt in ihrem ideellen Teile immer nur wieder dieselben Quadern aufeinander, die Epikur und Lukretius gewälzt.

Waren wir nicht ein reines Jahrhundert des philosophischen Eklektizismus? Alte Schläuche, immer nur alte für eine Zeit, da die Technik an der Hochzeitstafel saß und jeden Quelltrunk in roten Wein verwandelte . . . . .

Aber wir denken an jenes Bild von dem verschiedenen Tempo der Dinge innerhalb derselben Menschheit. Es geht doch nicht an, ein Jahrhundert, an dessen Schwelle eben Goethe stand, in dem eben Schopenhauer und Fechner schrieben und das die alte vage Lehre Epikurs auf einmal bestätigt glaubte eben durch den ganzen Riesenbau moderner Naturforschung, als ein philosophisch armes Jahrhundert zu bezeichnen.

Es zeigt sich hier nur immer wieder, daß wir mit diesem ganzen Ideenleben vor einem Prozeß der Menschheitsseele stehen, vor dem Jahrtausende verschmelzen in eins. Weil das alte Indertum noch mitten unter uns ist auf dieser Ideenseite, konnte Schopenhauer es aufgreifen. Weil vor dem Wachstum von Ideen der Zeitraum zwischen Spinoza und Goethe eine Bagatelle ist, konnte Goethe sich als Jünger

Spinozas fühlen. Keiner von dieſen wurde dadurch ſchlechter, daß er es that. Man muß nur nach dieſer Seite von einem Jahrhundert nicht zu viel erwarten. Ideen wachſen nicht mit Werkzeugsgeſchwindigkeit, ſondern als geiſtiger Korallenfels, geiſtiges Sandſteingebirge. In ihnen projiziert auch der Menſch nichts nach außen, — was er ſich hier erwirbt, das erwirbt er wie ſeeliſche Löwenkrallen und ſeeliſche Gürteltierpanzer am eigenen Leibe, im eigenen geiſtigen Organismus. Und dieſe Anpaſſung geht langſam, ein Jahrhundert iſt eine Sekunde vor ihr.

Sieht man auf dieſes Ideenwachstum, ſo iſt es ſchlechterdings gar nicht einmal möglich, das Jahrhundert auch nur ſcharf zu individualiſieren, es in ſeinen Zeitgrenzen als Organismus, wenn auch nur als winzig kleinen, überhaupt zu faſſen.

Techniſch geht das ja auch wieder merkwürdig gut. Ganze Wiſſenszweige ſetzen da förmlich programmmäßig beinahe mit der Ziffer ein: die Elektrizitätslehre größeren Stils bei Volta, die Paläontologie bei Cuvier, und andere mehr.

In den Ideen kann man das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert nur ganz ausgetiftelt voneinander ſcheiden. Man balgt ſich heute noch über die rechte Jahreszahl, mit der ein Säkulum anhebt, die Null oder die Eins. Aber was iſt das gegen die Schwierigkeit der Frage: gehört Goethe zum achtzehnten oder zum neunzehnten Jahrhundert?

In einem weiteren Sinne hätte es ſehr viel für ſich, als ein wahres Ideen-Säkulum etwa die ganze Zeit zu faſſen von Kepler, Giordano Bruno, Spinoza bis auf Goethe und mit Goethe. Der ganze Reſt des neunzehnten Jahrhunderts über Goethes Tod hinaus läßt ſich dann mit zahlreichen Gründen definieren bloß als eine Spanne des äußeren Weiterſtrahlens und Welteroberns der Ideen, die in ihm ſchon alle vereint lagen. Im Grunde beweiſen aber

alle dieſe Spintiſiereien nur immer wieder haarſcharf, daß in der Geſchichte der Ideenmenſchheit zehnmal zehn Jahre überhaupt nichts Ernſthaftes ſind.

. . . . Mein Blick wandert über die große weite weiße Eisfläche vor mir hin.

Und ich ſage mir, daß doch eines auch in der Ideenwanderſchaft dieſes verklingenden Jahrhunderts deutlich iſt, etwas, was ihm trotz allem ein Charakteriſtikum giebt.

Es lag wenig Ideenverſteinerung in ihm.

Ich habe das Bild vom Korallenwachstum gebraucht. Das Korallenriff wächſt, indem es nach unten immerzu abſtirbt und zu einer ſtarren Steinbaſis aus Milliarden abgelebter Kalkgehäuſe wird. Vielleicht erſt nach Jahrmillionen wird dieſer Kalkfels wieder ganz verwittert, ganz aufgelöſt und fortgeſchwemmt ſein, um mit ſeinen chemiſchen Teilchen neu in den großen Kreislauf der lebendigen Dinge einzutreten. Auch in den Menſchheitsideen liegt eine ewige gefährliche Tendenz, unter ſich gewiſſe Verſteinerungskruſten zu laſſen.

Während die Idee rüſtig weiter ſchafft, ſich fortentwickelt in den individuellen, echten, nur ihr verpflichteten Großgeiſtern und Ganzgeiſtern, ziehen ſich ins Lebensmeer hinein von dort erſtarrte dogmatiſche Riffe, verkalkte und verſteinte Ideenweisheit von ehemals, die aber nur noch die banale Form geſpenſtiſch wahrt.

In der Politik, der Äſthetik, der Moral, der Religion und Philoſophie, überall, wo Ideen je mächtig waren, hat dieſe Riffbildung verhängnisvoll das Ideenleben ſeit Alters begleitet und die Bahn beengt. Auch hier ſind Jahrtauſende nötig, um das Starre endlich wieder zu brechen, zu zermalmen, wieder in den lebendigen Ideenkreislauf zurückzubringen.

In der Bildungskraft ſolcher dogmatiſchen Riffe walten aber nun offenbar gewiſſe Abwechslungen, an denen ſich wieder die Jahrhunderte kennen und unterſcheiden laſſen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie mir ſcheint, ganz auffällig wenig Rifffalk angeſetzt.

Durch das ganze Jahrhundert geht ausgeſprochen ein Zug gegen das Dogmatiſche, das „Ewige", die erſtarrende Formel, die das Leben verlaſſen hat, die aber gerade jetzt als ewige Inſtitution ſich darſtellen möchte.

Mit dem letzten Stück des achtzehnten Jahrhunderts teilt es die zunehmende Revolte gegen eine ganze Reihe beſonders gefährlicher älterer Riffe auf ſozialem und kirchlich-dogmatiſchem Gebiet. Nackt werden ſie dargelegt, zertrümmert, geſprengt an allen Ecken und Enden, daß ihre tot aufgeſpeicherte chemiſche Subſtanz wieder frei werde für neuen Lebenskreislauf des idealen Menſchentums. Neue Riffe aber ſind wohl kaum nennenswert auch nur angelegt worden. Wenigſtens wüßte ich nicht ein einziges Ideengebiet zu nennen, in dem das Jahrhundert mit ſcharfen, alſo der beginnenden Verſteinerung ſtets verdächtigen Dogmen von eigener Neuarbeit ſchlöſſe. Wo auf dem neuen ſozialen Boden auch nur der Schein einer Verkalkung ſichtbar geworden iſt, da hat ſofort die aufwühlende Debatte mit der ganzen fieberhaften Schnelligkeit dieſes Jahrhunderts eingeſetzt. Wie ſchnell ſind äſthetiſche Dogmen wie das naturaliſtiſche wieder in Fluß gekommen. Mit wie viel Ketzereien endet die Naturwiſſenſchaft, obwohl ſie mit ihrem märchenhaft ſchnellen Wachstum am allerſtärkſten der Gefahr unterlag, raſch ſichtbare dicke Riffe zu hinterlaſſen. Alte Barrièrenriffe ragen ja trotz der koloſſalen Regulierungsarbeit noch in ſehr ſtattlicher Zahl, ich brauche ſie nicht näher zu bezeichnen. Aber keine neuen.

Es iſt eine helle Freude, mit wie viel offenen Debatten, Zweifeln, Schwankungen, Hypotheſen und loſe hin und her ſchaukelnden Idealen und Zielen wir auf allen Ideengebieten ins neue Jahrhundert hineinpilgern, ohne Zöpfe und Chauſſeeſperren, einfach aufs Suchen, Probieren ange-

wiesen, ohne dogmatische und gesetzliche Wegweiser im hohen grünen Wald des Welterlebens.

Und wer weiß!

Vielleicht ist doch im Allerinnersten auch der menschlichen Ideenentwickelung in diesen letzten Jahrhunderten nach dieser Seite eine kleine Tempobeschleunigung selbständig aufgetreten. Nicht als eine von außen, durch den Schnellflug äußerer Technik oder sonst etwas derart künstlich erregte, gewaltsame Beeinflussung, sondern heranwachsend aus dem dunklen Nährboden des Ideenlebens selbst.

Vielleicht hat sich das Tempo eben gerade so beschleunigt, daß jene dogmatischen Erstarrungen, jene böse Miterzeugung toter verkalkter Riffruinen mehr und mehr unmöglich gemacht wird.

Auf einmal wird das auch nicht kommen. Erst unsere Nachfolger in ein paar weiteren Jahrhunderten werden es in den ganz feinen Schwankungen der Ideenbahn der Menschheit allmählich nachweisen können, etwa so wie wir heute die Wandlungen der Erdachsenrichtung kennen gelernt haben, deren erste Spuren der alte Hipparch bereits dunkel merkte.

Sollte aber das neunzehnte Jahrhundert in diesem Sinne wirklich einmal erkannt werden als eine der ersten Wendezeiten, da die Achse unseres Ideenlebens sich vom erstarrten Dogma, der „ewigen Institution“, der „absoluten Autorität“ in jeder Form und auf jedem Gebiete ganz leise überhaupt hinwegzuwenden begann, — dann würde es auch in der Geschichte der Idee allerdings eine geradezu ungeheure Rolle fortan spielen müssen, — eine mindestens ebenso große, wenn auch dem äußeren Anblick niemals so berauschende Rolle, wie es sie als zweites Weltalter grandioseſter Technik uns heute schon spielt. Das ist ja bis jetzt noch nicht abzusehen als Thatsache, aber immerhin als Hoffnung.

Und inzwischen ist es auf alle Fälle ein lustiger Moment, — so auf der Wasserscheide von zwei Jahrhundertabschnitten.

Dort rinnen die Wäſſerlein, alle die feinen Silberfädchen in das alte Land zurück, das wir durchwandert haben. Wohin werden ſie auf der anderen Seite fließen? Durch tiefen grünen Tann, den wir noch nicht kennen, werden wir ihnen folgen. In der Welt des ewig Seienden, wo die Urſache ſchon die Wirkung iſt, grünt auch er ſchon ſeit Ewigkeit, ſeit Anfang aller Urſachen. Aber wir verzauberten Waldkinder der Zeit müſſen ihn erſt erringen wie neu auf langer Fußwanderung, Schritt um Schritt.

Hier, an der ſchmalen Paßſcheide ſelbſt, wächſt nicht viel. Niedriges Krummholz, in dem der Wind ſingt. Aber es iſt ein heller verwegener Höhenwind, an ſtrenges Himmelsblau mit ſchnellen Wolkenfolgen gewöhnt und nicht an ſtagnierende Thalnebel.

Da unten, fern, rieſengroß, die verlaſſene Welt, aus der wir kommen. Große Ströme wirklich nur noch Silberfäden; eine wimmelnde Stadt ein weißes Rauchwölkchen. Das Auge ſucht herum, — da, dort noch ein Punkt. Ein Turm, eine Brücke, — ein Grab, wovon noch ein letztes Wörtlein zu erzählen wäre. Aber alles ſchon eingeſungen in Höhenluft — und in die Melodie, die ſchon jenſeits von Haß und Verlangen iſt: „Muß i denn, — muß i denn ....“

Ein Wort zu Novalis

Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne sein.

Novalis

Er ist sozusagen auf die Geburtsstunde des neunzehnten Jahrhunderts gestorben. Aber nicht darum allein hat er ein Recht darauf, daß man in der Todesstunde dieses Jahrhunderts an Novalis den Lebendigen denkt.

Seltsamer Zauber des Wortes: das neunzehnte Jahrhundert begann mit Novalis Tod!

Das Jahrhundert der That, des Realismus in Forschung, Kunst und Politik, dessen Sonne sich rot heraufhebt über dem armen blauen Grabhügel des jungen, versonnenen Romantikers.

Novalis starb im März 1801.

Er starb wie in einer sanften Verklärung, die doppelt merkwürdig war an einem Neunundzwanzigjährigen, dessen Lebenswerk in unvollendeten Blättern ohne jeden äußeren Erfolg bestand. Man wird an das Ende eines anderen gemahnt, der auch so friedevoll ausgelöschen ist, und der mehr als diese eine Ähnlichkeit mit dem Dichter des „Ofterdingen“ hatte: Spinoza. Aber Spinoza war fünfundvierzig Jahre alt, als er an der Schwindsucht starb, und er hatte der Welt

ein Werk gegeben, das diese Welt seiner Auffassung nach für immer erschloß. Novalis mußte, wenn auch er sich am logischen Ende seiner vollen Leistung fühlte, den ganzen Glauben des Künstlers an den ausgestreuten Aphorismus in sich tragen, der dem Kundigen in Satzeskürze eine Welt umschließt, — den Glauben, daß in der ungeheuren Logik des Schönen der Torso ebenso rede, wie das vollendete Kunstwerk, den Glauben des Künstler-Philosophen, daß auch die durchbrochene Arabeske doch einen geheimen Anschluß und Abschluß finde in der umfassenden Harmonie der Welt.

Verzeichnen wir zuerst ein Symptom.

Nach unserem heutigen Urheberrecht sind des Novalis Werke seit beinahe siebzig Jahren dem Neudruck frei. Kein deutscher Verleger aber empfand Jahrzehnt um Jahrzehnt das Bedürfnis, die alte Tieckſche Gesamtausgabe auf eigene Faust zu erneuern. Selbst diese Originalausgabe hat seit über fünfzig Jahren keine neue Auflage mehr zustande gebracht. Inzwischen steht die Sonne des Jahrhunderts im letzten Blitz des Verlöschens.

Da, in dieser äußersten Stunde, traten plötzlich zwei neue Ausgaben fast zugleich auf den Plan.

Die eine, wundervoll ausgestattet, in drei romantisch blauen Liebhaberbänden des Verlages von Eugen Diederichs, eingeleitet von Bruno Wille. Man erinnert sich, daß Wille, der bekannte Freidenker, vor vier Jahren in Österreich wegen Religionsstörung in Untersuchungshaft gesetzt, vom Staatsanwalt auf Kerker angeklagt und schließlich zu acht Tagen Arrest verurteilt wurde. Dieser Mann tritt mit der ganzen Energie seiner starken Persönlichkeit für die Auferstehung und Ausbreitung des Novalisschen Gedankens ein. . . . Die andere, mehr philologische Ausgabe ist von Heilborn und enthält sachlich wertvolle Ergänzungen aus dem bisher unzugänglichen Familienarchiv der Hardenbergs.

Man hat das Gefühl, als sei ein dräuendes Himmels-

zeichen, geknüpft an die Ziffer dieses Jahrhunderts, endlich still vorüber gegangen.

Alte Werte kommen aus ihren Schlupfwinkeln zurück. „Sein Geist", hat Arnold Ruge tief im Jahrhundert einmal von Novalis gesagt, „trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit." Das war nun kühne Träumerei. Ich denke an gewisse alte Scherzbilder aus dem Frankfurter Parlament, die den guten Ruge mit einer Schlafmütze über den Augen zeichnen. Er hat sie auch sonst oft aufgehabt. Nein, im neunzehnten Jahrhundert selbst, groß und klein, wie es nun gewertet werde — in ihm traf auf keinen Fall Novalis ins Herz der Zeit. Aber Bruno Wille setzt die Rugeschen Worte doch bedeutsam an den Schluß seiner liebevollen Skizze von Novalis unsterblicher Individualität. Im zwanzigsten Jahrhundert werden sie vielleicht ihre Wahrheit finden.

Ich habe mir die Frage vorgelegt, wie viele in unserer schnellen Zeit den alten lieben Novalis jetzt wohl zum erstenmal als „Neuen" kennen lernen werden? Und was werden sie jetzt bei ihm finden?

Wer da von der blauen Blume im Sinne, wie das absterbende Jahrhundert sie sah, anfinge, der weckte unabänderlich etwas von Kamillenthee. Es ist das Wesentliche dieser Blume, daß sie neu wird und an neuen Stellen wächst. Nur mit diesem tiefen Entwicklungsprinzip und seiner ewigen Auferstehung kann sie in neue Zeiten wieder einwachsen.

Als Dichter ist Novalis auch im neunzehnten Jahrhundert immer mehr oder weniger „achtend" mitgeschleift worden. Dafür war dieses Jahrhundert ein zu kluges Jahrhundert und ein zu aktenmäßig sorgfältiges. Was man aber nicht mehr sah und sehen wollte, war gerade das, was meiner Ansicht (und ich glaube, auch seiner eigenen nach) das Bedeutendste in Novalis war: die philosophische Tiefe. Nach hundert Jahren Neunzehnhunderts-Philosophie ist es möglich, jetzt eine Wegbiegung zu finden, die zu ihm zurück-

lenkt. Ich meine nicht, zurücklenkt im Sinne einer Reaktion. Aber etwa so, wie man von einem Wege, der im Ganzen höher gestiegen ist, doch eine jähe, wundervolle Fernsicht in zurückliegende Gegenden erhält.

Niemals hat ein Jahrhundert der Menschheit so auf seine Klarheit gepocht, wie das neunzehnte. Novalis sollte „unklar" sein.

Noch jetzt, wo eine Sehnsucht wieder nach Novalis erwacht ist, kommt dieser Vorwurf wie ein althergebrachtes Requisitenstück zurück. Und doch ist gerade er so ungerecht wie nur möglich.

Novalis ist voll von unfertigen, jugendlichen Zügen, die sich aufdrängen, weil man bloß diese Jugendsachen von ihm hat. Aber das eigentliche Gerüst, das alles trägt und um dessentwillen ein Name „Novalis" in der Weltlitteratur stehen geblieben, ist ein Gedanke von goldener Klarheit. Man staunt, daß er in einem so jungen Kopfe sich schon so entwickeln konnte. Wie eine Offenbarung muß er von einem bestimmten Moment an sich darin festgesetzt haben, fortan schlechterdings unerschütterlich.

Es war der Glaube an die Dichtung als eine Wahrheitsquelle.

Wie dieser Glaube sich bei Novalis ausspricht, tritt er stets mit voller philosophischer Kraft hervor. Die Philosophie bestimmt die Erkenntnisquellen für unser Weltbild. Für Novalis ist das Ästhetische, ist die Dichtung eine echte Erkenntnisquelle dieser Art. Es handelt sich bei ihm nicht mehr um eine ästhetische Theorie im Engeren. Es handelt sich um Welttheorie.

Die Form, wie Novalis diesen seinen Grundglauben anbringt, ist natürlich eine sehr vielgestaltige. Bald kommt er mit ihm direkt, wenn auch aphoristisch philosophierend. Bald will er sein großes erkenntnistheoretisches Urteil über die Dichtung mit den Mitteln der Dichtung selbst zum Aus-

druck bringen. Ich finde wenigstens in der Prosadichtung des Ofterdingen, die ganz auf dieser Absicht steht, den Versuch schwächer gelungen, obwohl die Idee einzigartig war, wie die Fortsetzungs-Fragmente ahnen lassen. In den vollendeten Teilen des Romans tritt der Gedanke doch da am schönsten hervor, wo in Reden mehr oder minder unmittelbar und auf naiver Kunsttechnik philosophiert wird, während die Handlung als Ausdrucksmittel unvollkommen bleibt. Der größte Schatz, den uns Novalis neben seinen Gedichten überhaupt hinterlassen hat, sind die zahllosen philosophischen Fragmente, die als scheinbar regelloses philosophisches Tagebuch jetzt Bände seiner Werke füllen. Ohne jene Idee fielen diese losen Aufzeichnungen wirklich als Schnitzelwerk auseinander. So bildet sie den Faden, der sie aufreiht, ihnen eine Einheit giebt.

Immer aber und wie nun auch der große Erkenntnisgedanke durchgedrückt werde: es bleibt ihm die sieghafte Klarheit und in jedem Ausdruck ist er der eigentliche Novalisgeist, der über den Wassern schwebt: ein eisern logischer Geist.

Gerade in diesem Gedanken von der Kunst als Wahrheitsquelle steckt aber, meine ich, das, was man heute durchfühlen muß: die eigentümliche Beziehung zwischen Novalis und der modernen Forderung des „Realismus“ in der Kunst. Novalis, der Romantiker, der Mann der blauen Blume, war ein echter Realist, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert für die Theorie der Dichtung keinen schärferen hervorgebracht hat. Und der Dichter des „Ofterdingen“ und das Jahrhundert, das ihm folgte und ihn so selten verstand, sind im letzten Grunde gar nicht deswegen auseinander gekommen, weil der eine ein Träumer nnd das andere realistisch war; sondern der verwegene Realismus dieses Dichter-Denkers war dem ganzen Jahrhundert des Realismus noch zu realistisch-kühn.

Die realistische Theorie unserer Tage hat mit soviel Energie betont, daß die Kunst der Wirklichkeit gerecht werden,

daß ſie gleichſam zurück müſſe zur Wirklichkeit. Von einer „Wahrheitskunſt“ iſt viel geſprochen worden.

Es giebt da allerdings eine engere Kunſtdoktrin, die ſcharf an die Naturphiloſophie der zweiten Hälfte des Jahrhunderts anknüpft und nur aus dieſer zu verſtehen iſt. In dieſer Naturphiloſophie iſt die wahre Welt, das objektiv „Wirkliche“, eine ſeelenloſe Maſchine. In dieſer Maſchine hängen die Menſchen nur wie Spiegelplättchen. Heute blitzt ſo ein Plättchen auf, ſpiegelt eine Weile und verſchwindet dann wieder. So groß die äſthetiſche Theorie nun auch die Kunſt faſſen mochte: größer als den ganzen Menſchen konnte ſie ſie nicht faſſen. Und ſo erhielt auch die Kunſt bloß ihre Spiegelrolle. Sie verlor jeden ſchöpferiſchen Charakter. Alle ihre höchſte, äußerſte Leiſtung, das verwegenſte Kunſtideal: ſie konnten doch immer nur in einer äußerſten Schärfe der Spiegelung beſtehen. Hier die „Wirklichkeit“, — dort die Kunſt als vollkommenſter Spiegel bemüht, dieſe Wirklichkeit ſo exakt wie möglich noch einmal zu geben.

Dieſer engeren Theorie, die ſpäter einmal zu den merkwürdigſten und ſpezifiſchſten Produkten des neunzehnten Jahrhunderts gerechnet werden wird, ſteht Novalis ja nun in jeder Hinſicht ſo fern wie ihr überhaupt einer ſtehen kann.

Aber man kann dieſe einzelne Doktrin auch beiſeite laſſen und ſich allgemein daran halten, daß in der realiſtiſchen Kunſtbewegung unſerer Zeit eine große Unterſtrömung allenthalben beſteht und ſogar den wahren innerlichen Strom bildet, die überhaupt und ganz im Großen bloß Kunſt und Wirklichkeit in ein engeres Verhältnis bringen möchte, als es ſonſt anerkannt zu werden pflegte. Und ſo wie man den modernen Realismus nur auf dieſe große, grundlegende Forderung hin anſieht, ohne ſchon mit der Erfüllung durch irgend eine ſpezialiſierte naturaliſtiſche Theorie des Tages zu rechnen, — ſo erſcheint die Brücke zu Novalis im ganzen Glanz. Novalis wird nicht müde, uns immer

neu zu verkünden, daß die Kunſt als ſolche Wirklichkeit ſei, daß ſie „Wahrheit“ ſei. „Poeſie iſt das abſolut Reelle. Dies iſt der Kern meiner Philoſophie. Je poetiſcher, je wahrer.“

Höher, als es in ſolchen Sätzen geſchieht, läßt ſich der äſthetiſche Realismus wohl überhaupt nicht mehr treiben.

Aber man ſieht auch ſogleich die ſubjektive Wendung, die Novalis dem Grundgedanken geben mußte.

Eine Zeitſtimmung verkörpert ſich in ihm. Die Stimmung einer Zeit, die, wenn ſie über Kunſt und Wirklichkeit etwas ausſagen ſollte, wie von ſelbſt von der Kunſt dabei ausging. Novalis wächſt auf, bildet ſich, erliſcht inmitten einer Blütezeit der Dichtung. Wie groß oder klein er ſelbſt ſich nun noch bei längerem Leben hätte als Dichter entfalten können: jedenfalls ſtand die Dichtung im Ganzen, als Zeitbild, in einer Glorie der Erfüllung über ihm. Der unbeſtritten größte Menſch der Zeit, Goethe, war ein Dichter. Im Kopfe und der Arbeit dieſes Dichters und ſeiner Genoſſen ſchien das größte Stück Wirklichkeit umſpannt zu ſein, das man je beſeſſen hatte. Aber die Kunſt war dabei die Klammer, die alles zuſammenhielt. Wer in ſolcher Stunde von der Kunſt ſprach, dem erſchien ſie als ein abſoluter Wert, deſſen weltumfaſſende, weltſchaffende Größe als ſolche nicht diskutiert zu werden brauchte. Und Novalis war der Philoſoph dieſer Stunde und dieſer Kunſt.

Das Kunſterlebnis war ihm das erſte, das tiefſte Erlebnis des Menſchen überhaupt. Hier ſetzte die Wirklichkeit mit ihrer ganzen Wucht ein. Die Alltagserlebniſſe, die uns konventionell gemeinſam begegnen und die wir im engeren Sinne als „Wirklichkeit“ zu bezeichnen pflegen, bildeten nur mehr die abgeblaßten, verſchliffenen weiteſten Ränder des großen Erlebnisteppichs. Streng genommen ſteckte aber ſelbſt in ihnen noch ein Dichten. Die Dichtung war Wirklichkeit einfach, weil alle Wirklichkeit eine Dichtung war. Es war

manchem anderen „Myſtiker“ das Loos, daß ſeine Myſtik nichts anderes iſt als ein folgerichtiger Monismus, der ſich bloß vor der unfaßbaren Größe ſeines Einheitsbildes der Welt oft in der ſtammelnden Rede des dunkel Begeiſterten ergeht. Für Novalis iſt die Kunſt Wirklichkeit, weil es eben für ihn überhaupt kein Zweierlei in der Welt giebt. Der grüne Baum und die Venus von Milo erblühen ihm aus und in der gleichen Realität.

Eine moniſtiſche Linie fand nun das neunzehnte Jahrhundert unabhängig und in ſeiner beſonderen Weiſe auch heraus. Nicht bei Novalis, deſſen Tiefe es wie einen mythiſchen Schatz unter blauen Flämmchen liegen ließ, ſondern in der Welt ſelber, auf Grund eines zunehmenden Realismus äußerlicher Art.

Nicht umſonſt iſt gerade das Wort Monismus aus naturwiſſenſchaftlichen Kreiſen heraus in Umlauf geſetzt worden. Die Naturforſchung hat am meiſten dazu beigetragen, ein einheitliches Weltbild dem Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts wahrſcheinlich zu machen. Die Linie vom fernſten blauen Nebelfleck des Alls bis zur gelben Flechte auf irdiſchem Granitgebirge, wie ſie Alexander von Humboldt zuerſt ſeheriſch als Einheit ſchaute, iſt in den Tagen der Spektralanalyſe und Darwins aus einem Sehertraum zur Realität geworden. Zuerſt der phyſiſche Menſch, dann aber auch der moraliſche Menſch fühlte ſich ſelber hineingeriſſen in dieſe großartig einheitliche Verknüpfung. Anfangs mit etwas Angſt, aber dann doch allmählich mit der hohen Zuverſicht, daß ſich hier eigentlich nur auf einem neuen Wege erfülle, was alle tiefſte Philoſophie ſeit Jahrtauſenden gehofft und geglaubt: die organiſche Einfügung des kleinen Reigens „Menſch“ in den vollkommeneren Reigentanz eines Höheren, mochte man das nun Gott oder Naturgeſetz oder Entwickelung oder wie ſonſt nennen. Keine Frage der Dauer konnte es ſein, daß auch der äſthetiſche Menſch

ſchließlich hier einmünden müſſe. Die praktiſchen Verſuche dazu waren nur eben von dieſer Seite noch ſchwach.

Man muß immer nicht vergeſſen, durch welche einſeitigen Hände diesmal die ganze Sache gegangen iſt. Die Naturforſchung des neunzehnten Jahrhunderts oder, weiter gefaßt, überhaupt der ganze Realismus dieſes Jahrhunderts hat uns ja unſchätzbare neue Bauſteine zu einer einheitlichen Weltanſicht aufgehäuft. Aber die philoſophiſche Durchdringung des neuen Materials iſt ſtreng genommen jetzt, am Ausgange des Jahrhunderts, noch erſt in den Anfängen. Man darf ſich dem nicht verſchließen, wie kurzſichtig und notdürftig da überhaupt anfangs gebaut worden iſt. Wenn ich mir das Einheitsbild der Allnatur ſo eng aufbaue, wie es etwa der jüngſt verſtorbene alte Büchner gethan (der ſonſt und in ſeiner Weiſe menſchlich ja auch Idealiſt genug war), wenn ich das einzige Einheitsband dieſer Natur bloß in gewiſſen Gewichtsverhältniſſen des Stoffes, der Materie ſuche: ſo werde ich nie über die bedrohliche Thatſache hinauskommen, daß ein beliebiger roher Marmorblock von ſo und ſo viel Stoffgewicht abſolut gleichwertig ſei der Venus von Milo. Und wenn ich im Sinne der beſtimmten Doktrin, wie ſie oben ſchon geſtreift iſt, mir den ganzen Menſchen erſchöpfe im Begriffe eines rein paſſiven Spiegelplättchens an einer ſeelenloſen Maſchine, — dann mache ich natürlich die Kunſt in demſelben Verhältnis immer *kleiner*, je *mehr* ich ſie moniſtiſch in die Wirklichkeit einfüge. Dieſe Wirklichkeit ſelber erſt wieder größer zu machen, iſt die ernſte philoſophiſche Aufgabe, mit der wir aus dem toten Jahrhundert übergehen in das neue lebendige. Doch das iſt im weiteren ja eine Sache für ſich, wie man nun jetzt oder wie man nochmals in hundert Jahren den Monismus faſſe und faſſen werde.

Worauf es mir ankommt, iſt die tief innerliche Gleichartigkeit des methodiſchen Zieles bei Novalis wie beim mo-

dernen Realismus. Von zwei Seiten rollt die Welle hier gegen den gleichen Fels.

Es ist ein altes Bild: der Fels, der die Welle bricht; der Geologe von heute wird es veraltet nennen. Im Laufe der Zeiten giebt es keinen Fels, den nicht die Welle durch langsame Erosion zerstörte.

Auch der Glaube an die Realität des Ästhetischen ist eine solche Welle der Jahrtausende. Was vor hundert Jahren Novalis hieß, das heißt heute Naturalismus in der Kunst. Und in nochmals hundert Jahren, wenn der Begriff Natur sich selber noch wieder ein Stück geklärt hat, wird es nochmals wieder anders heißen. Die Welle aber ist die gleiche.

Giebt man aber in diesem Sinne zu, daß Novalis in diesem ganzen Jahrhundert eigentlich gar nicht gestorben ist, und daß wir, ohne uns an den romantisch blauen Jüngling selbst überflüssig viel zu erinnern, doch mit einer unverwüstlichen Zähigkeit in seinem Hauptgeleise vorwärts gedrängt haben: — so läßt sich sehr wohl die Frage aufwerfen, ob nicht gerade die Beschäftigung mit Novalis heute, in einer gewissen Krisis des Naturalismus, wieder wichtiger und fördernder sein könnte als die mit irgend einem zweiten großen Ästhetiker der Vergangenheit.

Novalis war nicht nur kein Verächter, sondern er war in seiner Weise sogar ein Vorkämpfer des naturwissenschaftlichen Denkens. Darin war er ganz der Jünger Goethes, daß er den Anbruch einer neuen und notwendigen Epoche, die an die Naturforschung anknüpfte, in ganzem Umfang ahnte — und daß er zugleich keine Angst davor hatte. In Novalis' letzten Jahren spielt die Naturwissenschaft auch äußerlich eine Hauptrolle, ganz dicht vor Thorschluß nimmt sein Flügelschlag noch eine Wendung, als wolle er Forster und Alexander von Humboldt nachfliegen. Unter seinen Aphorismen stehen gerade naturgeschichtliche im engeren

Sinne, die ſehr viel mehr als Einfälle eines Dilettanten ſind. In dieſem Punkte können wir uns heute, nach ſo viel Hochflut der Naturforſchung und Naturforſcher-Herrſchaft, alſo mit ihm mindeſtens ebenſo gut vertragen wie mit dem alten Goethe.

Aber Novalis hatte eben auch jenes Andere noch, — das, was uns ſo ſchwer fällt und was wir doch ſo durchaus nötig wieder brauchen.

Er hatte den großen Glauben an die Dichtung, an ihr königliches Recht, Welten zu vergeben, an ihr Meſſiastum, Berge zu verſetzen, an ihre aktive Macht.

Wir heute kommen aus einer Epoche der Lombroſos, wo an die Kunſt nicht nur der Ruf erging, daß ſie noch nichts „ſei", ſondern erſt etwas werden „ſolle", — ſondern wo gar gefragt wurde, ob ſie nicht eine Verirrung überhaupt bilde, ein krankhaftes Gewächs, ein ſeeliſches Carcinom. Wir kommen vom „Normalmenſchen", der ſchon überlegt, was die Kunſt wohl für eine Art Abnormität, welche engere Krankheit ſie ſein könne, — ob ſie etwa eine Abart der Epilepſie ſei oder eine Begleiterſcheinung der Alkohol-Degeneration. Ja, wer von dieſem Alp eine Weile geritten worden iſt, für den thut Novalis not wie ein Sturzbad.

Seine Augen werden ihm ſo wieder frei, daß er das Einfachſte von der Welt wieder begreift: den Dichter als Menſchenturm, Menſchenberg, Menſchenſternwarte, — als die Sternwarte, wo der Entwickelungsſtern der Menſchheit beobachtet wird, — und nicht als Menſchenabgrund, Menſchenkloake. Als die Gottesſtimme der Menſchheit, „Gott" im Sinne der Fortentwickelung zum Höheren genommen — und nicht als den trüben Urin eines Fieberkranken.

In ganzen Kilogrammen muß man dieſem ſelber Fiebernden Novalis eingeben wie Chinin.

Wenn er aber erſt von dieſem Hiobsſtande ſich losgewaſchen hat, dann wird ihm der engere Irrtum in der

naturaliſtiſchen Äſthetik des neunzehnten Jahrhunderts wie von ſelbſt abfallen zu Gunſten eines höheren, reiferen Naturalismus des zwanzigſten Jahrhunderts. Er wird kurz und bündig begreifen, daß die Kunſt auch keine arme Seele iſt, die vor einer künſtlich und einſeitig aus anderen Wiſſenszweigen heraus konſtituierten „Wahrheits"-Kommiſſion zu erſcheinen hat, um ſich notdürftig mit ihrem Dienſtbuche von ſechs oder ſieben Jahrtauſenden auszuweiſen und Beſſerungsvorſchläge demütiglich erſterbend hinzunehmen. Vor ſolcher Kommiſſion möchte es immer geſchehen, daß die Kunſt etwa auf ihr Marmorgewicht gewogen würde und daß ſich keine Ziffer herausrechnen ließe, die das Gewicht der Atome jenes rohen Marmors aus dem Steinbruch von dem der Venus von Milo unterſchiede. Gegen dieſe Stimmungen, die im Kern freilich mit Philoſophie ausgetrieben werden müſſen, wirkt Novalis wie eine Art Schutzimpfung. Nicht als Polemiker dagegen, ſondern durch ſeine abſolute nackte weiße Unſchuld, die einen ſolchen Begriff des Äſthetiſchen in ihrer inneren Kunſttreue überhaupt gar nicht als möglich ahnt.

Äſthetiſche Höhenluft, — die finden wir, kraftvoll, geſundend wie bei wenigen, bei Novalis. Wer ſich von ihr hat durch- und durchblaſen laſſen wie in einem Purgatorio, mit dem kann die große naturaliſtiſche Debatte erſt erſprießlich wieder anfangen. Er wird den entſcheidenden Punkt erſt wieder ſehen — und wenn er ihn wieder feſt hat, ſo wird er *dann* merken, daß er ihn eben doch mit den Augen des zwanzigſten Jahrhunderts ſieht. Ach, dieſes ſchöne, lange, lange Jahrhundert. Wenn ich mir denke, wie es noch ſo ganz reinlich iſt, — ſollten wir nicht wirklich gute Vorſätze faſſen für unſer Benehmen darin? Wir brechen ſie ja doch nachher, wenn das Raufen erſt losgeht . . . . .

Vom alten Fontane

Wo man ihm im modernen Berlin ein Denkmal ſetzen wird, — verſteht ſich, ein ſchlechtes?

Ich glaube, es müßten ſich ſoviel Orte darum ſtreiten, wie Städte um die Wiege Homers. Im Hohenzollernmuſeum . . . . . na ja! Im märkiſchen Provinzialmuſeum, — dem Manne, der die Mark als Dichter noch einmal entdeckt hat und der ſie ſchön fand ohne aufzufärben. Im Zeughaus, — einem der friedlichſten Männer des neunzehnten Jahrhunderts, meinetwegen als „Kriegsſchilderer". Auf der Potsdamer Brücke mindeſtens, weil er ſo herzlich über Berlin und ſeine lieben Berliner lachen konnte. Aber auch neben dem Weber-Poeten an der Stätte, wo die Freie Bühne ſpielte. Und noch an freiheitlicheren Orten, wo man die Freiheit nicht bloß auf dem Theater ſpielt.

Und doch: der rechte Fleck wäre garnicht Berlin ſelbſt. Draußen in die Heide gehört er. An einen recht banalen, öden Platz, — das heißt öde und banal für den, der nie mit den Augen des Mannes ſelbſt ſehen gelernt hat.

Ein Schilffließ zwiſchen Kartoffeläckern, rechts und links der ſtruppige Kiefernwald als Schlußkuliſſe. Alles in Grau

und Braun; jagende graue Herbſtwolken; die Bäume rotbraun; die Kartoffelſtücke lehmbraun; das Schilf gelbbraun vertrocknend; nur das Waſſer zwiſchen den zitternden Halmen ſchwärzlich, dick wie alte Tinte. Eine dreckige ſchwarze Brücke darüber. Und daneben auf einem Hügel voll Unrat, Topfſcherben und Geröllen, die aus den Feldern hier abgelagert ſind, eine windſchiefe Eiche mit ein par kahlen Aſtſpitzen über ſpärlichem Laub. Heuwagen ſind vorbeigefahren und haben an den Zweigen graue Büſchel hängen laſſen, die im Herbſtwinde wie Totenhaar ſchaukeln. Und über die Brücke kollert ein Wagen, mit alltäglich langweiligen Geſichtern. Er poltert ſcheußlich, dann verſinkt er auf einmal lautlos in einer Wolke von Staub. Fern, wo ſich die Waldkuliſſen perſpektiviſch zuſammenneigen, ein einſamer Kirchturm.

Das wäre Fontaneſcher Boden.

Aus dieſem dämmernden Turm hätte er dir die Vorzeit aufſtehen laſſen, ſich hereinſchmiegen laſſen mit all ihren Stimmungen in dieſes Schilffließ und dieſe Kartoffeläcker, bis die rollenden Wolken da oben die Nebel und Stürme der Geſchichte wurden, die über Menſchengenerationen rauſchten wie hier über das trocknende Schilf.

Aus dieſen alltäglichſten Menſchengeſichtern hätte er dir eine ſeiner wunderbaren ſchlichten Ezählungen herausgezaubert, von der Tragik der Alltäglichkeit, von der Qual, der Reſignation, dem armſeligen Troſt, aber auch dem kleinen lieben Glück des kleinen Einzelnen, der als geſchobener, windgeſtoßener Schilfhalm in der ungeheuren Maſſe treibt.

Die Züge dieſer Landſchaft hätte er dir dichtend in zwölf Zweizeiler gebracht, Ding für Ding, Farbe zu Farbe (dieſe faſt immer gleichen, nur ſo ganz zart verſchiedenen Farben) einfach aneinander reihend beinah wie zu einem trockenen Inventar und doch zuletzt ſo, daß in dem Kunſtwerk dieſer Wald und dieſes Fließ und dieſer Kartoffelacker

dir wie ein unendlich feines, seelenvolles Kunstwerk vor die Augen traten . . .

Wie die Meisten der mitwachsenden Generation habe ich Fontanes Namen zuerst auf der Schule kennen gelernt. Vor den Versen von Zieten dem Husarengeneral, im Lesebuch. Fontane erschien mir als einer der ganz Alten, wie der alte Arndt oder der alte Jahn.

Es kam mir wie etwas Unglaubliches vor, daß der Mann, der das gedichtet, noch leben sollte: er mußte hundert Jahre alt sein.

Aber er lebte und ich merkte es noch als ganz junger grüner Kerl. Die blutigen Kriege 64, 66, 70 waren vorübergedonnert. Über diese Kriege gab es mehrere dicke populäre Bände in rosenroten Umschlägen, überaus anschaulich dargestellt, aber inhaltlich ganz im hergebrachten Jargon. Als Verfasser zeichnete derselbe Theodor Fontane. Ich bin in einem Hause aufgewachsen, wo in treuem Glauben mit diesen drei Kriegen eine Art Kultus getrieben wurde. Schilderungen dieser Kriege wurden da gelesen und zu lesen gegeben wie ein Evangelium. Eine in jedem Betracht vollkommene, in edelstem Geistesgenuß frei und sorglos lebende Nation war von abscheulichen Nachbarvölkern unerhört provoziert worden, bis sie endlich zum Schwert griff und als stolze Siegfriedlichtgestalt sich Recht und Ruhe schaffte, auch im Dreinschlagen immer noch ein lichter Heros und selbstverständlich unbesiegbar. An diesem Gedanken erbaute man sich und man glaubte auf Jahrhunderte hinaus damit alle Konflikte nach außen und innen beseitigt. Mir verkörperte sich das alles in Fontane.

Wie ich dann aber selbst stärker ins Leben hineinwuchs, ging der Goldschein des absolut Erfüllten und Vollkommenen in Vergangenheit und Gegenwart naturgemäß auf ein bescheidenes Maß herunter. Der Glaube, daß die moderne preußische Geschichte das reine Heldengedicht sei; daß mit Kanonendonner der wahre Kulturfortschritt geschaffen werde;

daß äußere Waffenerfolge im Inneren die tiefe ſoziale Verworrenheit irgendwie ändern und beſſern könnten: all der gute Glaube hielt vor der Wirklichkeit nicht ſtand.

In ſolcher veränderten Stimmung erſchien mir gerade Fontane in der Erinneruug als der Typus jener Einſeitigkeit, als der Typus des Soldaten im Gloire-Kampf, der ſonſt nichts ſah und im eigenen Volke von einer gewiſſen künſtlichen Lichtecke an abwärts vollkommen blind ſtand. Ich fühlte ſchlechterdings gar kein Band mehr zu ihm.

Dann kam ich in Berlin in ſeine wirkliche Nähe. Das gab nun noch ein ganz neues Bild. Weder ein alter Arndt ging da eisgrau um, noch ein ſchneidiger Militär von heute, der die Welt bloß mit ſeinem großen Degen kurierte. Auf den erſten Blick erſchien etwas ſehr viel Kleineres. Der immerhin ſchon alternde Herr dort im Theaterparkett mit den ſchlichten Zügen und dem ſchönen, feinen Auge war einfach ein Theaterrezenſent, ein Zeitungsberichterſtatter.

In dieſem Sinne hörte ich auch mehr von ihm. Nicht die leiſeſte Spur eines Haudegens. Apotheker hatte er von Haus aus werden ſollen. Dann hatte der Dichter ſich geregt und es waren jene allbekannten Balladen entſtanden. Lange war das wirklich ſchon her. Und dann hatte gleichſam als die Diagonale aus einem „bürgerlichen Beruf“ und dem „freien Poetentum“ im Lebenszwang jene gewohnte Bahn ſich gezeigt: Redaktionsarbeit, Zeitungszwangsſchreiberei. Nicht in bunter Uniform, ſondern im Zeitungsdienſt, als Reporter war er auch in die großen Kriege mitgezogen. Im Brotdienſt hatte er jene dicken Bände darüber geſchrieben, unmittelbar nach den Ereigniſſen, als alſo von beſonnener, hiſtoriſcher Kritik noch gar keine Rede ſein konnte. Und jetzt war er Theaterkritiker der Voſſiſchen Zeitung . . . .

Man muß ſelber im Zeitungs- und Rezenſions-Leben des Berliner Alltags Jahre lang ſtehen, um zu fühlen, was das eigentlich für eine Miſere durchleben heißt, eine ſolche

Bahn. Geſinnungen, Wünſche, Illuſionen, Kenntniſſe: alles auf den Markt geworfen für den Moment, um im nächſten Moment vom Zeitungsblatt des nächſten Tages wieder beiſeite gedrängt zu ſein, eine fortgeſetzte Schule, unreif zu reden, in den Wind und mit dem Winde zu reden und ſich ſelber dabei bis an den Hals vor Ekel zu bekommen. Armer Fontane! Er war für mich jetzt nicht mehr der Typus eines mir unſympathiſchen Machtprinzips, ſondern ſelbſt einer der Geſtoßenen im Lebenskampfe, mit dem man nicht rechten konnte. Ein Poet, der ſeine Kraft in minderwertigen populären Augenblicksbüchern und Theaterkritiken vergeuden mußte, armes Los!

Inzwiſchen und mit der Zeit lernte ich denſelben Mann aber nun abermals von neuer Seite kennen und ganz unabhängig von allem Früheren ſchätzen.

Ich war aus dem Rheinland nach Berlin gekommen und mußte mich mühſam erſt in die Mark einleben. Rheinlandſchaft und Marklandſchaft, — himmelweiter Kontraſt. Und doch iſt die eigentliche natürliche Verſchiedenheit nicht das, was dem Rheinländer den Übergang in die Kiefernhaide ſo ſchwer macht. Der wahre Kontraſt liegt in etwas viel Feinerem, etwas Seeliſchem.

Die Rheinlande ſind ſeit vielen Jahrhunderten mit Dichteraugen angeſchaut worden. Über dem trockenſten ſonnenverbrannten Weinberg liegt ein Hauch von Poetenfreude, von menſchlichem Verſenken in das kleinſte Blättlein Schönheit in dieſer Landſchaft.

Der Fremde meint es wohl: es iſt aber nun innerlich eine große Sünde zu ſagen, die Mark ſei nicht auch in ihrer Weiſe ein ſchönes Land, natürlich mit ganz anderer Art der Schönheit. Aber was der Fremde, vor allem der Rheinländer und Süddeutſche, vor dieſer Landſchaft erſt wie eine graue Rauchwolke durchbrechen muß, das iſt die Nüchternheit der Menſchen, die Poeſieloſigkeit, die ſich hier in der An-

ſchauung der Dinge ebenſo ſeit Jahrhunderten fauſtdick vor die Dinge ſelbſt gepflanzt hat. Fontane in ſeinen märkiſchen Wanderungen gab hier eine große Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die exiſtierte. Er konnte als Brücke gelten für eine poetiſche Auffaſſung der märkiſchen Landſchaft. Ein ſtarker Poet ſteckte in dieſen Wanderſkizzen und dabei gerade der, den dieſe Landſchaft brauchte. Kein ganz Einheimiſcher, der in jener grauen Nüchternheitswolke von Anfang an erſtickte. Und auch kein ganz Fremder, der falſche Lichter von außen hinein trug.

Fontane war geborener Märker, Neu-Ruppiner, aus der Bilderbogenſtadt. Aber die Familie hatte franzöſiſches Blut in den Adern: das Tröpfchen Voltaire, das der altechte Märker gerade nicht hat. In ſeinem ganzen Weſen war Fontane ein Kind jenes Miſchreiches zwiſchen zwei Nationen, das nie auf der Karte, ſondern nur ab und zu in einzelnen Gehirnen beſtanden hat und deſſen größter Vertreter Chamiſſo iſt. Das Einleben in die Marklandſchaft wurde mir ſo zugleich ein Einleben in eine unſchätzbare Seite Fontanes. Von hier habe ich den Dichter zum erſten Mal bewußt, nicht im Sinne von Leſebuchverſen, in ihm kennen gelernt.

Mein Blick ging dann aber auch über die Wanderbilder hinweg zu ſeinen wirklichen alten Gedichten zurück und ſo überhaupt zu ſeiner Lyrik, die ſeit Jahren in einem einzigen ſchlichten Bande (nur einem!) vorlag. Ohne ſelber zu gewiſſen „patriotiſchen“ Idealen zurückzukehren, begriff ich jetzt erſt, aus der Landſchaft, die er mich ſehen gelehrt hatte, heraus, auch den Geiſt ſeiner Balladen bis in das Legendariſche hinein. Im hellen Lichte geſchichtlicher Kritik waren ſolche Sachen ſchwach und hilflos. Aber am Fleck verſtand man ſie, wie man die Rheinſagen am Rhein verſteht, und man fühlte, wie der Dichter als ſolcher den Nerv getroffen hatte, der am Ort in Jedem mitklingt, ob er nun Legende oder Geſchichte hört, ob er das wahre Wappen ſieht oder

den grünen Epheupelz, der in der Luft des Ortes darüber gewachsen ist. Und er hat ja nicht bloß Legenden gedichtet.

Besonders in den späteren Auflagen der gesammelten Gedichte kam Perle um Perle hinzu aus der Tiefe des Menschen, Persönliches, Stimmungsblätter des eigenen Lebens. Dieses Leben war aber, einen kurzen Abstecher nach England für sich gerechnet, in derselben Mark hingegangen. Also auch hier märkische Landschaft, Kiefernwald, rote Ampferblüten, Sandplateaus, über die der Wind rollt. In solcher Landschaft schlummerten die Gräber seiner Lieben, die kleinen Tragödien seines Lebens, das nicht immer so glatt verlaufen war, wie es nach Außen schien, in dem aber alles dichterisch rein war und menschlich echt. Und in ihr wurzelten alle die ernsten und lustigen Gestalten seiner Phantasie, wie der Gutsherr, der sich mit einer Birne in der Tasche begraben ließ, damit aus seiner Gruft ein freundlicher Baum für die Schulbuben und kleinen Mädchen wüchse, um nur einen zu nennen — es sind so viel andere.

So, nachdem ich mir den Dichter in ihm einmal herzhaft von Innen heraus für mich erobert hatte, dünkte mir freilich doppelt schade, daß diese prächtige, eigenwüchsige Dichterindividualität versauern sollte oder wohl schon versauert wäre im dummen Rezensionenschreiben, das jeder andere auch könnte. Und es konnte mir von ihm nicht leicht etwas Besseres passieren, als daß ich auch in diesem Punkte noch nach zwei Seiten gründlich aufgeklärt und des Irrtums überführt wurde.

Auf der einen Seite wurde ich durch das aktuellste Ereignis belehrt, daß dieser Theaterkritiker thatsächlich doch noch etwas Besonderes vor anderen voraus hatte und durchaus auch als solcher nicht in die große Masse hineinverrechnet werden durfte. Und auf der anderen lernte ich — mit der gleichen Verwunderung, die wohl fast alle Verehrer seiner Lyrik und seiner Wanderbilder an sich erfahren haben —

daß neben und vollends nachher jenseits der Kritisiererei auf seine alten Tage in diesem einzigen Manne noch einmal der Dichter für ein ganz neues Gebiet so gewaltig durchschlug und auferstand, wie es kaum vom stärksten Anfänger je erlebt worden ist.

Für den ersten Punkt wurde entscheidend der Winter 1889/90, der auch sonst so viel im modernen ästhetischen Leben entschieden hat.

Es kam die „Freie Bühne" mit Vor Sonnenaufgang, der Familie Selicke, der Macht der Finsternis. Bis auf ein paar Ausnahmen blamierte sich die ganze Berliner Theaterkritik hoffnungslos. Diese Herren, die an allen Sorten armseligster französischer und deutscher Schwänke mit der Gravität Lessings die bedeutenden Seiten herausgefunden hatten, erwiesen sich als Taube und Blinde im Moment, da zum ersten Mal wieder ein Hauch echter Kunst über unsere Bühne wehte.

Gerade in diesem heiteren Sturmwinter aber wurde Theodor Fontane der Kritiker riesengroß, — so groß, daß sein eigenes Blatt, dem er diente, ihn schließlich verleugnen mußte, so groß, daß die ganze ästhetische Jugend, die Wildesten und Unruhigsten, ihm begeistert zujubelten. Dieser schlichte alte Mann, ein Siebziger an Jahren, bewies endgültig, daß er nicht bloß in der Mark und der preußischen Legende, sondern überhaupt in der Dichtung daheim sei und unabhängig von aller Tendenz Gold von Talmi zu unterscheiden wisse. Es war das Abendrot seines Kritikertums, das unmittelbar danach ganz aufhörte. Aber ein prachtvolles Abendrot, — eine wahre letzte Ehrenerklärung, daß die ganze Armseligkeit und Verknöcherung des konventionellen Kritisierens diesen schlichten Kopf nicht untergekriegt hatte. Er erkannte in dem Neuen die Dichtung und ging mit ihr und wenn noch so viel „Neues" im äußerlich geradezu revolutionären Sinne mit unterlief. Wenn Fontane je in seinen Büchern

und Gedichten ſelber etwas Tendenz geritten hat, Tendenz nach veralteten Dingen zu: in dieſen Tagen hat er es wett gemacht, als er ſo mannhaft für Hauptmann und Tolſtoi um der Kunſt allein willen und jenſeits überhaupt von jeder Tendenz eingetreten iſt.

Um dieſelbe Zeit aber war Fontane ſelbſt ſchon nicht mehr bloß der Lyriker, märkiſche Wanderer und Theater-Kritiker. Auf dem Gebiete des Romans hatte ſich ſeiner innerſten Kraft ein ganz neues Schaffensgebiet unwahrſcheinlich ſpät noch einmal aufgethan, — und mit welchem Glück!

Der erſte große Roman ging freilich faſt ſpurlos vorüber: „Vor dem Sturm“, 1878 zuerſt in vier Bänden erſchienen, ſpäter handlich in einen zuſammengedruckt. Ich habe ihn erſt Jahre nach ſeinem Erſcheinen kennen gelernt. Es iſt ein preußiſcher Geſchichtsroman, man muß etwas Legende abziehen. Aber dabei ein wundervolles Buch. Sicherlich einer der beſten hiſtoriſchen Romane, die wir beſitzen. Ohne rechten Schluß, wie eine alte Chronik, über die hinaus die Weltgeſchichte ohne Ende rauſcht. Aber in ſeinem Rahmen von wahrhaft brennendem Leben. Bezeichnend genug, daß dieſes Buch beim deutſchen Publikum von damals nicht durchſchlug. Wahrſcheinlich hätte er viele Bände ſo weiterſchreiben können, ohne daß die Maſſe es beachtet hätte. Inmitten aller patriotiſchen Phraſe war das viel zu ſchwere, zu echte Koſt, obwohl es ſelber auf extrem patriotiſchen Tendenzen ſtand. Vielleicht iſt Fontane ſelbſt durch den geringen Erfolg, der ſein großes Buch wie einen Dutzendroman wertete und nach einbischen „Achtung“ glatt abfallen ließ, zurückgehalten worden, mehr in dieſem hiſtoriſchen Ton zu dichten. Sehr ſchade darum. Er hätte all das Beſte der märkiſchen Wanderungen uns mit der Zeit wohl noch in ſchönſte geſtaltende Dichtung umgießen können.

Schließlich muß man ſich dabei tröſten, daß er wenigſtens der Tendenzgefahr mehr entging, als er von der Mitte der

achtziger Jahre ab sich fast ausschließlich auf den modernen Roman warf. Nun kam eine ganze Kette guter Sachen, die allmählich auch wirklich Erfolg hatten.

Während uns heute so viel gute Kerle in der Romanschreiberei mit sechzig oder siebzig Jahren hinsterben, deren Ruf auch genau auf dem Absterbetermin steht und eigentlich nur noch den Tod der Person erwartet, um ganz stockfinster auszulöschen, war der alte Fontane an der Schwelle des achtzigsten Lebensjahres glücklich auf dem Fleck, daß Zeitungen und Verleger auf ihn aufmerksam wurden als eine buchhändlerisch aufsteigende junge Kraft, mit der man noch viel Geld zu verdienen hoffte. Er wurde Mode! Fontanes Schreibweise war immer schlicht gewesen, echte Kunst ohne Bombast. Das Alter that nun ungewollt noch etwas hinzu: es gab der Schlichte immer mehr Reife, aber auch ab und zu einen Stich bis ins Nüchterne. Das fand man jetzt „naturalistisch" im Sinne eines Modeschlagwortes, und im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist Fontane allmählich in der Litteraturschablone unter die strengen Naturalisten gerückt, also selber bei den Ibsen und Hauptmann eingereiht worden, die er als Kritiker so vorurteilslos zu würdigen verstanden hatte.

Auf diese wechselnden Modeetiketten kommt es nun im Grunde verzweifelt wenig an. Ihm ist wohl im Herzen auch nichts darauf angekommen, obwohl ihm der zeitliche Erfolg natürlich als solcher noch Freude gemacht hat. Was aber wirklich interessant bei diesen späteren Romanen ist, ist nun doch wieder die Tendenzfrage.

Fontanes politische, moralische und überhaupt „weltanschauliche" Tendenzen und Neigungen sind offenbar bis zuletzt immer dieselben geblieben. Und doch hat er sich mit diesen modernen Romanen weit über jenes blinde Modepublikum hinaus auch einen festen Stamm Verehrer in Kreisen geschaffen, die diesen seinen eigenen Tendenzen sehr

fern ſtanden. Ich kann hier wieder von mir ſelbſt reden; ich kenne aber auch eine ganze Menge Leute, die in ihren Anſchauungen extremer und über Andersgläubige jedenfalls ſehr viel intoleranter denken als ich, — und die doch für den Fontane etwa der Effi Briest ganz ausgeſprochen ſchwärmen. Fontane hatte eben zwei Eigenſchaften, und die kamen in dieſen letzten Büchern immer glänzender heraus.

Einmal: er war zu ſehr äſthetiſche Vollnatur, um in den Fehler grober äußerer Tendenzmacherei, die der Dichtung wie ein Zettel aufgeklebt wurde, zu verfallen. Seine Perſonen redeten keine Leitartikel, der Autor trat nicht aus der Kuliſſe und hielt Wahlreden oder moraliſche Predigten. Alles was er gab, lebte in der Dichtung ſelbſt und nur in ihr.

Gerade in dieſer Dichtung aber offenbarte ſich das Zweite, was ich meine.

Als reiner Dichter war Fontane in gewiſſem Sinne größer als er ſelbſt.

Sein ſchönes Beobachterauge, ſeine gerade, ehrliche Phantaſieplaſtik waren in einer Weiſe, als lebten ſie ſelbſtändig, in ihm ſelbſt ſtärker, freier, unabhängiger als der reflektierende, vom Leben in beſtimmte Formeln des Denkens, der Moral, des politiſchen Glaubens hinein erzogene und bewußt ſich hier fühlende Menſch, der als „Fontane“ unter uns umging.

Ich glaube, ich bin ſelbſt einmal perſönlich bei ihm gegen dieſen leiſen, aber eigentlich gerade ſo fruchtbaren Widerſpruch angerannt. Ich hatte ſeinen Roman „Quitt“ irgendwo öffentlich beſprochen. Hatte geſagt, was ich nach einer gewiſſen ethiſchen Seite echt modern herausgeleſen zu haben glaubte. Und hatte das ſo Empfundene äußerſt warm gelobt. Man ſchrieb nun zu ſeinen Lebzeiten nicht leicht über Fontane im guten Sinne, ohne von ihm einen ſeiner liebenswürdigen Briefe faſt poſtwendend zu erhalten, reizend

individuelle Briefe, in seiner drollig verschnörkelten Schrift, in der ich immer noch ein Schwänzchen des alten Apothekers, vielleicht das einzige bei ihm, zu sehen meine. Diesmal gab er mir, obwohl freundlichst umhüllt, ein kleines Tadelsvotum. Ich hätte Sachen aus seinem Buche herausgelesen, von denen er selber der Absicht nach durchaus nichts wüßte, und wenn ich diese Sache lobte, so müsse er leider bestreiten, daß sie überhaupt darin ständen. Ich antwortete ihm, daß er in einigem vielleicht recht hätte, daß ich mich im ganzen aber auf den guten Spruch aus Vischers „Auch Einer" beriefe: „Ein Dichter ist immer gescheiter, als er selbst, freilich aber auch dümmer, als er selbst." (Im Roman „Auch Einer" Band II, S. 297.) Wenn ich recht berichtet bin, so hat er das, obwohl es etwas derb war, nicht mißverstanden und gut aufgenommen.

Vischer, der alte derbe Vischer, der in der Theorie oft so dick daneben schlug, in einem gewissen Stamm gesunder ästhetischer Erfahrungen aber kaum zu übertreffen war, hatte mit dem unverfrorenen Satz wohl sagen wollen, es müsse in jedem Dichter noch etwas stecken, was über seine eigene Selbsterkenntnis hinausgehe, was intuitiv größer sei als seine eigene Reflexion und vor dem diese eigene Reflexion selber dumm stände.

Ich meine heute noch, daß das geradezu prägnant auf den ganzen Fontane trifft.

Ein Roman etwa wie „Effi Briest" ist mir ein moderner Sozialroman im höchsten Sinne; für den richtig Sehenden schildert er vernichtend geradezu den Fluch der Philisterenge, den inneren Zusammensturz gewisser oberflächlicher Moralweisheiten, die grauenhafte Leere gewisser Gesellschaftskreise, die Armseligkeit eines Mittelchens, wie es ein Duell darstellt, gegenüber Konflikten eines Menschenlebens. Es besteht nun aber in der That gar kein Zweifel, daß Fontane selbst, der reflektierende, selber gewissen Gesellschafts- und Moral-

tendenzen huldigende Menſch, ſo weit durchaus nicht gehen wollte. Die Wahrhaftigkeit des Dichters, die innerliche Wahrhaftigkeit, die noch mehr iſt als irgend eine naturaliſtiſche Doktrin, hat ihn einfach mitgeriſſen, über ſich ſelbſt intuitiv hinausgeriſſen.

Eigentlich nirgendwo erſcheint die tiefſte, heiligſte Kraft des Dichters ſo eklatant wie vor ſolchem Falle. Der Dichter muß echtes Leben ſchaffen über den Kopf aller ſeiner eigenen Vorurteile hinweg. Es iſt, als zeuge die Natur neu durch ihn und benutze ſein Gehirn einfach als Leitungsbahn dabei, ohne ſich im mindeſten darum zu bekümmern, was in gewiſſen Schubfächern dieſes Gehirns noch für ſubjektives Material herumliege und ſich gedanklich wohl gar als die Hauptſache im gewöhnlichen Leben gebärde.

In dieſem Sinne iſt der alte Fontane allerdings ein Naturaliſt von einer Energie geweſen, wie nur wenige neben ihm ſie beſeſſen haben. Jedenfalls iſt ihm aber nach dieſer Seite paſſiert, was allemal nur mit ganz großen Dichtern in ſolchem Maße ſich ereignen kann.

Er konnte zufrieden damit ſein, wenn er wenigſtens an den Wirkungen indirekt den Erfolg davon erntete. Und wir, die wir frei und unbefangen auf ihn zurückſchauen, können es ebenſo.

Es wäre eine hübſche Sache, wenn ſich das uns allen allgemein ſo machte: daß wir mit unſeren Handlungen längſt im Neuen und Zukunftlichen lebten, wenn auch unſere Tendenzen noch ſo weit zurück ſein möchten. Nur zu oft geht's leider gerade umgekehrt: die Tendenzen ſtrahlen Morgenrot wieder, die praktiſche Hand aber, die zugreift, tappt noch in den dickſten Nachtnebel hinein.

Heine im Abendrot seines Jahrhunderts

. . . . . endlich ſtopft die Mäuler, —
Aber iſt das eine Antwort?

Heine

Vor mir an der Wand hängt ein alter vergilbter Stich. Nach einem Popperſchen Gemälde von 1843. Heine im Schlafrock, mit offenem Hemdkragen, äußerſt ſchlicht; aber im Auge ein eigentümlicher Glanz, ein echter Dichterblick, den kein anderes Heine-Portrait ſo beſitzt. Am Rahmen ſtecken ein paar Buchsbaumzweige, — von der Grabſtätte auf dem Friedhof Montmartre zu Paris.

Ich denke der Stunde, da ich ſie gepflückt.

In der Zwielichtwende eines Winternachmittages. Die Gräber da oben alle im tiefen Schnee. Und unten die unabläſſig rollende, grollende Weltſtadt, von der ein rotfahles Licht in den Nebeldunſt rann, wie Blut und Pulverdampf einer Schlacht im Thal.

Das Jahrhundert ſelber ſchien da unten zu brauſen, mit ſeinem raſtloſen Wellenſchlage eines Meeres von unhemmbarem Leben. Hier das Grab aber lag wie auf dürrer Stranddüne, armes Gebein eines Schiffbrüchigen, das der Sturm ans Ufer geſpült.

Mich faßte der melancholiche Gedanke, welchen geringen Kraftaufwand die Natur nur gebraucht, um einen Menſchen, ob groß, ob klein, perſönlich aus der Flut ſeines Jahrhunderts herauszuwerfen. Ein paar Rückenmarkskrämpfe, eine kleine Gabe Morphium zuviel. Und die Welle greift das Gebein und ſchleudert es auf den Dünenſand. Aber ein anderer Gedanke kreuzte den erſten mit ſiegender Gewalt. Wie unendlich ſchwer umgekehrt, ja unmöglich es iſt, eine Geiſteskraft, eine echte Geiſtesindividualität, die in ihrem Jahundert einmal feſten Fuß gefaßt, wieder unterzukriegen, wieder herauszubringen aus dem großen Ideenleben einer Zeit.

In dieſem Sinne war das Grab hier oben leer. Der Mann war niemals geſtorben. Aus dem roten, rußigen Qualm da unten ſchien es aufzuwogen von rieſenhaften Geſtalten, bald im Schatten, bald im Licht, ein Titanenkampf. Und dieſer Mann war mitten darunter, unentwegt. Der Genius der Menſchheit hielt ſeinen unzerſtörbaren Schild über ihn, und er ſtand aufrecht wie einer jener naiven gottverbündeten homeriſchen Helden, die lächelnd wie ein Kind auf ihrem Streitwagen ſauſen, und die Speere biegen ſich krumm an der blauen Luft, weil eine Göttin unſichtbar ihren Schleier vor ſie wirft.

Wir ſind Heine trotz der hundert Jahre noch ſo nah, ſo greifbar nah. Eben erſt iſt, uralt, ſeine Schweſter geſtorben, die nur ganz unbedeutend jünger war als er ſelbſt. Die Jahreszahl mahnt uns, daß gerade auch das Jahrhundert als ſolches herum iſt. Wer will heute mit gutem Gewiſſen ſchon den engeren Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts ſchreiben. Will perſönlich meſſen, wer groß, wer klein in ihm war. Auch Heine ſteht noch viel zu ſehr neben uns. Es iſt eine Täuſchung, eine Täuſchung der Liebe ſo gut wie des Haſſes, wenn wir meinen, ganz objektiv ſein Werk heute ſchon werten zu können.

Aber ich glaube, eines können wir auf alle Fälle ſchon

klar beurteilen: die ungeheure Widerstandskraft in Heine; die fabelhafte Energie, mit der er überhaupt stehen geblieben ist; die Fähigkeit, eine Generation um die andere immer wieder zu zwingen, daß sie sich vor ihm in Freund und Feind teilt, und dann angesichts dieser immer erneuten Teilung mit all ihrem Sturm der Liebe und des Hasses unerschütterlich stehen zu bleiben.

Hier liegt ein Kriterium der Größe, das zunächst Freund und Feind selber und die Frage, wer von ihnen Recht hat, gar nichts angeht.

Wenn wir von einem sonst verschollenen Manne der Weltgeschichte nur die eine Thatsache wüßten, daß noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode und hundert Jahre nach seiner Geburt eine ganze Menge Menschen bei der bloßen Erwähnung seines Namens in ein tobendes Wutgeheul ausgebrochen seien und nach Waffen oder der Polizei geschrieen hätten, um sich dieses Scheusals zu erwehren, — ob uns wohl etwas anderes übrig bliebe, als diesen Mann mindestens für eine bedeutende und merkwürdige Gestalt seiner Zeit zu halten?

Eine besonnene Geschichtsschreibung arbeitet dabei heute wohl überhaupt nicht mehr so lebhaft mit „absoluten Scheusälern", sie erinnert sich vielleicht eher des großen Wortes „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse". Aber das selbst beiseite.

Ich meine, man brauchte von Heine thatsächlich heute gar nicht zu wissen, daß er auch Freunde gehabt hat und hat. Lassen wir bloß die Schriften seiner Gegner erhalten sein, so ließe sich vortrefflich daraus nachweisen, was für ein riesiger Kerl er auf alle Fälle gewesen sein muß. Wie viel Bücher, wie viel Aufsätze, wie viel Biographieen haben sie über ihn schreiben müssen. Wie hat er sie in Atem gehalten und hält sie bis jetzt immerfort. Und dabei giebt es eine ganze Reihe solcher Bücher, die ich nie in die Hand nehmen kann, ohne mir zu sagen: was ist dieser Heine doch

für ein Riesenkerl wirklich gewesen, daß er den und den in solche Urteile hinein treiben konnte.

Nehmen wir unseren Hofhistoriographen Treitschke mit seiner wahren Darstellungskunst und seinem übertreibenden Donner des tauben Genies. Oder den alten lieben Staatsrat Viktor Hehn hinter seinem dampfenden Punschgläschen. Oder, ein starker Absturz ja schon, Herrn Sandvoß-Xanthippus, der eine furchtbar gut gemeinte, aber furchtbar komische Broschüre „Was dünket Euch um Heine?" geschrieben hat. Oder den heute schon etwas antiquierten, ebenfalls kreuzbraven Karl Gödeke, oder meinetwegen selbst Rosegger.

Sagen wir in Pausch und Bogen, daß alle diese Leute Sinn und Achtung für Dichtung besaßen. Von Treitschke und Viktor Hehn mindestens ist zu beweisen, daß ihr ästhetisches Feingefühl sogar ein über das Mittelmaß beträchtlich hinaus entwickeltes gewesen ist. Man schreibt keinen Stil wie diese beiden, ohne selbst ein latenter Dichter zu sein, und von beiden haben wir ästhetische Urteile über andere als Heine, die ersten Ranges sind. Welche Kraft muß nun Heine ausgeübt haben, daß diese Männer ihm gegenüber so völlig aus ihrer eigenen ästhetischen Haut herausfahren konnten, um das über ihn drucken zu lassen, was gedruckt vorliegt. Von einem Gedicht wie „Du bist wie eine Blume" mit dem Vers, „Betend, daß Gott Dich erhalte" lesen wir da, daß es eine Blasphemie ist, weil Heine nicht beten konnte. Wir lesen (bei Treitschke), daß der vernichtend bitter richtende Vers „Nur wenn wir im Kot uns fanden, So verstanden wir uns gleich" ein „behagliches Geständnis" von Heines eigener „Selbstverhöhnung" ist. Wir werden belehrt, daß die scheinbaren Nachtigallenlaute Heinescher Lyrik nur ordinäre Nachbildungen in der Art sind „wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge kunstreich zu schnalzen versteht, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt." (Hehn.)

Solche Urteile sind psychologisch ungemein lehrreich.

Wenn wir mit solchen Mitteln allgemein in der Ästhetik arbeiten wollten, so wäre Goethe eine Karnevalsposse, und jede Kritik könnte sich getrost selber den Hals umdrehen. Solche Urteile sonst fein gebildeter, sachlich ernster, ästhetisch zurechnungsfähiger Männer sind wie im Rausch gefällt. Man wird mir einwerfen, Heines Sünden moralischer, politischer, stammesgemäßer u. s. w. Art seien eben so himmelschreiend, daß dies die unvermeidliche Folge war. Aber ich untersuche ja jetzt nicht auf Sündhaftigkeit und andere Werturteile. Ich meine bloß: wie enorm muß die Kraft, die Suggestionskraft, gewesen sein, die, von irgend einer Ecke Heinescher Individualität ausgehend, derartig das gesunde ästhetische Fühlen sonst durch und durch künstlerisch empfindender, zum Teil genialer Naturen verwirren oder geradezu ausschalten konnte!

Das Ausschalten jeder ästhetisch zulässigen Methode würde dabei charakteristisch sein, wenn es sich auch nur um den dümmsten dichterischen Stümper handelte. Ich denke aber doch in allem Frieden: darum kann es sich beim besten Willen hier nicht handeln. Überlegen wir uns bloß einen Moment, wer alles an heterogenen Elementen in diesem Jahrhundert unter dem Banne Heinescher Lyrik gestanden hat, ohne sich losmachen zu können.

Vom alten Chamisso, der Heines Bild einst anstandslos zum Schrecken der braven Schwäblein in einen Almanach brachte, und dem alten Alexander von Humboldt, der von Heines „herrlichem" Buch der Lieder mit seinem Atem „tiefen Naturgefühls" sprach, bis auf Hermann Hüffer, den liebevollen Biographen nicht bloß Heines, sondern auch der Droste-Hülshoff, dieser vielleicht zartesten, edelsten, reinsten Gestalt neuerer deutscher Dichtung. Mir schwebt persönlich ein Moment vor, wie Gerhart Hauptmann bei mir war und zufällig einen Band Heine vom Regal nahm, einen Vers

aufschlug, und wie es aus innerster Seele da bei ihm kam: „Was war das für ein Dichter, der auch nur diese Zeile geschrieben hat!“ Das Umgekehrte habe ich vor langen Jahren allerdings einmal mit Wildenbruch erlebt, der mir seinen tiefsten Abscheu vor Heine aussprach. Das rechnet eben wieder in jenes Treitschke-Hehn-Conto. Denn auch das ist gewiß der Ausspruch eines ehrlichen und echten Poetengemüts. Aber hier kommt eben wieder jene andere Suggestionskraft ins Feld, die das Ästhetische lahm legt.

Summa: es hilft alles nichts. Ob so, ob so, kommt ein eminent starker Kerl heraus, ein wahrer Zauberer, ob wir's nun messen an den Fällen, wo er das Auge naiv Sehender blitzen läßt, oder an den anderen, wo er eine wahre ästhetische Farbenblindheit momentan erzeugt.

Fügen wir noch eins hinzu, etwas recht Bezeichnendes. Der Mann ist so stark, daß er heute noch sein Denkmal in Deutschland dauernd verhindert.

Wir sind auf dem Punkt, wo das ein Sieg ist, ein Sieg des Intellektuellen.

Herrn Piepmeyer aus Schilda kann das unmöglich passieren. Sein Denkmal ist gezeichnet und sicher, sobald nur der Name Piepmeyers, des Allverehrten, erklingt. Heine versteht es noch heute, vor Herrn Piepmeyer etwas voraus zu haben. Keiner seiner kleinsten Erfolge, und wieder eine ganze Armee geschlagen.

Es hätte mit wunderlichen Dingen zugehen müssen, wenn Heine nicht einen ganzen Kometenschweif von Irrtum, Zweifeln und Wut hätte hinter sich herziehen sollen. Ein Mann, der solche Anforderungen stellte, wie er!

Ich habe Heinesche Verse zuerst in meinem Elternhause aus dem Munde meiner Mutter, einer Seele von kindlicher Reinheit, gehört, Verse wie das liebliche „Klinge, kleines Frühlingslied“. Mein Vater liebte Börne und konnte Heine nicht ausstehen. Heines Werke existierten nicht im Hause.

Jene kleinen Liedchen aber wurden mitgeteilt, ohne daß man sich erinnerte, daß sie von Heine waren — wie ein deutsches Volkslied.

Heute erscheint mir das charakteristisch. Ich sehe das „Buch der Lieder" auf einer stillen Wanderschaft — in kleinen Zierbändchen mit Goldschnitt, die eine zarte Hand der anderen weiter giebt — leise sich einbürgernd in den ganz weichen, sensibeln, romantischen Gemütern. Die „Wallfahrt nach Kevlaar" rührt tief religiöse Naturen im Innersten, bis in einen Seelengrund, wohin sonst neuere Poesie nur in den seltensten Fällen vordringt. Die Liebespoesie einzelner Gedichte triumphiert dort, wo fast das Wort „Liebe" schon zu roh ist, um die Empfindungen auszudrücken.

Und nun dazu ein ungeheurer Kontrast.

Ich besuche eine Berliner Arbeiterversammlung. Sie hält eine Heine-Feier ab. Alles steht mitten im wildesten Gären und Ringen unserer Zeit. Die Organisation, die diesen Verein hier geschaffen hat, ruht durchaus auf politischer Grundlage. Wenn man sich mit Ästhetik beschäftigt, so geschieht das erst auf dem Umwege über politisches Streben. Es ist ein Streben inmitten der grellen Not der Zeit. Alles hat etwas Strenges, Hartes, unerbittlich Beleuchtetes. Schon der äußere Anblick, dieses Lokal, zitternd vom Wagenrollen der Großstadt, die Gasflammen undeutlich im Nebel von Tabaksqualm, Bierdunst und herbe, geprüfte Gesichter. Ein Redner steht auf und schildert Heine. Heine ist „unser Dichter". Ein Rufer im Streit der Freiheit. Einzelne Verse gleißen durch die Rede wie Wetterleuchten. Man ahnt die schwarze Gewitterwolke, die jetzt noch hinter dem Horizont steht. In der Diskussion über den Vortrag fällt ein Wort, ein Citat . . . und der überwachende Polizeibeamte setzt den Helm auf und löst die Versammlung auf.

Welcher Abstand der beiden Bilder! Und doch lebt der Dichter wirklich fort in beiden. Der Mann, der die „Heim-

kehr", die „Wallfahrt nach Kevlaar" gedichtet hat, hat auch jene trotzigen Freiheitsverse gesungen, die heute noch Waffen im erbittertsten Kampfe sind, schneidende Waffen. Es ist der ganze Reichtum seines Werkes, der aus diesem Kontrast spricht. Aber unwiderstehlich wird auch daraus klar, daß aus dem Zusammenstoß solcher Gegensätze eine Drachensaat von Mißverständnissen aufgehen muß.

In der Seele eines Menschen läuft vieles mit feinem Räderwerk aneinander hin, ohne daß es Stöße giebt. Je bedeutender ein Geist, desto tiefer der Spielraum des ganz Geheimnisvollen in seinen Grund hinab. Da mag das „Unmögliche" möglich sein. In den Wirkungen nach außen aber wird jedes dort nur im Geheimnisvollen Verknüpfte unerbittlich zu einem logisch klaffenden Widerspruch.

Die Schablonen des äußeren Lebens bilden Wälle, die ewig starr die Flut brechen.

Eines Tages mußten so und so viel zarte Herzen, die jenen weichen, träumerisch-mystischen Lyriker ehrten, um des wilden Freiheitssängers willen an ihm irre werden. Er war, schien es, nur im Mondschein und unter Nachtigallenschluchzen mit ihnen gewandelt, um nachher im grellen Tag aber auch alles unter ihnen zu zerschlagen, selbst den Quadergrund hergebracht selbstverständlicher sozialer und (damit zusammenhängend) ethischer Ideale und Institutionen. Man schmäht aber niemand herber als den, dem man einmal vertraut und den man in diesem Vertrauen geliebt hat. Auch noch in jenen giftigsten oben erwähnten Urteilen vermißt man nie zwischen den Zeilen der größeren, tieferen Kritiker wenigstens jenen letzten, bittersten Vorwurf: wir haben einmal — oder wir hätten doch beinah einmal bei dieser, jener Stelle selbst für ihn geschwärmt; wir wußten bloß damals noch nicht, was für ein Lump uns bezaubert hatte. Ein Lump natürlich in jenem anderen Sinne. Ein Freiheitslump.

Auch das Umgekehrte konnte natürlich nicht ausbleiben.

Es ist heute verwischter. Die heute für Heine eintreten um seiner aktuellen Ideen im Freiheitskampfe der Stunde willen, kümmern sich durchweg mit Recht den Teufel um das „Buch der Lieder“, im Guten oder Bösen. Aber es war nicht immer so, und auch das erklärt vieles. In Börnes Tagen, noch zu Heines Lebzeiten, hat man ihm als Schlimmstes vorgeworfen, daß er eben kein echter Freiheitler sei, sondern daß der zarte romantische Poet ihm allezeit wie ein Kobold im Nacken sitze. Wir haben auch die schon gehabt, und wer weiß, ob sie nicht eines Tages wieder kommen könnten (was der Genius fortschreitender Menschheit verhüte), die es machen wie jener tragisch bornierte Held Turgenjews — der sich selbst für ein verlorenes Schaf im Fortschrittskampfe erklärt, weil er heimlich Verse schmiedet. Ein Dichterlump.

Man muß aber, um den Dingen unbefangen auf den Grund zu schauen, doch auch noch in jenes Geheimnis der Individualität Heines selber ein Stück weit vorsichtig hineinleuchten. Erst dann, glaube ich, kommt das Ganze wirklich zu Tage und es kommt zugleich an die Schwelle absoluter Versöhnung für jeden, der wieder jugendlich reif dafür ist — ohne jene Schlacken des Glaubens und nachfolgenden apostatischen Verfluchens. Für das „neue Geschlecht“ „mit freien Gedanken, mit freier Lust“, von dem Heine selber im Wintermärchen singt.

Es ist ein altes und in seiner Abgedroschenheit wirklich heute ein recht dummes Wort: in Heine stecken zwei Naturen. Leute haben's erfunden, die in jenem Kontrast stecken geblieben waren. Sie meinten ein Großes gefunden zu haben, wenn sie den Kontrast der Wirkung in das Gehirn des Autors schoben. In diesem Gehirn sollten sich Zeit seines Denkens ein Lump und ein Heiliger befehdet haben. Je nach der Parteistellung verschob sich der Heilige zum Lumpen und umgekehrt. Aber man hatte doch eine Erklärung.

Die Wahrheit ist, daß in Heine zwei große Linien seines Jahrhunderts sich kreuzten. Sein Jahrhundert war es, das in ihm kämpfte.

Kleinen Geistern giebt ihr Jahrhundert in ihrem winzigen Stromabschnitt irgend eine feste Direktive, in der sie laufen, mit der sie siegen, oder im verklärendsten Falle als Märtyrer sterben. Die großen, weite Stromnetze umfassenden Geister sind es, die die Kreuzungsstellen mit bekommen. In Heines Leben und Dichten erscheinen zwei große Jahrhundert-Motive fast bengalisch hell gekreuzt.

Im achtzehnten Jahrhundert wird zuerst ein Gedanke allmächtig. Die Idee, daß alles treibt, alles in Fluß geraten kann. Daß es keine ewigen Institutionen giebt. Nirgendwo. Religiös nicht, moralisch nicht, sozial nicht, ästhetisch nicht. Alles fließt, zerfließt zu seiner Zeit, ordnet sich neu. Das Wesen der Dinge ist nicht ein gegebenes Gesetz, sondern eine Entwickelung. Im Januskopfe der Weltgeschichte ist nicht das abgewandte Antlitz, das hinter den Wolken der Vergangenheit die unzerstörbare Offenbarung sucht, der Steuermann, sondern das vorwärtsschauende, vor dem ewig neue Küsten blauen.

Die Geburtsstunde dieser Idee liegt strenggenommen noch ein Stück weiter zurück. Bei Kolumbus, der eine neue Erdhälfte aufreißt, die Kultur nach dort hin zum brausenden Abströmen bringt. Bei Kopernikus, der die ganze Erde in den Weltraum wirft als sausenden Ball. Bei der Reformation, die den Ideen-Weltteil Rom zum Wanken bringt. Bei den kämpfenden Bauern, die selbst dieser Luther noch nicht versteht. Auf dem roten Scheiterhaufen des Giordano Bruno, wo die alte starre Philosophenweisheit, ohne es zu wissen, sich selber als Phönix verbrennt und als vorwärts rollende Weltalls-Philosophie einer jungen Zeit aufersteht; die Harmonie der Dinge steht vor uns; jedes Stäubchen unseres Leibes soll einmal Gott werden, aber erst in Äonen der Entwickelung.

Das alles aber ist nur wie Morgengrauen. Im achtzehnten Jahrhundert erst fliegen die ganz großen Minen, die Jahrtausende angelegt, eine nach der anderen auf. Mit Rousseau geht das Admiralschiff der alten Ethik in die Luft. Mit dem Dichter des „Prometheus" eine ganze Flotte Glaube, Altväterweisheit, Rücksicht, ästhetische Unfreiheit. Endlich kracht die französische Revolution los. Die politischen Säulen brechen auf der ganzen Fläche Europas wie Stroh. Und in einem furchtbaren Pulverdampf wird das neunzehnte Jahrhundert geboren. Alles ist aus Rand und Band, im wilden Zeichen der entfesselten Umwandlung als Kulturprinzip. Da erheben sich jetzt, im neuen Jahrhundert selbst, zwei Möglichkeiten, zwei Fragen.

Es ist Thatsache, daß alles donnernd fließt. Aber ist diese Thatsache eine gute oder eine schlechte?

Es sind zwei ganz verschiedene Antworten denkbar. Die eine ist pessimistisch, die andere optimistisch. Beide erkennen den Sturm der Dinge an. Aber der einen ist er bloß Sturm, Spektakel, Unruhe. Der anderen ist er die siegende Logik, der Fortschritt, die wirkliche Entwickelung zur höheren Harmonie.

Philosophisch könnte man diese beiden Auffassungen im neunzehnten Jahrhundert kennzeichnen durch die Namen Schopenhauer und Darwin. Schopenhauers Weltbewegung gipfelt in der Einsicht des letzthin Sinnlosen dieser ganzen „Welt", in ihrem Absturz ins Nirwana. Bei Darwin erscheint ein endloser Prozeß, der unter furchtbaren Kämpfen doch absolut aufwärts geht. Unbekannt woher, unbekannt wohin. Aber aufwärts.

Das ist jedoch nur die extremste philosophische Ausprägung. In der Dichtung erscheint alles verwickelter, verschleierter. Im Grunde sind die Gegensätze auch hier klar. Ist die Entwickelung der Dinge, die da heranstürzt wie ein Katarakt, die Linie zur Erfüllung des Ideals? Oder ist sie

bloß ein Geräusch, das uns stört? Giebt es eine Erfüllung der Ideale in dieser Welt? Giebt es keine? Soll der Dichter mitschwimmen? Soll er sich im Winkel verkriechen? Soll er aus dieser Flut die Kraft endlich schöpfen, an allem zu zweifeln, den Weltschmerz zu singen? Oder soll er die Saiten seiner Harfe selber mitklingen lassen in dieser wilden Zugluft, ein Helfer der Entwickelung in mittönender Seelenkraft?

In den Schwall dieser Gegensätze ist Heine eingetreten gleichsam von der Wiege an.

Man hat ihn so oft mit Goethe verglichen, schmähend bald und bald in guter Absicht. Goethe kam aus einer sozial, philosophisch, moralisch, ästhetisch noch so gut wie ruhenden Kultur. Es ist das einer der Fonds seines in sich harmonischen Lebens gewesen. Was er Fortschrittliches fand, fand er in einer gewissen Behäbigkeit des Findens. Er selbst war gewiß in seinen frischesten Jahren eines der berufensten geistigen Werkzeuge des ethischen, religiösen, ästhetischen Fortschrittes seines Jahrhunderts. Aber den groben Kanten ging er mit Naturell und Glücksstern möglichst aus dem Wege. Nie, in seinem langen wechselreichen Leben nie, ist er zum Renegaten an der Idee geworden, die gleichsam den Kompaß ins geistige neunzehnte Jahrhundert abgiebt: daß die Ideale „von dieser Welt" seien und in der realen Entwickelung der Menschheit lägen. Schiller ist hier weit hinter ihm zurückgeblieben. Aber es gab mindestens eine späte Zeit auch bei ihm, wo er partiell resignierte. Die Politik schien ihm, nachdem er nacheinander Duzfreund Karl Augusts geworden, die Kampagne in Frankreich mitgemacht und Napoleon gesprochen hatte, ein hoffnungsloser Dünensand.

In Wahrheit lagen hier, allerdings ganz anders als er ahnte, die folgenden Entwickelungsphasen der sozialen und ethischen Idealwanderung trotz alledem auferstehungsbereit begraben. Die beizende Macht des Staubes war aber so

groß, daß ſelbſt er ſich an dieſer Ecke, reſerviert wenigſtens, abwandte. Und alles Kleinere wandte ſich ab ohne Reſerve.

Die Pſeudo-Idee ſtieg neben und hinter ihm breit auf: daß der Dichter ſich im Kämmerlein zu bergen habe. Dort klagte er, klagte hoffnungslos. Alles war ein Jammerthal. Dichter und Welt waren komplette Gegenſätze. Schiller hatte noch in einer künſtlichen Weiſe und mit der Wucht ſeiner prachtvollen Perſönlichkeit das „Ideal" als überweltlichen Regenbogen gemalt. Jetzt ſah man nur noch eine überweltliche Regenwolke. Man ſang die jammervolle Verlorenheit des Menſchen, — nicht die Weltferne, ſondern den Bankerott des Ideals.

In dieſe Stunde hinein iſt Heine geboren worden, — nicht aus der ruhenden Kultur der Goetheſchen Jugend heraus, ſondern im wildeſten Tohuwabohu des wirklichen neuen Entwickelungsſtromes, der politiſch gerade über Stock und Stein ſauſte.

Es iſt recht bezeichnend, wie wir im Wirrſal nicht einmal Heines Geburtsdatum haben. Gegen die Wende des Jahrhunderts iſt er geboren worden, aber die Ziffer ſchwankt. Man fühlt, daß ſozial in dieſer Zeit alles durcheinander war. Der kochende Revolutionskeſſel ſpukt nach Deutſchland herüber. Goethe war noch mit ſo ſicheren Papieren geboren. Er hatte als Geiſtesmacht ſein Beſtes gethan, alle religiöſen, ethiſchen, äſthetiſchen Papiere der Menſchheit durcheinander zu wirbeln, zu kaſſieren und neu zu ſchaffen. Aber auf ſeine ſozialen Legitimationspapiere hielt er. Heine wird auch ohne ſie geboren.

Das erſte dann, was Heine als Dichter erfährt, iſt die volle Reaktion gegen den furchtbaren allgemeinen Sturm.

Die Reaktion der Poeten.

Sie haben die wilde Zeit allenthalben mit anbahnen helfen. Jetzt ſind ſie entſetzt. Alles iſt robuſt geworden, — die Senſitiven flüchten.

Aber der Genius der Dichtung ist im Innersten doch kein Hasenfuß. Eines Tages besinnt auch er sich zurück. Die pessimistische Welle ebbt, die optimistische Welle steigt. Ein freiheitlicher, entwickelungsfroher Hauch gerät, abermals den Dingen angepaßt, in die Poesie. Das ist die zweite Linie des ästhetischen neunzehnten Jahrhunderts — die, in die Heine nicht hineingeboren ist, die er aber allmählich entdeckt.

Es ist das tiefste, diskreteste Geheimnis seines Schaffens, wie die beiden Linien sich kreuzen.

Als Weltschmerzler mit der Poesie des Weltflüchtigen im Winkel setzt er ein. Die Welt tobt und rast, der Poet hält sich die Ohren zu.

Aber was er jetzt innerlich raunen und rauschen hört, ist deswegen kein Fröhliches, ist selbst kein Ideal mehr. Es ist ein trauriger nervöser Schatten. Die Welt ist schlecht. Selbst die Liebe taugt nichts. Die blaue Blume wächst nicht jenseits der krausen Welt in einen wahren mystischen Himmel, sondern sie vegetiert als arme Kellerpflanze. Weltverachtung ohne Weltüberwindung. Weltschmerz mit kühlem Rationalismus, der weiß, daß er, wenn er sich den Hals umdreht, doch in dieser profanen langweiligen Erde stecken bleibt. Das alles aber eines Tages sieghaft durchbrochen.

Eines Tages der Umschwung, daß der Dichter genau das Umgekehrte versucht. Statt Abkehr der Versuch, mit der tosenden Welle der Entwickelung optimistisch zu schwimmen. Die Stillen des Dichterwinkels, die sich an der pessimistischen Romantik gefreut, klagen: daß jetzt der Poet erst zum Pessimisten werde. In Wahrheit hat er seine Stellung total geändert. Er schwimmt mit dem hellen Strom des ethischen, sozialen, religiösen Fortschritts.

Wenn er jetzt grollt und blitzt, so saust der Strahl nicht mehr gegen die „Welt", sondern gegen das Alte, Zerbrechende, Absterbende innerhalb der großen Entwickelungswelt. Vorher

traf er vom Ufer den Strom. Jetzt kämpft er im Strom gegen Klippen. Gegen ſchwarze, ſchwarzrotgoldene, ſchwarzweiße. Gelegentlich auch rote, wo er ſie als Hemmniß glaubt. Auf das Recht oder Unrecht im Detail kommt ja gar nichts an. Überlaſſen wir das den nächſten hundert Jahren. Die Hauptſache iſt, daß er den Anſchluß findet, den Anſchluß an das Ideal überhaupt und das Ideal in dieſer Welt, die veränderte Kampflinie des Peſſimismus, vom Peſſimismus gegenüber der Welt zum Peſſimismus gegenüber dem Veraltenden, Sterbenden, Gezeichneten innerhalb einer aufſteigenden Entwickelungswelt.

Nun aber: das alles in demſelben Menſchen.

Mit dem Her und Wider des Individuums, in dem an ſich nichts ſtirbt. Was wir im Verſtande ausjäten, kommt im Traume wieder. Der Poet lebt an der Traumgrenze. Es bleibt ein Durcheinander der ſich kreuzenden Tiefendinge und Höhendinge.

Will man ganz ſcharf ſondern, ſo giebt es in Heines Leben ſogar noch eine dritte Periode. In ſeiner Jugend iſt er romantiſcher Peſſimiſt, mit einem frühalten, unreif alten Zuge, den ſeine Zeit hat als Wellenthal einer wilden Epoche, die jeden Überblick verloren hat. Auf der Höhe ſeiner Kraft iſt er ſozialer, ethiſcher Optimiſt, ſtolz getragen von einem Wellenkamm, den er ſich mit erobert, den Blick auf ungeheuren ſozialen und ethiſchen Fernen. In der Krankheit, die ſeinem kurzen Leben zugleich das wirkliche Alter iſt, fühlt er dann ein philoſophiſches Manko, das in beiden Phaſen ſeines Lebens war.

Es iſt ſchwer, das zu charakteriſieren, weil etwas darin liegt, was über ſein Jahrhundert thatſächlich hinaus deutet. Nicht in der Löſung, aber im Bedürfnis.

In Heines erſter Periode bot ihm die Entwickelung der Welt nichts, und deshalb kam er ſich auch ſelber armſelig vor und ſang wehmütige Weiſen über den verlorenen

Sohn, den die Welt mit ihrem Glanz, ihrer Liebe, ihrer Idealerfüllung jämmerlich im Stich gelassen. In seiner zweiten, echteren und klar blickenden Periode fand er die Welt in einer Knospenzeit, die Entwickelung stieg und stieg, hinter jedem stillen Träumer ging der unsichtbare Geist mit der Axt, die „die That von deinen Gedanken".

War das nicht genug: dieser Blick ins kommende Glück, in die „Sonne; die klagende Flamme", die einst alles rächen würde, alles segnen würde, wenn die Stunde kam ...?

Eines Tages lag Heine stöhnend auf dem Siechbett. Von seinen Lippen rang sich die dritte Frage: die Welt geht ins Licht, — aber was bin ich? Ich liege zerschmettert, wenn die Entwickelung triumphiert. Der Strom rauscht dahin, nach Bimini, in das Wunderland der Zukunft. Warum daran zweifeln? Aber wer giebt mir zurück, was ich gelitten habe? Gelitten „bis man uns mit einer Handvoll Erde endlich stopft die Mäuler. Aber ist das eine Antwort?"

Diese Frage ist keine soziale mehr. Keine im Rahmen der äußeren Entwickelung. Es ist eine rein philosophische. Was wird im Emporgang der großen Menschheitsentwickelung aus den Milliarden Individuen, die unablässig herbstlich abregnen wie welkes Laub, während der Baum wächst?

Ich sagte, dieses Problem deute ins zwanzigste Jahrhundert. Es ist zugleich uralt und Zukunft. Die Menschheit wird darauf zurückkommen. Es hat aber das Charakterbild Heines naturgemäß noch verwirrt, daß auch dieses Motiv sich ganz zuletzt einmischte. Fromme Seelen priesen seine Bekehrung; robuste Mitkämpfer, denen diese feinsten Überlaute des Jahrhunderts noch fremd waren, als sie der Dichter schon vernahm, schmähten ihn von neuer Ecke als Renegaten.

Ein Blick in die Lazarusgedichte sollte zur Klärung dienen. Der Sterbende löst noch einmal pessimistisch, das ist

richtig. Darin nähert er sich seiner Jugend. Es hätte noch eines neuen, noch tieferen gedanklichen Sichversenkens in den großen Entwickelungsstrom bedurft, um nochmals die Auferstehung des Ideals auch für diese Individuumfrage zu finden. Aber man wird nicht vergessen, daß er noch fast um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts starb, in einem bangen Tiefstand philosophischen Denkens. Wie der Obolus auf der Lippe des Toten, der ein neues Gestade öffnet, erscheinen die Lazaruslieder des Sterbenden, — der Obolus für das zwanzigste Jahrhundert und seine religiös vertiefte Philosophie, die kein Abfall zum Abgelebten, sondern selber auch ein Werk des Fortschrittes und seines Optimismus sein soll.

Ich sagte: ein Mensch ist groß, wenn sein Jahrhundert ihn solcher Kreuzungsstellen großer Kontraste überhaupt würdigt. Sturm, Haß, Mißachtung müssen ihm in solchem Falle zuteil werden als einfacher Tribut seiner Größe. Sie beweisen sie nur.

Es giebt aber noch eine aktive Größe Heines, die ihn auch darüber individuell erhöht. Durch alle Kontraste seines Lebens ist er hindurchgegangen als Dichter.

Ich sage absichtlich nicht: als großer Dichter. Denn dieses Zusatzes bedarf es hier nicht. Wer solche Kontraste als Dichter überdauert und bezwingt, der ist schon groß.

Ich finde die Kraft dieses Bezwingens am mächtigsten in seiner mittleren Periode. Als Weltschmerzler der frühen Zeit hat er einzelne wundervolle Klänge gefunden. Aber ich möchte doch sagen, daß andere das auch haben. Ich will ihn damit gewiß nicht herabsetzen. Aber ich stelle andere neben ihn. Auch als Lazarusphilosoph seiner Alterstage hat er Gesellschafter. Die besten, aber doch einige auch. Aber ich frage, wer neben ihm steht in diesem dröhnenden Jahrhundert in der optimistisch-anklagenden Zeit seines Lebens?

Richard Wagner hat ihn einmal einen politiſchen Bänkelſänger genannt. Wer in dieſem Jahrhundert hat ſich als Dichter in den Strudel der freiheitlichen, der politiſch-ſozialen Dinge geſtürzt, ohne dieſem Vorwurf zu verfallen, der ſo leicht iſt, wenn man einen Dichter auf jeden Fall vernichten will; wird er politiſch, ſo heißt er Bänkelſänger, und bleibt er weltferner Dichter, ſo heißt er geſinnungslos!

Das Wunderbare aber an Heine iſt, wie ſtark inmitten dieſer Gefahr er eben als Dichter geblieben iſt. Immer und in jeder Zeile hat er die echteſte Dichterform gewahrt, mochte auch der Inhalt noch ſo ſehr für den Moment ſein. Der Lohn iſt ihm geblieben. Die Dichtung hat die Momente herausgeriſſen. Heute noch wirken kleine Augenblicksbildchen von damals, wie die Kapitel des Wintermärchens, mit einer ſiegenden Gewalt. Sie wirken noch agitatoriſch, hört man. In Wahrheit iſt es der Triumph der Dichtung, die aus Vergänglichem ewig Typiſches geſchaffen hat. Keiner im ganzen Jahrhundert ſteht hier neben Heine. Die Kulturgeſchichte der Zukunft wird ihn an dieſer Stelle finden als einen einzig Gewaltigen — und wenn auch alles an Ideen ſelber vermorſcht und verſchollen wäre, was er verfochten hat, bis zu dieſer „Zukunft“.

Es iſt aber einſtweilen nirgendwo abzuſehen, daß dieſe Ideen ſo bald vermorſchen ſollten.

Sie vermorſchen vielleicht, wenn eine gewiſſe Höhe der Erfüllung erreicht iſt. Verſteinern, wie jenes Phäakenſchiff, das den Dulder Odyſſeus ans rettende Geſtade geführt hatte, und deſſen Zweck für das große Gewebe der Dichtung damit erfüllt war.

Wir ſegeln noch. Und wir brauchen Heine noch mitten unter uns.

Das Grab auf Montmartre muß uns zu Liebe noch leer bleiben, wir laſſen ihn noch nicht. Kämpft gegen ihn, verflucht ihn. Das Verbrennen in effigie thut nicht mehr

weh. Ein Lebender iſt ein armer Kerl im Streit, das hat Heine genug erfahren. Er lebt, liebt, pumpt und bekommt Schuldſcheine. Jeder neue Gedanke ſeiner inneren Entwickelung wird ihm als Renegatentum um die Ohren gehauen. Und am Ende liegt er mit der Rückenmarksdarre da und träumt von der Handvoll Erde, mit der man ihm den Mund ſtopft . . . aber iſt das eine Antwort?

Ja, es iſt eine Antwort. Die Toten, die Auferſtandenen, die bekommt ihr nicht unter. „Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!“ Der Geiſt reitet auf einem Buchſtaben durchs Schlüſſelloch. „Wird ſind ſo klug, und dennoch ſpukt's in Tegel!“

Die Gebrüder Hart

Heilge Kreuze ſind die Verſe,
Dran die Dichter ſtumm verbluten.
Pierrot Lunaire

Es war vor vierzehn Jahren. Im Herzen von Berlin, — da, wo die Gertraudtenſtraße damals gegen den Spittelmarkt zu am engſten war und ſich Omnibus, Pferdebahn, Droſchke, alles hintereinander und beinah übereinander, mit einem ohrzerreißenden Lärm wie in einem Schacht dahinwürgten.

In dieſer lieben und poetiſchen Gegend öffnete ſich irgendwo in einer Hauswand, deren geſchwärzte Firmenſchilder wie eine ſchmutzige Himmelsleiter ſich nach oben in den grauen Großſtadtdunſt und die Telegraphendrähte hinein verloren, eine Pforte in ein Winkelreſtaurant, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Dunkel ſchwant mir noch, als habe es „Zum Feinſchmecker" oder ſo ähnlich geheißen, und in der That lagen, ſo lange ich es kannte, hinter der blinden Fenſterſcheibe zwei Sardellenbrötchen, die von Fliegenkleckſen ſchwarz waren.

Dieſes Lokal, in das nie die Sonne ſchien, hatte ganz hinten ein Vereinszimmer, wo es überhaupt ganz dunkel war, dafür aber zum Schein der ewigen Gasflamme das wurmſtichige Fenſter von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts

eine liebliche Musik erzeugte, indem seine Scheiben und Riegel unausgesetzt im Rhythmus der wilden Jagd im Gertraudtenpaß mitzitterten und -klirrten.

In dieses Vereinszimmer trat ich an einem köstlichen Frühlingsabend, als draußen jenseits des Steinlabyrinths alle Knospen sprangen und der Flieder so allmächtig duftete, daß es der ganzen vereinten Kraft aller Käsekeller und Wurstgeschäfte des Gertraudtenviertels bedurfte, um wenigstens hier nichts dergleichen aufkommen zu lassen. Ich besuchte die Sitzung eines Vereins „besserer" junger Leute, die nun einmal das Dichten nicht lassen konnten und sich allwöchentlich einmal einmütig an diesem passenden Orte versammelten, um sich gegenseitig zu bekräftigen, daß die Zeit wieder erfüllet sei, die blaue Blume wieder blühe und eine neue Kunst im Begriff stehe, die Knospe zu brechen. Wozu die Gasflamme dann melancholisch sang und die Scheiben grade vom Kreuzen zweier Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg besonders melodisch aufklirrten. „Durch" hieß der Verein — und dieser Name gehört heute schon der Litteraturgeschichte an . . .

Die niedrige Stube erfüllte bei meinem Eintritt ein einmütig blaugrauer Tabaksqualm, aus dem sich dem gebeizten Auge erst nach und nach ein paar Profile mehr oder minder menschenähnlicher Wesen entwickelten. Und da denn zwei merkwürdigste Profile, mir damals neu, aber sogleich von denen, die man nie mehr vergißt.

Das zunächst Auffälligste und so zu sagen Übernatürliche daran war, daß die beiden Profile für den ersten Augenblick eigentlich identisch waren.

Beide mit der gleichen schönen Intelligenzstirn, die jederseits wie ein weißer Flügel ins Haar eindrang; bei beiden dieses Haar so schlicht und beinahe widerborstig zurückgekämmt, wie zum offenen Protest gegen alle geniale Lockenkoketterie; beide mit demselben verrauchten Schnurrbart und

etzwelchen ſchlecht orientierten Kinnhaaren auf der Spezies-grenze zwiſchen Fliege und Bart; bei beiden das Auge nächſt der Stirn ganz Seele, Feuer, Kraft, obwohl verſchleiert zwiſchen Kneifergläſern, die nur ab und zu einen echten Blitz her-ausließen; und bei beiden endlich von dieſem Charakter-kopf abwärts zwei ſchmächtige Körperchen von unabläſſig wimmelnder Bewegung wie zwei losgetrennte, wuslige Eidechſenſchwänze.

Aber die beiden Identitäten ſtritten ſich. Der grauſige Fall, den Fichte nicht vorgeſehen hat, ſchien eingetreten: das Ich, das ſich wie die Wurſt der Legende ſelbſt verſchlingt. Eine tobende Wortſchlacht war entbrannt. Und mit einigem Seelenbeben erfuhr der hinzugekommene Neuling, daß dieſe beiden Identitäten ſich gegenſeitig die abſoluteſte äſthetiſche Ignoranz und Unfähigkeit zu jeglicher Produktion wie Kritik vorwarfen. Eine Erfahrung, die nur dadurch einigermaßen erſchwert wurde, daß beide Parteien unerbittlich gleichzeitig redeten.

Übrigens beide in dem Dialekt jenes weltſtadtfernen, ſchönen Weſtfalenlandes, wo die Kehlen aller treuen Wieder-täufer-Enkel nicht bloß mit dem herben Duft des roten Heidekrautes, ſondern auch alle mit einer gewiſſen Doſis Höhenrauch getauft ſind, der ſich anmutig durch eine gewiſſe Zungenrauhigkeit und Silbenverſchluckung dahinnebelt.

Indeſſen eine kurze Weile nur, und der Zuhörer war allſeitig beruhigt. In der Bewegung der Debatte ging ihm zunächſt plötzlich blitzartig der doch vorhandene Unterſchied der Profile auf. Er unterſchied ein runderes, derberes Geſicht bei dem einen, mit blonderem Haar; und ein weiches, zartes in dem andern, mit weſentlich dunklerem Haar. Kleine Züge der Kampfestaktik verrieten zugleich, daß jener der ältere war, herriſcher und zupackender, dieſer als jüngerer der ſchmiegſamere, nachgebendere. Doch das letztere Moment war nur bedingt richtig.

Denn je weiter die Debatte kochte, desto einleuchtender war, daß diese beiden Seelen im Innersten und Heiligsten so einig waren, wie nur zwei verschiedene Menschen überhaupt sein können, und daß im Ernst jeder von beiden zugleich nachgab und in aller Wut der Diskussion immer heimlich dem Gegner unter dem Tisch die Hand zu drücken schien mit der stillen Voraussetzung: „Du bist ja selbstverständlich doch der Hauptkerl.“ Und eigentlich bedrohlich blieb auf die Dauer nur der Ansturm der beiderseitig unablässig geschwenkten brennenden Zigarren, der die Röcke und Hosen bedrohte und schließlich wenigstens einem armen Nachbarn ein Loch ins Hosenknie gebrannt hatte.

Das also waren die Brüder Hart. Heinrich der ältere, Julius der jüngere. Im engeren Kreise das, was sie heute im weiten sind: zwei Charakterköpfe unserer Litteratur.

An dem Biertisch, wo sie an jenem Abend dampfumwallt saßen und mit ihrer Höhenrauch-Stimme und ihrem Heideduft-Charakter die Debatte beherrschten, ehrten auch die neidischen, kleinlichen Elemente in ihnen etwas von dem Frühlingssturm jungen, kräftigen Werdens in der Dichtung, trotzigen Selbstgehens und Selbstkletterns, der inneren Sonne und nicht der äußeren des Erfolges zu — jenem Frühlingssturm, der wirklich wieder einen Frühling gezeitigt hat in der vereisten deutschen Dichtung der Jahre nach 1870.

Bekannt waren sie selber damals freilich erst durch die Anfänge des reichen, dichterischen Schaffens, das die Folge von ihnen bieten sollte. Julius besonders durch einige lyrische Sachen („Sansara“), von denen ein kleiner Rest des Besten in seine späteren lyrischen Sammlungen (die schon reifere „Homo sum“ und die ganz geklärte „Triumph des Lebens“) übergegangen ist, und durch sein Schauspiel „Sumpf“. Heinrich durch die Tragödie „Sedan“ und den lyrischen Strauß „Weltpfingsten“, der heute noch seine einzige lyrische Gabe ist, seltsam genug bei einem Dichter, der jetzt seinen eigent-

lichen Ruf durchaus dem Vers, wenn ſchon dem epiſchen, verdankt.

Bekannt, und vielleicht damals ſogar noch bekannter, waren außerdem beide durch ihre „Berliner Monatshefte“ und „Kritiſchen Waffengänge“. Hier hatten ſie die Jugend um ſich verſammelt und mit luſtiger Fauſt auf ein Paar von den Alten losgehauen, die in der deutſchen Dichtung der Zeit die Honoratiorenſtühle einſaßen, ohne eigentlich je echte Dichter geweſen zu ſein. Ein fröhlicher Staub wirbelte da auf und zugleich ſchien neue Sonne hinein. Nachher haben andere die Sache viel gröber und lauter gemacht und wohl den Ruhm beanſprucht, auch kritiſch die neue Bewegung geſchaffen zu haben. Im Grunde und nachträglich kommt auf dieſe Priorität herzlich wenig an, denn dieſe kritiſche, negative Seite iſt bei allen Bewegungen ſpäter doch die belangloſe, und das Aktive allein das wirklich Neue und Wichtige. Aber wer ſelber jene Kriſen der achtziger Jahre noch mitgemacht hat, der weiß genau, wie damals gar kein Zweifel war, von wo auch hier der erſte, friſche Hauch eingeſetzt hat: eben von den Heidebrüdern aus Münſterland. Ihren ſtärkſten Zauber lernte ich an jenem Abend noch kennen. Den Zauber der Perſönlichkeit.

In dieſen zappelnden Queckſilbermännlein lag, ſobald die Debatte ins Große und Ernſte ging, etwas vom Stammeln des wirklich Gottgeweihten im höchſten Menſchen- und Kunſtſinne.

Ich hatte den „Dichter“ damals nacheinander in den ſeltſamſten Fratzenformen erlebt. Als Geheimrat mit Bauch und Stern, der von Goethe den Bauch und Stern hatte, ſonſt aber nichts. Als Kaffeehausſchwätzer, der mit äſthetiſchen Phraſen handelte, wie man in der Roſenthalerſtraße Hoſen verkauft. Hier aber waren zwei echte äſthetiſche Vollmenſchen, in ihrem ganzen Innern nur auf eine Saite geſtimmt: das höchſte der Kunſt. Mit dem Zuge des Dionyſiſchen,

das die durch und durch ästhetische Weltbetrachtung dem Menschen verleiht und zugleich dem naiven Kinderzuge, dem nichts Menschliches fremd ist. Ohne jede Pose und doch mit einem unsichtbaren Kranz. Keinem klotzigen Lorbeerkranz, sondern lustigen roten Rosen mit träumerischem Duft. Und ein paar Dornen, die doch nur den Träger selbst stachen.

In diesen Menschenkindern, denen es nicht an drolligen Menschlichkeitszügen fehlte, blühte grade das eine, was weder der dichtende Geheimrat, noch der mit Dichtung handelnde Kaffeehäusler je aus sich herauspressen konnten: Kraft. Tiefe intuitive Künstlerkraft, die den Menschen besaß und beseelte bis in jede kleinste Regung hinein als der Nerv aller Dinge und als das Maß aller Dinge.

Man war nicht eine Stunde mit ihnen zusammen, ohne das zu empfinden. Das Gas über uns sang seine traurige Melodie und die Scheiben klirrten vom Stampfen der Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg. Aber man fühlte, daß dieses Milieu hier versank. Dieses geborene Künstlertemperament baute sich nicht erst auf aus einem künstlichen Milieu. Es brauchte an sich keine Großstadt, keine soziale Frage, keines von all den Dingen, von denen man wohl geglaubt hat, daß sie den modernen Dichter „machten". Es kam von innen heraus, in elementarer Wucht, in der roten Heide, die von Wiedertäufern träumte, genau so, wie hier im Hexenspuk des Gertraudten-Engpasses.

Ein paar Tage später habe ich die Brüder dann zum erstenmal in ihrem eigenen Heim besucht, und das war wieder sehr lustig.

Vertieft werden konnte der erste Eindruck nicht leicht. Aber es kam doch eine Farbe hinzu. In der Luisenstraße. Das Haus, ein Kasten von wurmstichiger Scheußlichkeit, lehnte sich unmittelbar an die Stadtbahn. Hier klirrten nicht nur die Scheiben, sondern die Tinte tanzte im Faß, und die noch unverkloppten Rezensionsexemplare wiegten sich rhyth-

misch im Regal, wenn die Stadtbahnzüge sich kreuzten. Bisweilen hatte man das Gefühl, ein dicker Zug kollere geradeswegs über den Schreibtisch am Fenster. Auf dem Schreibtisch lagen Blätter mit Versen. Julius' Handschrift wie zierliche Bazillenschwänzlein aneinandergemalt, Heinrichs in romantische Schnörkel ausgebaucht. Eine Berliner möblierte Stube in der Luisenstadt, über der Eisenbahn, drei Schritte von der Charité, im Zentrum der Weiberkneipen und Versatzämter des Studentenviertels. Heyses „Kinder der Welt“ hatten anderthalb Jahrzehnte früher hier herum gewohnt, und als brave Idealistenkinder natürlich von alledem nichts gemerkt. Die Weltkinder, denen mein Besuch galt, wußten überall hübsch Bescheid und waren doch Lebensidealisten trotz jenen.

Wolzogen hat in seiner Komödie „Lumpengesindel“ später versucht, einige Züge des alten Hartschen Bohemien-Haushaltes künstlerisch zu verwerten. Er hat ihn selbst nie gekannt, und was ihm, der an sich ein so prächtiger Kerl und sonniger Humorist ist, schließlich dabei herausgekommen ist, ist in Hinsicht des Modells ein arger Unsinn. Er hat die komischen Außenstände nach Hörensagen kopiert, ins Herz aber zwei ausgemachte Stiefel gesetzt. Damit ist der Nerv getötet.

Das Geheimnis des Hartschen Haushaltes von Anno Dazumal beruhte in dem Kontrast, daß hier inmitten eines Rattenkönigs kleiner Menschlichkeiten und menschlicher Lächerlichkeiten (die übrigens alle mit einer Thräne im Wappen anzuschauen waren) zwei wirklich große, goldechte Poeten mit heiligster Dichterkraft und mit großen, echten Menschenherzen standen. Wolzogen sah den Staub der Dinge qualmen, aber nicht den Sonnenstreifen, der hindurchbrach und dessen steter Lichtglanz doch erst die spaßhaften Staubteufelchen tanzen ließ und damit die eigentlich humoristische Situation schuf.

Harts kamen aus einem typisch prächtigen kerndeutschen Bürgerhause der Provinz, wo die Kinder scheinbar blank und

bloß in den härtesten Daseinskampf hinausflogen, um nachher zu merken, daß sie einen einzigen Panzer besaßen, der am Ende doch alles andere aufwog: einen unbestechlich blanken Idealismus und die eiserne Kraft des Ideals.

Sie kamen nach Berlin und mußten sich durchbeißen. Mit schönen bürgerlichen Karrieren „neben" dem echten Beruf war es nichts. Das ist der Weg zum Geheimrat in der Dichtung. Dafür waren diese trotzigen Individualisten mit ihrer naiv offenen Freiheit im Denken nicht geschaffen. Zum pfiffigen Litteraturspekulanten, der Verse und Kritiken ausschreit wie Börsenpapiere, fehlte aber auch alles. So ging denn jahrelang so manches schief, schiefer und am schiefsten.

Zeitungen wurden gegründet und verkrachten. Was sachlich wirklich Bewegungen schuf, Anregungen gab, das Feld ebnete zu einem neuen Lenz: das erschien praktisch in Gestalt immer erneuter Mißerfolge, vor denen der ehrsam strebende Philisterjüngling sich bekreuzte und die Verleger fluchten. Gewiß waren diese beiden keine praktischen Genies. Sie hatten köstliche Einfälle, z. B. die Gründung des Litteraturkalenders, den Kürschner heute mit so viel Erfolg besorgt. Aber andere nahmen ihnen das Gute aus der Hand, und sie ließen es fahren mit der Sorglosigkeit echter ästhetischer Naturen, denen der ideale Zweck alles, das „Geschäft" aber immer eine mehr oder minder wurschtige Spielerei ist. Manches verdarben sie auch selbst, indem sie im Moment, da eines angefangen war und die ganze Energie forderte, schon ein Neues sahen und danach griffen. Sie waren eben auch Naturen mit innerer Entwickelung, oft rapider Entwickelung. Was ist das im Geschäftsleben aber für ein Begriff: innere Entwickelung?

So gingen die Dinge, wie sie konnten. Tolle Bohemien-Jahre. Das einzige wohl, was die Drangsal über die beiden vermochte, war die Erweckung eines gewissen Galgenhumors. Die Verleger, die Zeitungen, kurz die ganze Brotseite der

Kunst wurden nicht ernster genommen, als der flotte Student etwa seinen Schneider nimmt. Mag er wettern. Eines Tages wird's doch wohl der Alte bezahlen. So tröstete hier der innere Glaube an die eigene Kraft. Eines Tages würde die doch alles wett machen. Und sie hat es.

Von diesem inneren Palladium seiner Modelle hat Wolzogen keinen Schimmer begriffen. Und darum hat er auch die wahre Ansatzstelle gar nicht gefunden für die wahre Tragikomödie des Hartschen Haushalts von damals.

In diesen beiden innerlich unbeirrbar zielbewußten Dichterköpfen lebte selber jener Kraftglaube. Aber indem das harte Leben sie in ein gewisses Niveau zunächst festbannte, stießen sie auf Schritt und Tritt auf die wirklich tragischen Gestalten dieses Niveaus. Die armen wirklich Verscheuchten, Verlotterten, Verkrachten der Bildung, die das wüste Großstadttreiben herumschmiß wie herrenloses Strandgut.

Lange Jahre durch, wenn man zu Harts kam, fand man in ihrem armen Heim immer und immer wieder die seltsamsten Gestalten. Stellenlose Schauspieler, die auf dem alten Sopha nächtigten, verkrachte Studenten, Bucklige, die sich nachts in eine alte Hose ringelten, in einem Bein geborgen und mit dem andern zugedeckt, neu zugereiste Halbpoeten, die noch keine Wohnung hatten und auch kaum eine finden würden, litterarische Propheten, die vom Prophetentum nur die Heuschrecken und Kameelshaare besaßen. Das kam und ging, lebte hier Wochen und Monate wie zu Hause, aß, was da war, und pumpte, was bar war. Und alles aufgenommen mit der gleichen, unerschöpflichen Gutmütigkeit, alles hingenommen, wie selbstverständlich, alles gefüttert und gepflegt durch Teilen des letzten eigenen Groschens.

Mancher Redakteur, der in diesen Jahren gegen die Brüder wetterte wegen eines Vorschusses, der niemals abgearbeitet wurde, mancher Verleger, der ihnen grollte wegen

Zahlung auf Verſprechen, die nicht ſo gehalten wurden: er ahnte nicht, daß mit ſeinen Groſchen ein Tiſch gedeckt ſtand für die ganzen hungernden Alräunchen und Hutzelmännchen der Berliner Kunſt, und daß ſeine beiden Poeten oft ſelber hungerten, nur um dieſe ganz Armſeligen zu beruhigen.

Und dieſes unendliche Mitleid, dieſe nie verſagende Güte war neben der eigenen Kraft der zweite goldene Sonnenſtrahl, der durch den Staub dieſes Zimmers der Luiſenſtraße ſichtbar jedem Beſucher entgegenleuchtete.

Es iſt im allgemeinen ja ein ſeltſam Ding um die Gutmütigkeit bei den Dichtern von heute. Der dichtende Geheimrat und der Börſen- und Kaffeehauspoet ſind ſich, wie in ſo vielem, auch darin verzweifelt ähnlich, daß ſie egoiſtiſcher, eiſiger, gegen arme Seelen abſtoßender und gröber ſind als andere Menſchenkinder. Es pflegt für ſie nur eine Form zu geben, für die ſie auch eine offene Hand an Minderwertige oder ganz Unbedeutende haben: wenn es ſich möglich zeigt, eine Klique zu bilden, einen Kreis kleiner, ſtiller Ruhmesherolde für den eigenen Zweck. Davon war bei Harts damals aber ſchlechterdings keine Rede. Die meiſten Mitglieder ihrer ſtillen Tafel- und Sophagemeinde ſtanden der ganzen Fähigkeit nach ſelbſt hierfür jenſeits von gut und böſe. Sie aßen, rauchten, ſchliefen und pumpten. Zum Reklamemachen und Ruhmreden fehlte ihnen jeglicher Ort, und die meiſten, wenn ſie fort waren, verſanken im Schwarz der Großſtadt auf Niemehrwiederſehen. Es handelte ſich alſo um reines Mitleid. Mehrfach waren auch die lieben Hutzelmännlein, die da Koſt und Logis erhielten, alles eher als dankbar — wie ſie denn überhaupt meiſt die ſeltſamſten und nicht unbedenklichen Eigenſchaften mitbrachten. Das Mitleid ſah darin nur einen Grund mehr, zu helfen. „Es iſt doch ſelbſtverſtändlich, daß das Jammerleben den armen Kerl auch moraliſch herunterdrückt“, ſagte mir Julius einmal von einem der am tiefſten und dauernd Geſcheiterten. „Wer

in den Dreck fällt, wird dreckig. Aber ist der Dreck nun etwa ein Argument, ihm nicht zu helfen?"

Natürlich war das äußere Bild des ganzen Haushalts, der sich auf diesen Voraussetzungen entwickelte, ein doppelt groteskes. Und doch in aller Misere innerlich ein liebes Bild. Eine unendliche Wärme ging von diesen unordentlichen Stuben aus. Diese Idealisten, die in ihrer fernen Sonnenwelt lebten und ihr äußeres Dasein sorglos wie ein Puppenspiel dahintanzen ließen, sich wohl auch schier unentwirrbar in seinen groben Drähten verknoteten: sie hatten für jeden Fremden, der sie suchte, nicht nur ein tröstendes, sondern auch oft ein wirklich praktisches Wort.

Schließlich fanden sich ja nicht nur die ganz Hoffnungslosen zu ihnen. Es kam auch dieser oder jener, dem nur vorübergehend sich der Himmel der Existenz einmal umwölkt hatte, der aber im Herzen doch die ähnliche Dauerkraft, das göttliche Weizenkorn von Eleusis des Talents, wie sie selber, trug. Unerschöpflich war auch hier die Quelle ihrer Trostgründe, ihrer Ratschläge. Ihre Phantasie dachte sich in das Leben ihres Freundes bis in die diskretesten Gründe hinein. Und wenn im Moment gar nichts Praktisches zu helfen war, so wärmte doch das Temperament der beiden selbst, die wundervolle, befreiende, künstlerische Sorglosigkeit, die sie selber bethätigten, der zuversichtliche Glaube, daß das Wahre und Edle und Echte nun einmal der Märtyrer auf Erden sei, der aber doch an keinem dummen Erdenkreuz wirklich sterben könne. Mir klingt ein Vers im Ohr, in solcher Stunde von Julius einem Freunde in ein Buch geschrieben (ich glaube zum Teil Citat):

„Die Kunst hast Du geliebet,
Die Kunst hast Du geübet
Dein Leben lang.
Die Künste hast Du verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,

Drum werd' Dir auch nicht bang: —
Nur den Mut nicht verloren,
Kommst in den Dreck bis über die Ohren!"

Das ist nun alles lange her.

Der Frühling junger deutscher Dichtung, den diese lustigen Bohemiens eingeläutet haben, hat inzwischen manche schöne Knospe geöffnet. Und sie selbst sind hochgekommen, — hochgekommen durch die einfache siegende Macht der wirklichen Leistung.

Noch aus jener unordentlichen und verstaubten Zigeunerstube, wo die Alräunchen in alten Hosen nächtigten und oft ein geistiges Königreich um eine Zigarre feil war, sind die zwei ersten Gesänge von Heinrichs gigantischer Menschheitsdichtung („Tul und Nahila" und „Nimrod") emporgestiegen. Dieses Werk, inzwischen noch durch „Mose" verstärkt (ein vierter Band, aus der Renaissance: „Menschheitsfrühling", ist im Manuskript vollendet) steht in seiner Art völlig einsam groß am Schlusse des Jahrhunderts, ein Markstein deutscher Versdichtung, das einzige Versepos unserer Zeit, das ernst zu nehmen ist, kolossal in seiner Menschenzeichnung, wie von süßestem Wohllaut in seiner Form. Stufenweise, wie es sich vollendet, wird es erst allmählich sich auch ins volle Licht allgemeiner Würdigung heraufschieben. Aber schon steht das Vorhandene wie eine Cyklopenquader über der rasch verströmenden Flut der Tagesdichtung da, — vielleicht nur noch zwei, drei Steine und die Schattenhöhe ist überragt, die ganze goldene Sonne auch des höchsten äußeren Erfolges glüht auf den Bau.

Und während in Heinrich so der Epiker durchbrach, klärte sich bei Julius in der Lyrik (ich rechne seine Novellen mit zur Lyrik) der gärende Most noch in der letzten Bohemien-Zeit zum tiefen, schweren, individuellen Wein.

Es läßt sich schlecht von einem Lyriker sagen, daß er der erste seiner Zeit sei. So persönlich der Dichter gerade

in seiner Lyrik hervortritt: die Lyrik im Ganzen geht doch immer mit ganzen Tiefständen und ganzen Hochwellen daher, wobei viele zugleich hoch oder tief kommen. In der Zeit der Romantik klang die deutsche Lyrik wie aus einem grünen Märchenwalde allerorten zugleich auf. Um die Mitte des Jahrhunderts war das ganze Niveau bergetief abgesunken. In den letzten Jahrzehnten ist es dann wieder, als sei ein verstimmtes Instrument an fünfzig Stellen zugleich neu eingerenkt worden. Nicht einen einzelnen übergroßen und ganz neuen Lyriker haben wir wiedergewonnen. Sondern die lyrische Welle steigt überhaupt wieder an. Es wäre wertlos, Julius Hart durch eine tote Rangnummer herauszustreichen auf Kosten von anderen, die alle heute im Wellenkamm schwimmen und, jeder in seiner Weise, stolze und starke, eigenwillige Talente sind. Und doch: wie ich den letzten zusammenfassenden Band Hartscher Lyrik („Triumph des Lebens", 1897) in diesem Moment wieder vor mir sehe, ist mir, als lodere eine Flamme daraus empor.

Eine flammende Inbrunst der Sehnsucht umfängt mich unter wunderbaren Farben, wunderbaren Klängen. Die Sehnsucht des ganzen Jahrhundertendes. Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll.

Man sagt von unserer Zeit, daß sie nicht mehr betet, obwohl noch Glocken genug in ihr klappern. In Harts Versen ist alles Gebet. Das Gebet der Menschheit an einer Wende, die nicht nur die eines Jahrhunderts ist. Es wird eine Zeit kommen, wo die rückschauende Menschheit ihre wahre Geschichte nicht mehr in Pergamenten und Zeitungen sucht, sondern in der Lyrik. Sie wird eine neue Art der Sichtung einführen, wer zu brauchen ist und wer nicht. Der kleine Band Hart wird dann eine ihrer kostbarsten Geschichtsquellen sein, und man wird ihn aufschlagen, um vom Menschen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts wie

in einer Chronik zu leſen. Von ſeiner Qual, ſeiner Liebe, ſeiner Sehnſucht. Wie er ein Menſch zwiſchen zwei Welten war. Im Teppichrauſchen des Beſitzes wie auf Salas y Gomez ſaß — und in der Bohemienſtube der Luiſenſtraße neben den Alräunchen und Heuſchrecken-Propheten, über den Verſatzämtern und Mädelkneipen und zwiſchen der Charité und der kollernden Stadtbahn den roten Himmel ſeiner Sehnſucht offen ſah, als wohne er ſchon darin . . . .

Mir kommt das Wort „Wahrheit“ in die Feder.

Wir ſind in all den Kämpfen um den Realismus die letzten zehn Jahren hindurch wieder genugſam durchgehechelt worden auf die alte Pilatusfrage, was Wahrheit ſei. Was iſt Realismus, was iſt Wahrheit in der Lyrik? Es iſt ſoviel darüber geſchrieben worden, ſoviel weiſe Orakelſprüche — bis zu der ganz tiefen Weisheit, die ſich durch alles durchgefreſſen hatte und plötzlich wieder außen auf der trivialſten Oberfläche ſaß: daß das ganze Verſemachen eigentlich unrealiſtiſch, wahrheitswidrig ſei, weil kein Kaffeephiliſter und kein Droſchkenkutſcher gewohnheitsmäßig in Verſen rede.

Wie ich dieſen lichten, lebenswarmen Versband durchblättere, meine ich, ich fühlte den Nachtatem der Szene im Fauſt: „Was weben die dort um den Rabenſtein? — Weiß nicht, was ſie kochen und ſchaffen. . . . Vorbei! Vorbei!“ An dieſem Buche iſt alles ſo treu und echt, — der moderne Menſch ſo nackt und wahr . . . in all ſeinem Notruf, ſeiner Angſt und Klage — aber auch in dem ganzen Licht, das als ſchimmernder Regenbogen über jeder Zeit, auch über unſerer, ſteht, ſobald der innere Menſch ſich nur zu ſich ſelbſt durchgerungen, ſich gleichſam zu ſich ſelber in allem Sturm der Dinge heimgefunden hat.

Wenn eine Gedichtſammlung wie dieſe nicht das beſte Dokument iſt, mit dem wir unſeren leiſeſten wie lauteſten Herzſchlag auf Enkel und Enkelsenkel retten: dann wollen wir lieber überhaupt darauf verzichten, dieſen Enkeln etwas

von uns nachzulassen. Die „Wahrheit", die hier nicht mit kann, mag ruhig in Pyramiden modern.

Das Buch setzt ein mit Heimatsklang. „Von Westen kam ich, schwerer Heideduft umfloß mich noch . . ." Es ist die Heide „Westfalenlands". Nie, in der ganzen Sammlung nicht, verleugnet sich dieses Wurzeln in einem ursprünglichen Landschaftsbilde, das die tiefste Stimmung giebt. Man erlebt im Verlauf der Verse mit, wie der Dichter sich allmählich immer mehr einlebt in eine andere Art Heide, als die des Münsterlandes: den kargen, lückenreichen, staubigen Kiefern-Schlagwald, der in der Umgegend Berlins als die „Heide" bezeichnet wird.

Auch diese märkische Heide hat ihre starke Eigenart, — in der Einsamkeit eine gewisse melancholische Größe, näher und nah der Weltstadt dann eine wieder ganz besondere, unruhige Romantik, die mit dem Wachsen dieser Großstadt erst entstehen konnte und jetzt ihre Dichter lockt als etwas echt „Modernes". Es ist rein stofflich soviel Berlin, soviel Mark in Harts Strophen und seine Person ist zugleich so unzertrennbar mit dem Großstadtleben verwachsen, daß die Literaturgeschichte der Folge ihn einfach den Berliner Lyrikern, die dann wie eine geschlossene Schule erscheinen werden, zurechnen mag. Und doch flutet hinter alle dem immer und immer die westliche, die echte rote Heide.

Die rote Heide, in deren Purpurteppich aus berauschend duftenden Blüten bei aller Einförmigkeit und Stille etwas Üppiges, Dämonisches liegt, das zugleich wild ist und die Sinne mit einer zauberhaften Süße umstrickt. Über diesen roten Teppich läuten die Abendglocken einer alten Stadt, an deren Kirchturm die Käfige mit den zermarterten Wiedertäufern hingen, und wenn die Sonne über der Heide sinkt, schwimmt das Land wie in Rosen und Blut.

In der herben, von Erika umsponnenen Erde dieses Heidelands wurzelte unsere größte deutsche Dichterin, die Droste-Hülshoff, einsam und knorrig wie eine vom Wald

verſprengte Eiche, die der Heideſturm in wunderliche, verwunſchene Formen gezwungen hat, durch deren Laub aber das Brauſen und Wehen höchſten, reinſten Menſchentums in vollkommenſter künſtleriſcher Läuterung geht.

Den tiefſten ſeeliſchen Grund, das eigentlich Unbewußte ſeiner Dichterkraft hat Hart von hier mitgebracht, von dieſer Heimatſcholle, ganz ſo wie die Droſte-Hülshoff. Bloß daß es ſein Loos ſein ſollte, ſich mit dieſer Wiegengabe nun in der rauchſchwarzen, elektriſch erhellten Rieſenſtadt einzuleben, wo die Probleme für Leben und Dichtung ſo ganz anders wuchſen, als in der klöſterlich ſtillen Halle der Meersburg am grünen Bodenſee, wo die Droſte ſpäter heimiſch war.

Der ganze erſte Cyklus der Dichtungen nennt ſich „Aus der Großſtadt". Auch die drei nächſtfolgenden (Walpurgisnacht, Trauernde Liebe, Totentanz) gehören weſentlich noch dazu.

Nur zuweilen fließt der Blick wie im Traum noch in die alte Landſchaft hinaus; ſo in dem wundervollen Gedicht „Leuchtend fließt die Nacht . . .", das mit biographiſcher Treue in den Heimatskreis des Dichters führt, ohne doch in einer Zeile aus der Magie ſüßeſter Traumwirkung herauszufallen. Im engeren Kreis hat mancher wohl vor Jahren die originale Kraft dieſes machtvollen lyriſchen Talentes zuerſt zwiſchen dem Silberduft gerade dieſer Strophen heraufblitzen ſehen, um ſie fortan dann nicht mehr aus dem Auge zu verlieren.

Sonſt alles durch und durch Probleme, Stoffe der Großſtadt. Es iſt ein feſter, charakteriſtiſcher Zug, der in den zwei letzten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts die jungen deutſchen Poeten nach Berlin, in das Geraſſel der Weltſtadt, gedrängt hat. Einer nach dem anderen, auf welcher Scholle, weit draußen jenſeits unendlicher Wälder, Felder, Heideſtrecken, Ströme und Berge er nun gewachſen war, mußte hinein in dieſen Schlot, dieſe ungeheuere Retorte, wo die Giganten-Chemie eines neuen Weltalters ihre Experimente macht. An alle trat eine gewiſſe konſtante Reihe von Er-

fahrungen heran, mit denen sie sich dann mehr oder minder gut im Sinne ihrer Dichterkraft auseinandergesetzt haben. Gewisse soziale Dinge, die die Großstadt nicht im trägen Strom, wie die Provinz, sondern in dramatischer Spannung gab. Gewisse erotische Konflikte, versengende Glut rascher Anknüpfungen, die so leicht gelöst schienen wie geknüpft, und nachher doch mit einer unendlichen Schwere, mit der ganzen Schwere des Ewig-Menschlichen, das auch die Großstadt niemals löschen kann, durch das Leben schatteten. Ein allgemeines Gefühl des Ringens in einer Stickluft, wo gerade das feine dichterische Gemüt sich in verzweifelter Tragik bewußt zu werden schien, daß ihm eine wüste Hand den bunten Schmetterlingsstaub von den Flügeln streife. Ein Gefühl des Sinkens, bei dem die eigentliche Persönlichkeit bald ganz in rohen Massengefühlen zerschwand, bald sich nur noch als Herr einer Ruine fühlte, eines Wracks, das, von Sünden, Konzessionen und Verleugnungen bis zur Nacktheit abgetakelt, haltlos im schwarzen Ozean trieb.

Andere haben das in vielen Bänden ausgedrückt. Bei Hart sind es ein paar wahrhaft monumentale Gedichte geworden, bloß ein paar. Aber in ihnen die ganze Erfahrung mit all ihrem Stimmungsnachklang in einer Deutlichkeit und Kraft, die unerreicht dasteht. Die ganze soziale Stimmung zusammengedrängt in das eine Gedicht von der Kiefer am Bühl: wie die Leiche des im Lebenskampf Verzweifelten, der dort Hand an sich gelegt, in die Sonne starrt, und es den Dichter durchzuckt: „Auf mein Haupt die Schuld . . . O auf unser Aller Haupt — Fällt dies Menschenblut.“ Oder das ganze Liebesweh einer eisernen Zeit in den Strophen „Die Drossel ruft vom Lindenbaum“ mit dem ausklingenden Refrain: „Noch einmal laß mich deine Hand — Inbrünstig küssen heiß und schwer, — Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst dich nimmermehr.“

Es sind, wie gesagt, viele, beinah alle von heute, die

auf ähnliche Dichtungsmotive getrieben wurden. Hart hat den prägnanteſten Ausdruck gefunden. Aber mehr als das.

Seine Sammlung ſteht nur etwa bis zur Mitte im Banne deſſen, was man Großſtadt-Poeſie (mit einem immerhin mangelhaften Ausdruck) nennen darf. Das höchſte Problem, das dem Dichter als Perſönlichkeit im Geklapper und Gewirre der Weltſtadt erwächſt, geht über die Weltſtadt hinaus.

Man könnte es als das Problem bezeichnen, wie der Dichter hinter all dem Wirbel und Rauſch nun endlich ſich ſelbſt wieder zuſammen findet, — ſich wieder als ein Ganzes, das gelernt hat, aber in der Lehre geläutert iſt, unter allem Schutt und Nebel entdeckt. Wie die zweite Hälfte ſeines Bandes zeigt, iſt Julius Hart dieſes zweifellos noch viel Höhere auch gelungen.

Aus all dem grenzenlos Trüben, Verzweifelten des aufs Tiefſte durchſchütterten Gemüts ſteigt eine große, reine Harmonie. Mit ihr erſcheint die eigentliche Perſönlichkeit erſt wieder ganz klar, — klar und tief.

Die Gefahr iſt vermieden nach zwei Seiten. Einmal: im unendlichen Schwall der Geſichte ſich ins balladenhaft Unperſönliche zu verlieren. Dann, was noch weſentlicher: alles Ich-Leben, alle Ich-Entwickelung gleichſam in einen Winterſchlaf ergebnisloſer Reſignation zu bringen, die als ſolche dann ſtarr bleibt bis zur Poſe und zur Langweile einer Poſe. Vor dieſen beiden Klippen ſind auch moderne Lyriker von ſehr großer, Hart ſonſt tief verwandter Kraft wie vom Magnetberg gelähmt ſtehen geblieben. Hart ſelbſt nicht.

Man rühmt vom Drama, wenn es eine Entwickelung der Charaktere zeigt. In dem Gedichtbuche Harts ſehe ich im ſchönſten Sinne einen Emporgang des Charakters, der das Buch trägt: des Dichters ſelbſt. Der letzte Cyklus „Inſel der Seligen“ kommt in ſeinem Glanze ſo ſtark nur zu Stande durch die früheren, meiſt ſo tiefdunkeln. Aber es bleibt nicht beim Gegenſatz: er überwindet ſie ideell.

So hatten beide Brüder eines Tages ihre Kraft nicht

nur als Glauben, sondern aktiv gefunden. Damit lösten sich von selbst die alten Puppenschalen. Das Glück kehrte auch äußerlich ein. Durch die Verbindung mit der „Täglichen Rundschau", der sie beide lange einen Teil ihrer Zeit als Feuilletonisten und vor allem als Theaterkritiker widmeten, ordneten sich ihre äußeren Verhältnisse allmählich aufs Beste.

Es ist kein Ruhm in unserer Zeit, Theaterkritiker für ein Tagesblatt zu sein. Und doch haben diese proteischen Naturen auch an dieser hoffnungslosen Stelle noch das relativ Beste gethan. Im Tohuwabohu der Tagesdummheiten hat Heinrich den Humoristen in sich entdeckt, der mit köstlicher Satire den Bühnenkarneval geißelt. Julius aber wahrt sich den Ruf als der ernsteste, unerbittlichste Urteiler großen Stiles, den die Berliner Theaterkritik zur Stunde besitzt.

Nun wurde auch sonst alles anders. Schon in den letzten Nebeln der Bohemienzeit taucht das liebliche Kindergesichtchen auf, das Julius' Liebesfahrten beschließen sollte. Wer heute das farbenbunte, von Gaben des Geistes und der häuslichen Kunst schillernde Heim der beiden, Julius und Martha Hart, besucht, hinter dem liegt weltenfern der alte, tolle Hausstand der Alräunchen vom Luisenviertel.

Und doch der alte, stete Lichtstreifen der Herzenssonne hier wie dort.

Schließlich ist es doch das große Lichtband, in dem all das Beste auch der Kunst dieser echten Menschen entstanden ist. In diesem Lichtbande sind Tul und Nahila aufgestiegen, die einsamen Urmenschen im Tropenwalde mit ihren ersten bangen Sehnsuchtsaugen, Nimrod, der wilde erste Übermensch, den der Blitz zerschlug, Moses, den Christus überwand; und Anna und der arme Gekreuzigte an der Kiefer, und das summende Schwesterstimmchen in der Weihnachtsnacht, und der singende Vogel am Grabesthor, unter dessen Singen endlich, endlich doch die Pforte sprang . . .

Altes und Neues über Gerhart Hauptmann

Allein man nimmt ſich nicht in acht,
Und, ſchlupp! iſt man zur Welt gebracht.
Buſch

Zwei Plaudereien über Hauptmann ſtelle ich hier mit Abſicht hintereinander.

Die erſte iſt von 1889, die zweite von 1899.

In den zehn Jahren Zwiſchenraum ſpielt ſich ein ernſtes Stück deutſcher Litteraturgeſchichte ab.

Für mich, und ich denke auch den Einen oder Anderen, hat der erſte Aufſatz heute ein hiſtoriſches Intereſſe. Er iſt am 12. Oktober 1889 in der „Gegenwart" erſchienen, alſo acht Tage vor der denkwürdigen erſten Aufführung von „Vor Sonnenaufgang" auf der „Freien Bühne". So viel mir erinnerlich, iſt es der erſte ausführliche kritiſche Aufſatz, der in einem angeſehenen Blatte damals ſchon über Hauptmann veröffentlicht worden iſt. Das Drama lag zur Zeit erſt als Buch vor. Nach der Aufführung vom 20. Oktober griff der Theaterreferent der „Gegenwart" meine Buchkritik aufs heftigſte an, — wie es denn überhaupt eine luſtige Zeit war, wo die Rezenſenten ſich in ein und demſelben Blatte in die Haare krallten.

Heute kommt mir meine Kritik von damals, über das einzelne Stück wie über den ganzen Mann, zwar in der Form a bisserl hausbacken vor, — aber ich bin fröhlich, daß ich zum Sinn wesentlich noch heute nichts zuzusetzen hätte, — was denn auch nicht geschieht.

Ich sehe hinter den Zeilen eine hübsche Stunde, wie man sie im Leben nicht oft hat: unter den Kiefern bei Erkner gelagert ein paar gute Freunde und Hauptmann liest aus dem Manuskript vor. Da konnte man wohl über allerlei debattieren, — aber das wußten wir paar schon im zweiten Akt: das ist einer, — und was für einer. Nicht bloß unser lieber Geselle aus so und soviel guten Stunden, — sondern ein dramatischer Dichter, der den Jahrhunderten gehört.

Aus dieser Stimmung heraus ist das heute vergilbte Blatt in einer Zeit entstanden, da (wenig später) die hochehrwürdigsten Berliner Kritiker den Gerhart Hauptmann etwa so anschauten, wie wir heute den Mörder von Konitz begaffen würden.

Inzwischen sind aber zehn Jahre so sachte abgerieselt im Chronosglase, und man braucht, um sein Freund zu sein, wirklich Hauptmann nicht mehr zu loben, — das können, um mit dem alten Merck zu reden, die anderen auch.

In mir hat sich manches gedreht in der Zeit.

Bei unverminderter Liebe zur Praxis, wo immer etwas geleistet wird, habe ich doch ein gut Teil Theorie wieder von mir geschüttelt, wie das Bäumlein, das andere Blätter hat haben gewollt. Das Bäumlein wollte nämlich andere Blätter haben, weil sich in seiner Philosophie manches ausgewachsen hat, dem dann die alten Hosen nicht immer mehr paßten.

Davon ist in dem zweiten Aufsatz einiges wenigstens andeutungsweise zu sehen.

Im übrigen gab den Anlaß zu dieser soviel späteren Plauderei der auf alle Fälle unzeitgemäße, dumm mode-

launische und grob undankbare Titel einer Tagesbroschüre „Los von Hauptmann".

Ich hoffe, in nochmals zehn Jahren reden wir abermals einiges, — mit einem Händedruck, daß es eben der uralte gute Witz des Welträtsels ist: wir bleiben immer dieselben und haben doch fortschreitend alles anders, — Nasen und Ideen. In diesem Sinne seien besonders Dir, lieber Hauptmann, diese Blätter — in alter, nie getrübter Freundschaft, — noch besonders von Herzen zugeeignet.

I. Ein deutsches realistisches Drama

Das alte Wort von den „Opfern und Ideen", mit denen eine Übergangszeit, wie unsere gegenwärtige, sich begnügen müsse, ist vielleicht nirgendwo so berechtigt, wie auf dem Gebiete des modernen Dramas.

Die Opfer gewahren wir alltäglich, sie fallen unter dem Schnitt einer unerbittlichen Sichel, die auf litterarischem Gebiete ebenso folgerichtig wirkt, wie das Darwinsche Gesetz von der Auslese der Passenden, das den qualvollen Untergang Unzähliger einschließt, in der Bildungsgeschichte der Arten. Von gärenden Ideen wogt es allenthalben, aber der entscheidende Schritt von der Idee zur That läßt fast überall auf sich warten; es blüht die Tendenzdichtung, die Frucht unverdauter Ideen ist, oder in der die Ideen wenigstens noch keine konkrete Gestalt angenommen haben, es blüht die Spezies des „theoretisch-realistischen" Dramas, das dem Homunkulus der Retorte gleicht, aber noch kein wahres dichterisches Leben besitzt.

Der Kritiker ist doppelt übel daran in solcher Zeit.

Er kann das Geleistete noch nicht aus voller Überzeugung gut heißen und darf sich doch weder dem Mitleid mit den Opfern, noch der Anerkennung vor der Triebkraft der wild gärenden neuen Ideen verschließen.

Das Drama, von dem ich hier zu reden habe, gehört zu den tröſtenden Erſcheinungen, die, eben weil ſie noch ſo ſelten ſind, in ganz beſonderer Weiſe Beachtung verdienen. Der Titel: „Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann“ (Berlin, C. F. Conrad) ſcheint faſt ſymboliſch gewählt zu ſein auch im Sinne der Äſthetik. Iſt er es, ſo mag der Autor wohl zufrieden ſein, — ſein Werk ſteht der kommenden Sonne zum wenigſten ſchon ſehr nahe.

Bisheran kamen die Vorboten des neuen Tages für das realiſtiſche Drama faſt nur aus dem Auslande zu uns. Ernſte, reife, zum Teil bereits alternde Männer ſtanden dahinter, wie Tolſtoi, wie Ibſen, von denen jeder auf mehr oder minder verwickelter Lebensbahn für ſich ſeine Opfer gebracht, ſeine Ideen ſich langſam und ſchwer individuell ausgebildet hatte. In der älteren Generation unſerer lebenden deutſchen Poeten hat ſich ſtrenggenommen kein einziger, weder im Roman, noch im Drama, ſelbſtändig zu jenem Programm des Realismus emporgekämpft — ein ſeltſames Zeichen, das die Litteraturgeſchichte der Zukunft nicht eben mit goldenen Lettern in ihr Buch eintragen wird. Es iſt Zeit, daß auch bei uns die Dinge ſich wenden. Das Geſchrei grüner Jugend hilft nichts, wir brauchen Thaten.

Das Drama Hauptmanns iſt eine ſolche That.

Dem Grundprobleme nach führt uns „Vor Sonnenaufgang“ in die Nachbarſchaft von Zolas „Aſſomoir“. Ein Trunkenbold hat eine Tochter, die, außer dem Hauſe erzogen, ein reines und treffliches Mädchen geworden iſt, das einen geliebten Mann zweifellos ſehr glücklich machen würde. Der Mann ſcheint ſich auch zu finden, ein Fremder tritt auf, gegenſeitige Neigung entwickelt ſich jäh, die Beiden verloben ſich heimlich. Aber der Liebhaber weiß nichts von dem Laſter des Vaters. Als ihm ein befreundeter Arzt die Augen öffnet, verſtößt er ſeine Braut. Denn er iſt ein Menſch von eiſerner Konſequenz und Fanatiker der Vererbungstheorie. Er will

geſunde Nachkommen um jeden Preis, die kommende Generation iſt ihm heiliger als ſein und des Mädchens Glück. Die Tochter des Alkoholſäufers kann niemals ſein Weib werden, in Nacht und Nebel flüchtet er aus dem Hauſe. Das Mädchen, im Sumpfe eines grauenhaften Familienlebens allein gelaſſen, tötet ſich ſelbſt.

Das iſt das nackteſte Gerippe der Fabel, ohne die zahlreich hinein verſchlungenen Nebenhandlungen, ohne das wundervolle Lokalkolorit des ſchleſiſchen Bauernlebens, in dem ſich das ganze abſpielt. Es iſt das nackte Problem und die nackte Löſung.

Die Löſung wird zweifellos ſehr viel angefochten werden und das, wie mir ſcheint, mit gutem Recht. Ich will ihr, ehe ich das „Realiſtiſche“ im engeren Sinn an dem Drama betrachte, vorweg einige Bemerkungen widmen.

Es iſt nämlich nicht außer acht zu laſſen, daß die Entſcheidung über Wert und Unwert dieſer eigentlichen „Löſung“ nur halb und indirekt vor das Forum des „Realismus“ gehört. Sie gehört nur inſofern dahin, als ſich die Löſung konſequent (natürlich) ergeben muß aus dem Charakter der beteiligten Figuren. In der Perſon des Autors dagegen, die im Bann irgend einer Idee erſt dieſe Figuren geſchaffen und zuſammengeführt hat, gehört jene Entſcheidung vor ein im Weſentlichen ethiſches Forum.

Dieſe Dinge darf man nicht durcheinander werfen. Es giebt keine irgendwie bedeutende Dichtung, auch keine noch ſo realiſtiſche, die nicht in letzter Inſtanz einem ethiſchen Moment entſpränge; gerade Zola, Ibſen, Tolſtoi ſind die beſten Beiſpiele, die man nur verlangen kann, und keine den Realismus verteidigende Äſthetik wird ohne weiteres an dieſen Dingen rütteln können. Jede, auch die dümmſte und unſcheinbarſte Thatſache des menſchlichen Lebens hat eine „Moral“; der Dichter, deſſen Höchſtes es gerade aus der Theorie des Realismus heraus iſt, ſeine geſtalteten Sachen

mit der vollen Wucht wirklicher Thatsachen vorzuführen, unterliegt, er mag wollen oder nicht, jenem Gesetz, und weil man weiß, daß er das Ganze seines Werkes im Voraus berechnet und als solches „gewollt" hat, so wird auch er, der realistische Dichter, der sich vielleicht aufs Lebhafteste sträubt, irgendwie auf Tendenzen geprüft zu werden, schließlich doch mehr oder minder für die Moral verantwortlich gemacht werden müssen, die sich aus der entscheidenden Thatsache seines Stückes, der Lösung, ergiebt. (Stil auf Zusatz 1901.) Das in Parantheſe, um das Mißverständnis auszuschließen, als wendete ich auf den konsequenten Realisten etwas an, was die realistische Ästhetik überwunden habe, nämlich die Moralfrage.

Das Drama Gerhart Hauptmanns wirft nun mit ganzer Energie sogar ein ethisches Problem höchster Art auf. Den Faden habe ich oben angedeutet. Ich frage nun: Handelt Alfred Loth, der Held des Stückes, richtig, wenn er das Mädchen verstößt? Ich denke, unbedingt nicht.

Worauf gründet sich gerade unsere modernste, unsere höchste Moral? Auf das Mitleid. Die Natur — d. h. der große Mechanismus, den wir uns unserer menschlichen Organisation nach nun einmal im Gegensatz denken zu unserem Fühlen und Handeln — kennt nichts von diesem Mitleid. Ihr entspricht vollkommen der Held des Hauptmannschen Dramas. Wenn seine Konsequenz die höchste Ethik der Menschheit würde, so kämen wir genau auf den Standpunkt, den die alten Spartaner eingenommen haben sollen und den die Natur bei ihren Auslesegesetzen allerdings einnimmt: nämlich schwächliche Kinder, kranke Menschen, alles, was irgendwie den rapiden Fortschritt verlangsamen kann, einfach totzuschlagen, mit kältestem Blut eine ganze Generation abzuschlachten zu Nutzen einer kommenden. Loths Handlungsweise ist einfach und rund ein moralischer Totschlag. Wenn sich das Mädchen nicht mordet, so geht es noch schlimmer,

geht es moraliſch in der Giftluft ſeiner Umgebung zu Grunde. Loth weiß das, der Arzt ſagt es ihm mit dürren Worten; trotzdem handelt er nach dem Buchſtaben ſeiner Theorie, als lebendig gewordenes Naturgeſetz, mitleidslos, ſkrupellos.

Der Autor wird einwenden, er habe in ſeinem Helden auch gar nicht den Typus deſſen, was wir uns wünſchen, ſchildern wollen, ſein Loth ſolle eben Fanatiker ſein und kein Idealmenſch, er ſolle, wie die anderen Geſtalten des Stückes, auch nur ein Menſch „vor Sonnenaufgang“ ſein.

Das laſſe ich deshalb nicht ganz gelten, weil im Verlauf der fünf Akte thatſächlich das ganze Licht auf dieſen Loth fällt. Wie ein Heiliger, wie der Bürger einer bereits errungenen höheren Kulturwelt tritt er unter dieſe Bande von Säufern und Schwindlern, von verrotteten Bauern und noch verdorbeneren Geſchäftsleuten, die das Raffinement großſtädtiſcher Beutelſchneiderei aufs Land verpflanzt haben. Und er kommt nicht bloß als das — er kommt als ein Helfender, einer von denen, die, von höchſtem Mitleid getrieben, ihr Licht hinableuchten laſſen wollen in den dunklen Schacht der Unwiſſenheit, des Elendes.

Mag der Autor wollen oder nicht: aus jedem Wort, das Loth redet, hören wir den Klang einer ſo edlen, ſo bedeutenden Stimme, daß es wohl hieße den Dichter mit Gewalt gering ſchätzen wollen, wenn man ihn nicht mit dieſem ſeinem Helden identifizierte. Und dieſer Mann handelt nun im entſcheidenden Momente ſo?

Im Laufe des Stückes iſt wiederholt von ſozialiſtiſchen Anſchauungen die Rede. Wie es ſich nun mit dieſen verhalte: ihnen ſchlägt der Schluß ganz unbedingt ins Geſicht. Ein ſozialiſtiſcher Apoſtel, der von ſeinem Programm einfach das Mitleid ſtreicht, dürfte eine ſonderbare Perſönlichkeit ſein, ein Prediger, der troſtbedürftigen Menſchen predigen wollte, ſie ſollten ſich nur lieber ruhig umbringen, ſie ſeien doch verpfuſcht für die Zukunft, und der im Machtbeſitz wohl gar

das Henkerſchwert zu dieſer Arbeit ſchwingen würde, ſcheint mir wenig Ausſicht auf Erfolg zu haben.

Man vergeſſe nicht, es iſt ein Todesurteil, das Loth verhängt. Die Art, wie die Heldin ums Leben kommt, ſpricht nicht mit. Es handelt ſich dabei bloß noch um eine Vollſtreckung des Urteils. Helene wählt den leiblichen Tod an Stelle des moraliſchen — hierhin liegt für ſie lediglich die höchſte, willensſtarke Steigerung ihres trefflichen Charakters, ſie wählt als tapferes, gutes Weib das Beſſere. Die ganze Glorie des Schluſſes aber fällt auf das eiſerne Spartanertum. Loth ſcheidet nicht als ein innerlich, moraliſch Gerichteter — man hat das Gefühl: er weint dem Mädchen vielleicht eine Thräne nach, aber er ſpricht dabei innerlich befriedigt zu ſich: Konſequenz des Gedankens iſt mehr wert, als ein Menſchenleben.

Anders wäre es, wenn noch ein Akt folgte; die Fünfzahl iſt ja für dieſe feine Technik, die möglichſt natürlich, möglichſt ohne große Effekte arbeitet, ſehr gleichgültig, die Akte ſind doch aufgelöſt in eine Reihe gleichartiger Scenen — alſo meinetwegen bloß noch ein paar, bloß noch eine Scene. Die ältere Technik mit ihren raſchen Dolchſtößen am Schluſſe würde vielleicht Loth noch einmal zurückkommen, die Leiche des Mädchen ſehen laſſen; beim Anblick der Toten müßte er doch den entſetzlichen Unterſchied zwiſchen lebendig erhaltener Theorie und einem zerſtörten Menſchenleben erkennen, er müßte ſich mit demſelben blutigen Hirſchfänger erſtechen.

Das wäre nun weder neu noch geſchmackvoll, ich will es techniſch ganz und gar nicht als Ausweg vorſchlagen. Aber die Idee wäre ſo wenigſtens gerettet, und die rechte Form zu finden wäre eben Sache des Dichters geweſen, der Kritiker kann ihm das nicht nachträglich herauskonſtruieren. Monologe giebt es für dieſe gereiftere Technik überhaupt nicht mehr. Das iſt in der Theorie ganz gut, Hauptmann

kommt auch durchaus bequem ohne dieſes notwendige Übel der älteren Kunſt aus. Aber gerade hier beim Schluſſe fühlt man doch, daß irgend etwas derart fehlt. Man ſieht wohl, wie das Mädchen den Dolch holt, aber man ſieht keineswegs in die Seele des abgehenden Loth. Der beſte Schauſpieler könnte uns nicht aus der Not helfen, denn der Seelenkampf, den wir gewahren möchten, bricht aller Natürlichkeit nach erſt aus, als Loth allein mit ſich iſt. Wie ſoll uns das Drama ohne Monolog dieſen „Sturm in der Bruſt“ vergegenwärtigen? Wir müßten es mit durchmachen, wie der Mann ſich die Frage ſtellt: „Iſt es möglich, daß Mitleid mit der Zukunft, Vorſorge für eine ſpäte Generation uns verhärten darf gegen eine mitleidswerte, Hilfe begehrende lebendige Mitwelt? Darfſt du einen ertrinkenden, gerade dich um Hilfe anrufenden Menſchen noch tiefer ins Waſſer hineinſtoßen, weil du etwa weißt, er iſt lungenkrank, wird doch nicht mehr lange leben, wird höchſtens dich ſelbſt noch anſtecken?“

Ich breche hier ab, ich denke, die Andeutungen können genügen.

Jederman ſieht, daß ein Werk, das ſolche Probleme aufwirft, eine bedeutende Arbeit auf alle Fälle bleibt, auch wenn man Einwände gegen die Löſung findet. Vollends nun, wenn wir nach dem Allgemeinen die eigentliche Ausführung, die „Geſtaltung“ im engeren Sinne und die äußere Technik ins Auge faſſen, ſo kann von Einwänden überhaupt keine Rede ſein, die volle Freude des Kritikers muß ſich äußern, wofern er ſich überhaupt nur noch ein Reſtchen von Begeiſterungsfähigkeit erhalten hat. Gerhart Hauptmann iſt ein durch und durch geſunder Dichter.

Was er ſchafft, das ſteht klar und deutlich da. Dieſe Bauern, dieſer reiche Lump aus der Stadt, der unbekümmert des Geldes wegen in die Trinkerfamilie hineingeheiratet hat und den Gegenſatz zu Loth bildet, das alles lebt, das ſpricht

und bewegt sich mit jener absoluten Logik des Wirklichen, dieser Dialog strömt mit einer Natürlichkeit, die selbst beim denkbar einfachsten Inhalt für den, der auf so etwas achtet, so etwas vielleicht seit Jahren mit der Diogeneslaterne sucht, ein Genuß allerersten Ranges werden muß.

Und der Dichter wagt allerlei, das so, wie die Dinge nun heute einmal liegen, wirklich eine kühne That zu nennen ist, obwohl jede anständige realistische Theorie es längst als etwas selbstverständliches gefordert hat: er läßt seine Bauern im Dialekt reden, läßt sie reden in allen ihren wunderlichen Wendungen, die ihnen die Mehrzahl unserer älteren Dorfgeschichten so jämmerlich schlecht nur nachgestammelt und nachgefälscht hatte. Wunderbar, wie das Rohe, das doch eine Dichtung dieser Art nicht ganz entbehren kann, das die Ehrlichkeit gebieterisch fordert, wie dieses Rohe gemildert, abgedämpft, erträglich gemacht wird durch diese Dialektworte, ohne daß es doch seine koloristische Bedeutung einbüßte. Das Schwelgen im Rohen ist übrigens Hauptmanns Schwäche nicht. Der trunkene Vater erscheint in dem Stück mehr wie ein Ungetüm hinter einem Gitter, das zwar jeden Augenblick ausbrechen kann, aber durchweg doch der eigentlichen Handlung fern bleibt. Die dämonische Wucht der Zolaschen Schilderungen wird damit allerdings niemals erreicht, aber dafür etwas beigesteuert zur Möglichkeit einer Bühnenaufführung.

Je mehr man den eigentlichen Grenzen der Technik sich nähert, desto heller erstrahlen die Vorzüge der ganzen Dichtung. Da ist alles bis ins kleinste hinein ausgemeißelt, ausgefeilt und doch darum noch nicht im bösen Sinne ausgeklügelt. Ohne Suchen nach Effekten, nach pomphafter Steigerung, ist doch der Heraufgang von Akt zu Akt vollkommen deutlich herausgebracht. Niemals fühlt man ein Nachlassen, ein Atemholen der Kraft, niemals die Spuren guter oder schlechter Laune bei der Arbeit. Hier steckt es eben, was ich oben die Gesundheit des Dichters genannt

habe. Nur ein gesunder Geist hat die Fähigkeit, neben der großen, vielleicht sehr rasch erfaßten Idee des Ganzen nun auch das Kleine und Allerkleinste mit voller Liebe zu behandeln, nur ein gesundes Auge sieht so scharf, so unbeirrt durch subjektive Beeinflussung das Winzige und doch Wertvolle im großen Gesamtbilde.

Und es mag sogar sein, daß das Bewußtsein von dieser eigenen unerschütterlichen Gesundheit dem Dichter bei jener erwähnten ethischen Lösungsfrage etwas den Standpunkt verrückt hat. Er läßt seinen Loth einmal im Stücke selbst ein Urteil über Zola und Ibsen fällen, es „seien gar keine Dichter, sondern notwendige Übel", er sei „ehrlich durstig und verlange von der Dichterkunst einen klaren, erfrischenden Trank", keine „Medizin". Das ist hart und im letzten Sinne doch auch unwahr. Welcher Mensch darf in solchen Übergangszeiten wie heute sich vollkommener Gesundheit rühmen? Loth am wenigsten, der nachher selbst so grob beweist, wie schwankend seine Ethik schließlich doch noch ist, wie sie zum widerwärtigen Starrsinn, zum Fanatismus sich verhärten muß, um überhaupt im einfachsten Falle der Praxis sich durchzuhelfen.

An solchen Stellen ist es eben offenbar ein gewisses Überschäumen des eigenen Gesundheitsgefühls im Autor, das sich in die Dichtung drängt, ohne dort recht hineinzupassen. Tadeln wir das nicht — es ist hundertmal besser als im umgekehrten Falle das störende Hineintragen subjektiver Krankheitsstimmungen in die Dichtung, das bei so manchem unter den kleinen Pseudorealisten bemerkbar wird und oft das Einzige ist, worin diese wüsten Köpfe ihren „Realismus" erblicken.

Sehr viel Gewicht legt Hauptmann auf die szenischen Angaben. Sie füllen gelegentlich ganze Seiten. Einmal wird die früheste Morgenstunde auf einem Bauernhofe geschildert — ja, man muß wohl sagen: geschildert. Kein Romanschriftsteller von der Sorgfalt Zolas könnte es genauer machen, bloß daß hier noch ein gezeichneter Plan mithilft.

Die auftretenden Perſonen, ſelbſt ſolche, die kaum etwas zu ſagen haben, werden mit Worten ganz ins Detail hinein abphotographiert — bis auf die Farbe der Augen, alſo weit über das direkte Bühnenbedürfnis und die äußerſte Bühnenmöglichkeit hinaus.

An allen Stellen dieſer Art fühlt man, wie undeutlich bei dieſen konſequenten Realiſten die Grenze zwiſchen dem Drama in ſeiner leider faſt erwarteten Erniedrigung zum Leſedrama und dem Roman wird.

Ich ſehe in dieſem Überſtrömen in erſter Linie ein Faktum, ein Phänomen, das in unſerer gegenwärtigen Litteraturphaſe eintreten muß und ſich zweifellos noch mächtig verſtärken wird. Von irgend einem künſtlichen äſthetiſchen Standpunkte hier ſchulmeiſternd ſich einmiſchen zu wollen, ſcheint mir ein gänzlich verfehltes Unterfangen; es giebt in der Poeſie ſo wenig eine Konſtanz der Arten wie in der Biologie, und wo ſie ſcheinbar beſteht, da kann man mit Sicherheit auf eine Periode der Stagnation, des Chineſentums ſchließen.

Unlängſt iſt mir eine Novellenſammlung zu Geſicht gekommen, „Papa Hamlet“ von Holmſen (hinter dem Pſeudonym ſteckt einer der fanatiſchſten jüngeren Realiſten); dieſe Novellen nähern ſich aufs äußerſte dem Drama, und auch das ohne Schaden. [Gemeint iſt Arno Holz, deſſen „Papa Hamlet“ anonym erſchienen war; der oberflächliche Satz wird der Bedeutung dieſes Buches natürlich in keiner Weiſe gerecht. Zuſatz 1901.]

Die Hauptſache bleibt, daß der Dramatiker wie der Romanſchriftſteller ſich klar über ſein Verhalten an der Grenze iſt und den Schritt bewußt als Meiſter beider Gebiete thut, nicht aus Verſehen und Stümperei. Das iſt ja bei allen dieſen techniſchen Experimenten die notwendigſte Forderung: volle Meiſterſchaft im Alten, dann erſt Verſuche zu Neuerungen.

2. Los von Hauptmann!

Ein fideler Mann, der vom Dichter nichts anderes wüßte, als was man in den üblichen Tageskritiken lieſt. Er müßte vom Dichter ein Bild gewinnen, ſo gut als Witz, daß es zu leben verdiente.

Auf der einen Seite, ſcheint es, iſt der Dichter ein Weſen, dem von Kritik und Publikum „geſtattet“ wird, zu dichten. Dieſe polizeiliche Genehmigung kann gegebenenfalls entzogen werden, wenn der Herr ſich irgendwie mißliebig macht. Auf alle Fälle iſt der Herr ſo zu behandeln, daß er immer den Strick am Halſe fühlt. Über eine Pflicht der Dankbarkeit iſt hierorts nichts bekannt. Bei Betriebsunfällen wird noch ein Tritt hinterdrein gegeben und im Wiederholungsfalle unerbittlich die Konzeſſion entzogen.

Auf der anderen Seite wird wahrſcheinlich, daß die Dichter eine organiſierte Bande von Beutelſchneidern, Erpreſſern und blutigen Leuteſchindern ſind. Als große Kraken kriechen ſie ab und zu unter die ahnungsloſe Menge, ſaugen ſich feſt und ſind rein nicht wieder fortzukriegen. Bis in gewiſſen Intervallen immer wieder einmal die geknechtete Seele der Kritik und des Publikums ſich einen Stoß giebt und mit Armen und Beinen ſich von dem ſaugenden Scheuſal loszuzappeln beginnt. Dann kommen die Telle, die Drachentöter mit Schilddeviſen: Los von Goethe! oder: Los von Hauptmann! Und endlich wird der Geßler, der Iwan der Schreckliche geſtellt, zerfetzt, mauſetot gemacht. Die Welt atmet auf, ſie kann wieder in Ruhe ihre Börſengeſchäfte treiben, ohne ſich von dieſem Ungeheuer auf Schritt und Tritt ausbeuten zu laſſen durch den Zwang, Bücher zu kaufen, in ernſthafte Theaterſtücke zu gehen, ernſthafte Kritiken zu ſchreiben und zu leſen, und wohl gar nachzudenken.

Vor Jahren habe ich einmal in der Münchener „Geſellſchaft“ eine Serie tief ſittlich ernſt gemeinter Aufſätze geleſen,

in denen Horaz, Schiller und Heine reihum einfach als böse Wanzen geschildert wurden, die der geplagten Menschheit die wohlverdiente Nachtruhe raubten. Der selige Du Bois-Reymond empfahl, Goethe als den quetschenden Ballast unserer Zeit über Bord zu werfen. Nach Karl Vogt ist Homer ein Kerl gewesen, der uns fast dreitausend Jahre mit seinen wurstigen Balgereien griechischer Duodezfürsten auf dem Halse gelegen hat. Jetzt ist die Reihe schon an Gerhart Hauptmann, von dem wir nach einer zehnjährigen aufreibenden Thätigkeit für seine Dichterideale hören, daß er das lähmende Mittagsgespenst des Fortschritts in der modernsten Kunst sei.

Ja, wie rasch das geht.

Jetzt haben wir das neue Drama von vor zehn Jahren schon am Kreuz. Die echten Kannibalen essen ihre Väter wenigstens erst im ehrwürdigen Alter auf. Wir litterarischen Kannibälchen machen jetzt schon alle zehn Jahre Dichter-Metzelsuppen-Fest. Es heißt, unsere Zeit lebt eben immer rascher, und wer rascher ißt, der ... Merkwürdig nur, daß von diesem Raschleben in der echten ästhetischen Leistung ebensowenig zu merken ist, wie in der wirklich ernsten ästhetischen Anteilnahme.

So grundgescheit wir über Hauptmann als bereits verflossene Größe philosophieren mögen, — in den ganzen zehn Jahren hat uns keine Sibylle und kein Komet doch einen zweiten ganz großen deutschen Dramatiker heraufbeschworen.

Und so viele D-Zug-Lokomotiven heute auch am hausbackenen Weimar vorbeisausen mögen, — seltsamerweise ist der Modemann des raffiniertesten ästhetischen Geschmacks, mit dem wir ins neue Jahrhundert eingetreten sind, immer noch kein geringerer, als der alte Goethe selber. Man muß im Herbst 98, bei der 150. Geburtstagsfeier des Alten, wie der Schreiber dieser Zeilen in Frankfurt vor einer Versammlung von 2000 sozialistischen Arbeitern gestanden haben und die Goethefreude dieser 2000 gesehen haben, — um zu ahnen, daß der Stern Goethes erst aufgeht im zwanzigsten Jahr-

hundert, daß er jetzt erst anfängt, ins Volk zu leuchten — in das eigentliche Publikum, von dem jeder Dichter denkt, er „hat" es, wenn so und soviel tausend Bände buchhändlerisch abgesetzt sind — und das doch in der Regel erst jenseits dieser Bände durch einen inneren Prozeß der Menschheitsseele in seine wahre Nähe wächst.

Denke ich an dieses offenbar ewig gleich langsame Tempo der beiden einzigen wirklich ernsten Dinge auf dem ganzen Gebiet, so kitzelt es mich zu einer inneren Lustigkeit, wenn ich höre, wie die Eilepeter und Hitzpeter schon einmal wieder nicht bloß mit Hauptmann, sondern mit dem ganzen Realismus „fertig" sind, fertig, wie mit einem durchgegessenen Menu, von dem man fortan nichts mehr hat, als Blechen und Magendrücken; der Vergleich hinkt übrigens, denn die Sorte Menschenkind ist einem roten Hummer dafür, daß er für einen Thaler Spaß gemacht hat, immer noch eher dankbar, als einem Dichter, der ihnen die Seele durcheinander gerüttelt hat bis selbst im schmutzigsten Wasser für den Moment eine Perle tieferen Menschheitsempfindens heraufkam.

Mit Hauptmann, hören wir, ist der Realismus in die deutsche Dichtung gekommen. Vor zehn Jahren. Hauptmann, und etwa noch Holz. Holz ist aber zurückgedrängt worden durch Hauptmann, den Glänzenden. Wir haben dem zugejubelt. Das verpflichtete. Jetzt scheint uns, er hat nichts gehalten. Also fort mit ihm! Fort mit dem ganzen Realismus! Wir erlassen ein neues Preisausschreiben. Immer heran, meine Herren Dichter, genieren Sie sich nicht!

In solchen Sätzen, die man heute in allen möglichen grünen Kreisen hören kann, auch mehr oder minder so schon gedruckt liest, steckt ein Rattenkönig von Unsinn, daß man ihn ordentlich quieken hört.

In dem, was man im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts bei uns Realismus oder auch Naturalismus genannt hat, lagen zwei grundverschiedene Dinge.

Zunächst die zeitliche Phase bloß einer uralten dichterischen Bahn. So lange die Menschheit um Dichtung ringt, also man kann ungefähr sagen: so lange sie existiert, — hat sie in dieser Dichtung um ein immer schärferes Sehen und eine immer schärfere Wiedergabe des Gesehenen gerungen. Es ist ein langsamer, stäter, unabläßiger Fortschrittsprozeß des gesamten Menschengeistes, der sich hier offenbart.

Wer das Hirn des Menschen in Stücke zu schneiden beliebt, der wird ja vielleicht sagen, daß es die Wissenschaft, die Forschung eigentlich war, die diesen Weg des immer Exakteren einschlug, nicht aber die Dichtung. Dieses systematisch parzellierte Menschenhirn hat aber in Wahrheit nie bestanden. Wenn jene Strömung in der Wissenschaft hochkam, so mußte sie eben in der Dichtung auch hochkommen. Unter einem bestimmten Gesichtspunkte ist die ganze Geschichte der Poesie aller Zeiten eine einzige fortschreitende Geschichte des Kampfes um die zunehmende Exaktheit der Weltwiedergabe. Bloß ist das bald offener, bald verschleierter. Zeiten haben auf die Exaktheit der innerlichen, im engeren Sinne psychologischen Vorgänge mehr Gewicht gelegt und das Äußerliche mehr als Symbol bloß dabei behandelt, was ja auch seine volle Berechtigung hatte. Andere Zeiten haben umgekehrt das Objektive besser zu sehen gesucht, wobei das „Seelische" einen symbolischen Zug bekam. Immer aber ging der Kampf um das Bessersehen irgendwo. Der Mensch lernte thatsächlich besser sehen, und die Dichtung spiegelte das. In diesem Sinne giebt es keinen einzigen entwickelungstüchtigen Dichter der gesamten Vergangenheit, der nicht einen ganz bestimmten Fortschritt auch im „Naturalismus" bedeutete und der ihn nicht auch bedeuten wollte.

Täuschen wir uns da nicht durch das Her- und Wiederspiel ästhetischer Theorieen. In der abstrakten Theorie ließ sich viel behaupten, ohne große Kosten. Kein echter Dichter aber hat sich je an den Schreibtisch zur eigentlichen Dichter-

arbeit gesetzt ohne heiligsten Respekt vor der Wahrheit und ohne das innerste inbrünstige Sehnen, dieser Wahrheit mit seinem Schaffen noch ein Stück näher, als alle vor ihm, auf den Leib zu rücken.

Von dieser Seite her läßt sich gut sagen, daß also der Naturalismus in der deutschen Dichtung gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine einfache Begleiterscheinung der immerhin doch nicht zu verachtenden Thatsache war, daß die Dichtung überhaupt bei uns wieder stieg.

Vor allem gerade im Drama — um bei Hauptmann zu bleiben — kamen wir ums Ende der achtziger Jahre aus einer solchen Stagnation heraus, daß bald ein Versumpfungsjubiläum fällig wurde.

Das Wiederauftauchen echter Dichtung bedeutete also ohnehin einen Ruck, es hatte etwas Sprunghaftes, Neues, sozusagen Revolutionäres — einfach weil's halt wieder wirklich „Dichtung" war.

Man halte sich ein Stück von Hauptmann, einerlei welches, gegen ein paar Akte Blumenthal, von denen es keine Phrase ist, daß sie das Theater bei uns einmal beherrschten. Ja, da steht eben schlicht die „Kunst" als unschuldig neue nackte Venus Anadyomene gegen etwas total Verschiedenes, — sei es noch so brav gemeint gewesen.

Ich sehe heute noch in meiner Erinnerung jenen Premièrenmorgen von „Vor Sonnenaufgang" in der alten trefflichen Freien Bühne. Auf der Bühne schob sich langsam das wunderliche Stück dahin, mit seiner Größe wie mit seinen Schrullen, aber in jeder Faser ein Dichterwerk. Rechts an der einen Proszeniumsloge aber lehnte Paul Lindau, zuckte die Achseln, hob die Arme zum Himmel, stieß seine Nachbarn an und lachte endlich mit dem ganzen fröhlichen Lachen, das ihm an und für sich so gut stand. Es waren eben zwei Welten.

In diese ältere platzte die Dichtung schlechtweg wie

etwas Inkommensurables, mit dem sie überhaupt noch nie gerechnet hatte, eine Dame, der sie gar nicht vorgestellt war. Mit Neugierde betrachteten die Herren diese merkwürdige Dame und fanden sie, ehrlich gesagt, scheußlich.

Sintemalen dieses erstmalige echte Drama aber nun eben „echt" war, brachte es, wie selbstverständlich, auch wieder sein Stück Wahrheitsfortschritt, sein Stück „Naturalismus" in diesem Sinne. Kam die Dichtung überhaupt nach jenem langen Intermezzo per Sprung wieder auf die Bretter, nun, so erschien eben auch dieser Fortschritt als Sprung. Etwa zwei Drittel dessen, was an „Vor Sonnenaufgang" als tolle naturalistische Neuerung bestaunt wurde, waren nichts anderes, als einfach dieser selbstverständliche Fortschritt. Das neunzehnte Jahrhundert war flott, wie kein früheres, gelaufen im Besserseh'n. Jetzt, bei dem ersten großen Dramatiker seines Schlußjahrzehntes, kam das einfach wie ein Naturgesetz zum Ausdruck.

Für jene ganz Blinden gab es allerdings eine Art Ausweg: sie münzten auf das, was überhaupt erst wieder Kunst war, das Spezialwort naturalistische Kunst. Mit etwas ästhetischer Sauce sollte schließlich wohl gar herauskommen, der brave Blumenthal sei idealistische Kunst im Gegensatz dazu. Das Kuddelmuddel ist aber an dieser Stelle damals so arg geworden und hat auch so vernünftige Urteiler in seine Wurstbrühe verschlungen, daß man doch noch einen besonderen, einen zweiten Punkt hier anerkennen muß.

Zwei Drittel, sagte ich, gingen allgemein in die Rubrik Wiederkunst und zwar fortgeschrittene Kunst damals ein. Es blieb aber ein letztes Drittel, damit der guten Dinge drei werden. Und das war noch wieder kompliziert für sich. Es berührte eine philosophische Frage von entscheidender Bedeutung.

Ich muß dazu etwas weiter ausholen.

Herman Grimm, der sich vor den meisten seiner Kollegen immer wieder dadurch ausgezeichnet hat, daß er nicht bloß

Kenntniſſe, ſondern Gedanken hatte: er hat wiederholt betont, daß die Dichtungen die wahren Geſchichtsquellen ſeien. Hiſtoriker und Äſthetiker haben an dem Worte gemäkelt. Umſonſt; denn es iſt ein Wort aus der Tiefe, ein wahrhaft erlöſendes Wort für den echten Hiſtoriker wie für den echten Äſthetiker.

Auch die naturaliſtiſche Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts wird in dieſem Sinne einmal hiſtoriſches Dokument ſein.

Ich liebe dieſes Wort ſelbſt nicht beſonders. Es hat durch Zola eine enge Bedeutung bekommen, die der Kunſt nicht gerecht wird. Eine Dichtung iſt gerade deswegen eine ſo eminente Geſchichtsquelle, weil ſie mehr iſt, als das, was wir gewöhnlich unter einem Dokument verſtehen. In ihr bleibt uns ein Stück pulſierendes Leben einer Zeit übrig, mit jenem Geheimnis ewiger Jugend und angeborener Unſterblichkeit, wie es Werken der Kunſt gleichſam zum Erſatz dafür verliehen iſt, daß ſie niemals bürgerlich reale, mit Händen zu greifende „Wirklichkeit“ geweſen ſind.

Gerade aus dieſer Kraft heraus wird man am Naturalismus den Menſchen kennen lernen, wie ihn die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geſehen hat.

In ſeiner Größe und in ſeinen Schranken.

Größe und Schranken dieſes neuen Menſchen beſtimmen auch das naturaliſtiſche Drama, wie es bei uns um die Wende zur Neunzig einſetzte. Ein ganzes Teil deſſen und vielleicht das ſachlich Ernſthafteſte, was man gegen ſeine Technik damals einwarf, hatte keinen anderen Grund, als eben dieſe neue Auffaſſung, dieſen neuen Anblick des Menſchen. Hier aber ſteckte Jahrhundertarbeit im großen. Die Kunſt bot bloß den Rechnungsabſchluß, der auf einmal offenbarte, was geworden war.

Der bibliſche Menſch, der Schickſals- und Gott-Menſch im alten Sinne, war ganz in der Stille zuſammengebrochen.

Als neue echte Dichter erſtanden, um mit dem Menſchen „zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen ſich", da trafen ſie mit junger Kraft auf eine vollkommen veränderte Anſchauung vom Menſchen. Am Wiſſen war dieſe Traube gereift, die jetzt als goldener Trank im Dichterbecher ſchäumen ſollte. Die Naturforſchung hatte einen neuen Menſchen auf den Plan geſetzt.

Sie hatte dem alten Menſchenkoloß von ſo viel Jahrtauſenden die Füße abgeſchlagen und den Kopf.

Der Menſch kam nicht mehr herauf aus dem Euphratlehm durch einen Akt des Abſoluten. Alle die alten Kuliſſen lagen am Boden. Die luftweiße Schöpfungskuliſſe mit dem „Nichts", die grüne Paradieskuliſſe, die waſſerblaue Sündflutkuliſſe, die Flammen auf Sinai und der Wein, der durch ein „Wunder" aus dem Waſſer wurde zu Kanaan.

Und der Menſch ging nicht mehr los auf das andere große Schauſpiel, das letztlich endgiltige, wo die Poſaune klang und die Knochen ſich ſammelten und die Weltenbühne ſich für jeden in die zwei großen Myſterien oben und unten ſonderte: Himmel mit ewiger Belohnung, Hölle mit ewiger Qual, — und in beiden der Menſch heimgekehrt in dasſelbe Abſolute, dem er einſt entſprungen war.

Auf der wirklichen Weltbühne ſpielte jetzt ein ganz anderes Stück. Der Menſch heraufwandernd aus der Natur. Nebelflecke ſich ballend zu Sonnen. Eine Erde, die als heißer Tropfen von ſolcher Sonne fiel. Auf dem erſten Kältehäutchen dieſer Glühſuppe organiſche Zellen ſich bildend. Steinkohlenwälder aus klapperndem Schachtelhalmkraut. Ichthyoſaurier und Pterodaktylen. Ein Gibbonaffe ſteigt vom Urwaldbaum und läuft aufrecht, die Arme über dem Kopf balanciert. Er zerſchlägt Feuerſteinknollen zu hartem Werkzeug und entfacht in ſeiner Schutzhöhle ein Herdfeuer.

Das iſt der Urmenſch, der ſich aus dem Beſtialiſchen in tauſend Gefahren heraufkämpft bis zum Kulturweſen. Allein,

ohne Offenbarung. Er lernt gut und böse nicht als braver Schüler vor einer Schiefertafel mit Moralgesetzen, sondern gut ist, was sanft thut im Leben, böse, was haut. Von da zimmert er sich seinen Moralkodex bis herauf zu den Lehren der Bergpredigt.

Immer aber ist er der alte Sohn der Affenwälder von ehedem. Im Mutterleibe wiederholt jeder einzelne noch einmal körperlich die alte bestiale Tierheit als Embryo, — bis heute. Für jeden einzelnen sind an jedem Tage seines Lebens gut und böse immer wieder Dinge, die neu erobert werden wollen, die ewig mit den Verhältnissen das Antlitz wechseln. Alles fließt in jedem Moment, und es fließt auch dem Blicke so fort in alle Zukunftsfernen hinaus. Der einzelne stirbt heute noch genau so, wie der Affe und der Ichthyosaurus vor Millionen Jahren, er zerstiebt in Atome (sagt das neunzehnte Jahrhundert), — wohin? Ins Unbekannte. Die Menschheit aber rauscht weiter auf ihrem Planeten. Wohin? Ins gleichermaßen Unbekannte! Vielleicht zerplatzt, verpufft der Planet einmal, wie eine Rakete. Aber der Stoff, die Kraft kennen kein Ende. Nach der Entwickelungsphase dieser Welt eine neue. Ein Schauspiel ad infinitum, in ewiger Relativität, nie beim Vorhang des Absoluten.

So ungeheuer dieses neue Weltbild, dieser neue Mensch ist, so unhemmbar die Wucht seiner Beweise ist — in einem ist es dem alten doch unterlegen.

Es hat einen fragmentarischen Zug.

Es hat etwas vom Torso behalten, dem Kopf und Beine fehlen. Es ist unendlich viel, eine ganze Sternenwelt, ganze Urwelt, unendliche Zukunftsentwickelung oben und unten angesetzt worden. Aber im Grunde sind's alles nur Körperstreckungen — kein absoluter Kopf und Fuß.

Es ist ja auf der Stelle klar, woran das liegt und liegen muß.

Es hängt an dem ganzen Begriff ewiger Entwickelung. Wir sehen als Geschichte wie als Folge, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, immer jetzt nur einen mehr oder minder langen Entwickelungsausschnitt, — eine Kette, die aus dem Unendlichen kommt und ins Unendliche läuft, — ein Wegstück in der Sonne, aber hinten mit Nebel und vorne. Das liegt einfach im Wesen unseres neuen Weltbildes.

Aber zu leugnen ist nicht: es giebt ihm den Stempel des Fragmentarischen, diesem Weltbild.

Und dieses Fragmentarische verstärkt sich noch für den Einzelmenschen.

Eine Welle im endlosen Strom ist er, die ansteigt und sinkt. Woher? Wohin? Das Woher verzweigt, verliert sich in geheimnisvolle Existenzen eines geheimnisvollen Keimplasmas, voll unklarer Vererbungen, im mikroskopischen Raum einer Samenzelle, einer Eizelle gehäuft die Verdienste und Sünden einer unabsehbaren Kette der Ahnen, mit der Wucht einer prädestinierten Welt herabstürzend auf das Individuum vom Tage seiner Zeugung an.

Das Wohin ist ganz düster. Heim in die anorganischen Elemente. Kein Mensch im neunzehnten Jahrhundert weiß aber noch, wo und wie eigentlich das Organische und Anorganische sich in ihrer Atomisierung sondern. Alle Lohn- und Strafidee nach dem Tode verflattert als Illusion. Die reale Welt schickt Himmel und Hölle auf die Wohnungsnot. Im glühenden Erdinnern straft niemand. Zwischen den Nebelflecken im eisigen Raum lohnt niemand. Für die ganze Idee individuellen Fortlebens über den Tod hinaus hat das Jahrhundert keinen Anhalt, mit dem es etwas machen kann.

Zwischen Geburt und Tod aber, in diesem Leben jetzt: der Einzelne immerfort nur ein Stein in einem ungeheueren Brettspiel. Nicht in einem bloß. In hunderten zugleich. Über ihn hinweg greifen unausgesetzt größere Zusammenhänge, die zwar mit Individuen arbeiten, aber stets tausende

im Spiel haben, und tausende von Generationen dabei nacheinander. Wirtschaftliche, soziale Brettspiele, nationale, politische, tausend und tausend Drohungen, Auswickelungen, Anläufe des kolossalen Ungetüms Menschheit. Und in diese Kelter der Einzelne hineingeworfen, vermengt, ausgequetscht, verflüchtigt, ohne Blick über den Rand, ohne Idee, was er soll und was es mit ihm soll.

So sieht das Jahrhundert Welt und Mensch.

Ein riesiges Fragment zerbrechend in Milliarden kleinerer Fragmente.

Und dieser fragmentarische Zug jetzt, meine ich, ist es, den man in der Dichtung dieses Jahrhunderts wiederfindet.

Die Dichtung des letzten Jahrhundertstücks ist die naturalistische. Also lebt er in der naturalistischen. Und da im Germanentum dieser Naturalismus vor allem auf der Bühne sich als echte Kunst zeigt, so beherrscht er diese Bühne in ihrer Hochkunst.

Der Vorhang hob sich, damals, in den Tagen, von denen wir sprachen, — und auf den Brettern stand dieser fragmentarische Mensch des Jahrhunderts, dieser Ansichtsmensch der neuen Naturforschung.

Es liegt in der echten Kunst eine unsagbare Klarheit, eine Grellheit des Lichtes, gegen die selbst die exakteste Naturforscherbeleuchtung arm und grau wirkt. In diesem Lampenlicht, das bis ins Herz leuchtete, erschien der neue Mensch zum erstenmal wirklich ganz so fragmentarisch, wie er war. Auch die ganz Blöden sahen es jetzt, ja sie wurden erst im Theater gewahr, in was für einer Zeit sie lebten.

In der Kunst auf einmal kamen jene eben gestreiften Züge alle knüppeldick heraus.

Der Mensch nicht frisch und jung aus eines Schöpfers Küche hingesetzt unter einen Paradiesbaum, daß er sich nun seinen Sündenapfel wähle oder seine Tugendreine wahre. Wie hübsch hatte sich mit dieser Voraussetzung ein Drama

inszenieren lassen. Alle Personen kamen jungfräulich intakt, ein unbeschriebenes Blatt aus der Maschine. Dann verteilte das Drama selbst die Rollen. Der wurde Sünder, der Engel.

Jetzt kroch der Mensch aus einem unendlich sich verlierenden Pfuhl uralter Entwickelungen. Vererbung, Ahnensünde, Gehirn, Veranlagung, Gespenster, hageldicht wie Sand am Meer, hingen an ihm gleich zähen Algensträngen, die er auftauchend mitschleppte.

Das ganze Drama drohte sich aufzulösen im Blick auf diese Vorgeschichte, in unendlich verwickelter Exposition. Und dann doch ein Blick, der nicht zum rechten Uranfang kam. Denn dahinter lag's immer wieder bergetief, mit Salamandern und Molchen und Drachen. Im Fragmentarischen brach der Blick rückwärts schließlich doch ab.

Wenn aber über diesen ersten Berg hinweg die eigentliche Handlung endlich doch einsetzte: neue Retardierungen.

Das Individuum, dieser Nerv, diese Seele jedes dramatischen Körpers, erschien zerdrückt, zerfetzt, zerschmolzen unter dem Druck von Allgemeingewalten: sozialen Strömungen, sozialem Leben, an dieses Soziale gebundenem Allgemeinfortgang der Moral. Stände, Klassen, Volk, schließlich Menschheit zerpreßten unter sich den „Menschen".

Brauche ich Beispiele zu nennen? Mit welcher Riesenkraft, welcher Gewalt aus dem Vollen heraus Dichter das erfaßt, damit gerungen haben, — ich brauche nur an Hauptmanns „Weber" zu erinnern, die für mich der grandioseste Versuch sind, der jemals in dieser Dramatisierung des Sozialmilieus auf Kosten des Einzelnen gemacht worden ist. Aber wer an das alte, ewig junge Wort dabei denkt: daß das Individuelle Brot und Salz des Dramas ist, — der mag doch sagen, ich gebe es willig als eigene Grundempfindung zu vor einem Stück, das mich erschüttert hat bis in jede Faser mit allen Schauern der Großkunst: es „bleibt ein Erdenrest", wie es im Faust heißt, — es bleibt

das Fragmentarische. Das Individuum ist bloß ein Fragment innerhalb des Allgemeinen, kein Souverain mehr.

Nun vollends der Schluß. Ich meine jetzt nicht bei den „Webern" bloß, sondern allgemein. Das haben viele, ich sage beinah alle, empfunden: das naturalistische Drama weiß am Ende mit seinen Konflikten, seinen Personen verzweifelt wenig anzufangen.

Das Soziale, ethisch sich Entwickelnde, das Allgemeine rauscht fort, — über die fünf Akte hinaus in fünf Jahrtausende. Nicht einmal die ungeheuere Vergangenheits-Meduse schaut im kurzen Leben von ein paar Individuen auf ein Ziel, das sie endgiltig versteinte, — sie starrt über die Handlung fort ins Weite, „denkt Kinder und Enkel". Das Individuum selber aber hat im Glauben des neunzehnten Jahrhunderts keine separate Stätte seiner Schuldbefreiung und seines Tugendlohns. Darf man ihm doch nicht einmal mehr von einem Erwachen sprechen. „Die sind nun tot", sagt Falstaff, „da hilft kein Beten."

Es hat selten, vielleicht nie, eine Epoche unzweideutig starker dramatischer Kunst mit so schlechten Abschlüssen sich beholfen, wie die naturalistische des neunzehnten Jahrhunderts. Gleich „Vor Sonnenaufgang", dieses liebe Pionierstück, das in der deutschen Kunst einen Einschnitt, eine Marke bezeichnet auf immerdar, that es da zuvor. Und dann ging es gleichmäßig weiter. Dolche und Flintenkugeln, der Schuß eines Rappeligen, die verirrte Kugel einer Revolte, die Pistole eines Gelehrten in einem Liebeskonflikt, — immer diese Schießerei und Morderei mit dem Ruf „Vorhang falle, ich weiß nichts mehr", — den Sargdeckel darauf, — der Rest ist Schweigen. Fragment! Fragment!

Es saßen, wie gesagt, genug im Theater, die damals überhaupt nicht mehr wußten, was echte Kunst war. Sie erwarteten einen Maskenball „unter uns", — und auf einmal kam Kunst . . . Ich betone: eins ist denen noch zuzugeben

Dieſe große Kunſt hatte eben das Geſicht ihres Jahrhunderts und darin das Fragmentariſche. Mag das für damals als mildernder Umſtand gelten. Das Jahrhundert iſt jetzt herum. Die Weiſen ſind ſich nicht genau einig, und es empfehlen ſich mehrere Sylveſterpunſche. Aber haben wir in dieſem Interregnum ſchon ein Recht, von jener fragmentariſchen Ecke aus auf den Naturalismus zu ſchimpfen?

Iſt unſere Weltanſchauung etwa ſchon eine weiter geläuterte, eine befreite über die hinaus, die das Jahrhundert ſeinen Dichtern gab? Iſt in ihr das Fragmentariſche eine Stufe weiter wieder zurückgedrängt?

Hier liegt die wahre Arbeit, die man den Schreiern, den Heißſpornen vorhalten möchte. Unſere naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung ſo aus- und umbilden, daß ein ganzer Menſch wieder darin wohnen kann, daß ein ungequetſchtes, ungemaßregeltes Individuum wieder darin Platz findet, — das iſt die Aufgabe für uns Zwanzigjahrhundertler.

Wenn wir das erringen, wird die Dichtung es uns ſingen.

Wir alle arbeiten dann mit an ihr. Aber dieſe Arbeit wird nicht gethan mit ein paar Phraſen vom Hauptmann, auf den „wir“ ſchwören wollten, und der uns auf einmal nicht Wort hielt.

An der Mumie von Georg Ebers

Das alte Wort der Krösus-Sage, daß man keinen vor dem Tode glücklich preisen soll, trifft auch den ästhetischen Erfolg.

Nur, daß der wirkliche Tod der Person hier noch nicht einmal den Ausschlag giebt.

Erst muß alles hingehen, was der Zufall, was die Gunst des Moments an Kränzen gewunden haben. Die Person muß gleichsam noch ein zweites Mal sterben, in all ihren individuellen Beziehungen, die über das Ästhetische hinausgingen, in dem ganzen, das der „Mensch" gewoben, der, wenn auch noch soviel idealer Goldglanz von ihm ausstrahlte, doch zuletzt sich von seiner Kunst lösen muß wie von einem anvertrauten Pfunde, das nun allein gewogen wird.

Georg Ebers hat in seinem ersten Roman versucht, gerade die Gestalt des alten Krösus dichterisch zu beleben. Es war ihm nicht verliehen, den Hauch des Dämonischen, das der dichtende Genius der Weltgeschichte um eine solche Figur gewoben, zu erfassen. In seiner Hand wurde der Zauberkönig von Sardes ein rührend guter alter Großpapa, der in Sentenzen Bodenstedts redete. Aber was er im Bilde

nicht gestalten konnte, dessen hat er im eigenen Lebensschicksal mindestens einen Schatten verspürt.

Als Ebers in seinen besten Jahren, frisch in die Wissenschaft der Ägyptologie eingeweiht, seinem Lehrer Lepsius das Manuskript eben jenes Romans von der „ägyptischen Königstochter" brachte, bekam er im ersten Moment den bitteren Bescheid: man habe geglaubt, er wolle etwas Vernünftiges schaffen, und nun komme er mit solchem Zeug wie einem Roman.

In diesem Augenblick stand der Schüler, der das Recht der Kunst neben der trockenen Sachforschung vertrat, gewiß hoch über dem Meister. Es handelte sich ja noch nicht um Talent oder Nichttalent. Man erinnert sich an den Ausspruch eines Goethe-Biographen, daß Goethe, als er nach Leipzig und Straßburg kam, wohl das Zeug gehabt hätte, ein brauchbarer Jurist zu werden, daß er sich aber durch Unfleiß und unzeitgemäße Nebenbeschäftigungen selber um die ehrliche Karriere gebracht habe.

Dann erschien der Roman, hatte einen außerordentlichen Erfolg, erlebte sechzehn Auflagen. Und es folgten noch sechzehn weitere Romane, jeder im Durchschnitt mit etwa zehn Auflagen. Für deutsche Verhältnisse ein beispielloser Erfolg und dem Autor ein kleiner Paktolus. Eine Weile schien es gewissermaßen eine statistische Wahrheit zu sein, daß Ebers unser volkstümlichster und vollkräftigster moderner deutscher Romandichter sei.

Aber inmitten des Glückes kam auch der Umschwung, hart und grausam, wenn man bedenkt, daß es sich um eine feine Natur, des reinsten Strebens voll, handelte. Eines Tages erklang, diesmal nicht aus dem Munde der Ägyptologen, sondern der Ästhetiker, der unwirsche Stoßseufzer: Wir meinten, es wolle hier ein großer Poet sich entwickeln, und jetzt kommt er uns mit lauter archäologischem Ballast . . .

Auf diesen Zuruf folgte ein eisiges Schweigen. Im

letzten Jahrzehnt war es, als sei die Kritik Ebers gegenüber versteint. Jetzt, da er als Mensch heimgegangen ist — der edle, liebenswürdige Mensch, der selbst so gern lobte und anerkannte, neidlos lobte, alles, bis zum Fremdesten, seiner Art unmittelbar Widersprechenden, anerkannte — jetzt sind ihm die bittersten Worte nachgerufen worden an Stellen, wo man ihn einst überschwänglich gefeiert hat — ich will nicht gerade soweit gehen, zu sagen: von denselben, die ihn einst so gefeiert haben.

Jedenfalls war es ein Krösus-Los. Kein zweiter namhafter deutscher Dichter der letzten dreißig Jahre hat einen solchen Absturz erlebt. Dadurch allein schon wird er für die Folge interessant werden, psychologisch interessant. Eine andere Frage ist, wieviel eine unbefangenere Folgezeit von ihm als Dichter wieder finden und weiter führen wird.

Ebers verdient ein gerechtes Urteil, gerechter als es heutige Durchschnittskritiker zu schreiben wissen.

Er war nicht bloß eine außergewöhnlich reine, eine menschlich wirklich „echte" Persönlichkeit. Das kann schließlich nur ein engerer Kreis, der ihm nahe stand, wissen und werten. Aber er verdient es auch, weil er seinen Intentionen nach kein Erfolgsdichter, kein Streber und Macher war, wie wir sie heute zahlreich genug, mit und ohne Erfolg, vor Augen sehen. Was er gab, war ehrlich, war dem Herzen abgerungen. Er hat innerlich höher gestanden als die Meisten, die über ihn geschrieben, die über ihn den Stab gebrochen haben, als das „Mode" geworden war im Ersatz der früheren Mode, die ihn blindlings und zum Schaden einer gerechten Würdigung unserer deutschen dichterischen Gesamtleistung gelobt hatte.

Aber diese Gerechtigkeit wird gewisse Punkte nicht übersehen können.

Ich vergegenwärtige ihn mir in diesem Augenblick, wie ich ihm vor Jahren begegnet bin: dem stolzen Manne mit dem weißen Bart und den schönen Augen, vor dem Hinter-

grunde des grünen Sees, an dem ſein Heim ſtand, und des freundlichen, gaſtfreien Hauſes, um das er ſeine Roſen und Nelken zog — ich denke mir einen gewiſſen nervöſen Zug hinweggenommen, den das zermalmende körperliche Leiden ihm aufgeprägt — und ich habe das Gefühl, als könnte ich das Folgende ihm ſelbſt ſagen.

Wir haben länger als ein Jahrzehnt Briefe miteinander gewechſelt. Es iſt mein letzter, den ich hier an ihn ſchreibe. Man ſagt ſich ja im Leben allerdings das Wahre kaum ſo. Aber es iſt wohl die ſchönſte Form, wie man ſich einen Abgeſchiedenen noch lebendig denken kann, daß man ihn ſich freier denkt, unbefangen und vielleicht lächelnd auf die Debatte über ſein eigenes Werk eingehend.

Naive Gemüter haben wohl gemeint, mit Georg Ebers habe der hiſtoriſche Roman, wenn nicht angefangen, ſo doch aufgehört.

Sie wiſſen es nicht, welche Macht ſie damit ungewollt dem Manne verleihen, den ſie herabſetzen möchten. Ein äſthetiſches Motiv von ſo alter Kraft totſchlagen, wäre eine Leiſtung, faſt größer als ein neues gründen. Aber es iſt nicht wahr, daß er es gethan hat. Die hiſtoriſche Dichtung als ſolche wird weiter leben nach ihm, wie ſie vor ihm gelebt hat. Solche Prinzipien hängen überhaupt an keinem Einzelnen, ſie ſind mächtiger als Menſch und Zeit, ſie kehren wieder, wenn ihre Zeit erfüllt iſt, und ſuchen ſich dann ihren Menſchen, ob auch eine ganze Schuläſthetik darüber zuſammenbricht.

Wie das hiſtoriſche Drama immer wieder kommt, ſo auch der hiſtoriſche Roman. Keine noch ſo tüftelnde äſthetiſche Theorie wird je den Dichter hemmen können, in das größte Wunder, das tiefſte Geheimnis hinab zu tauchen: das Geheimnis der Vergangenheit, der Weltgeſchichte, der rückwärts ſich wieder aufrollenden Zeit. Und wie er das dann bewältigt, als Drama oder Verſepos oder Roman, iſt nur

eine belanglose Formfrage. Etwas anderes ist die Methode im einzelnen Fall, die Methode, wie er das Vergangene innerlich aus seinem Dornroseschlaf zu wecken sucht. Hier scheiden sich individuelle Wege. Und ein solcher Weg kennzeichnet Ebers.

Unsere Kenntnis der Vergangenheit ist Stückwerk. Auch der beste historische Roman bleibt im bestimmten Sinne Stückwerk. Nun, das ist an sich noch kein schlimmer Einwurf. Denn Stückwerk ist jede Dichtung. Ein Roman, der die Gegenwart in brennendstem Leben schildert, bleibt doch Stückwerk, weil er die Zukunft nicht kennt; er malt Figuren, Ideen, Motive aufs Blaue zu, ohne die echte Wertung, die ihnen eben erst die Zukunft geben kann. Von der Vergangenheit wissen wir wenigstens, was nach ihr, was aus ihr kam, und so sind wir in gewissem Sinne dort sogar besser daran.

Was heute aus sozialen, aus ethischen oder religiösen Ideen werden will, sehen wir nicht, und ein Roman, der dieses dunkle Aufgären und Wallen schildern will, wird allenthalben im Dunkeln tappen. Was aus dem Christentum der Cäsarentage oder dem Serapiskult geworden, wissen wir aber heute mehr oder minder klar, und ein Dichter kann rückschauend vielleicht wirklich den Nerv von damals herausschälen und aus den Zuckungen dieses Nerves ein tragisches, dichterisch bedeutendes Schicksal gestalten. Aber gerade in dieser Gegenüberstellung zeigt sich auch schon wieder die andere ungeheuere Lücke des Geschichtlichen für den Dichter.

Die Ideen der Vergangenheit sind ihm deutlicher, logischer, nackter als die der eigenen Zeit; aber was ihm dafür um so unerbittlicher in den Nebel sinkt, sind die Personen. In dem dunkeln Wogen gärender Ideen von heute sieht der Poet sich selbst und so und soviel Menschen um sich her als Personen handelnd, leidend, irrend, suchend, in allen Regungen der Seele, allen Stößen der dunklen Welle, wo sie schwimmen, so gut jeder kann. In der Vergangenheit

ſieht der Blick den Ideen wie einem kryſtallklaren Waſſer auf den Grund; aber die Menſchen ſind fort, die Menſchen die damals dieſe blitzblanke Flut als trübes Waſſer durchſchwammen, mühſam darin atmeten, darin ertranken . . . Aus den Ideen ſoll er erſt die Individuen wieder ſchaffen — ſchweres Los!

Und hier ſcheiden ſich ſcharf die Wege der Kraft, der Gabe, des Genies, des Glücks.

Mancherlei Wege ſind verſucht worden. Unſere beſten hiſtoriſchen Romane ſind faſt ebenſo viel verſchiedene Experimente, das Problem von irgend einer Ecke her theoretiſch zu bezwingen.

Eine Methode legte den Schwerpunkt auf die philoſophiſchen Ideen. Die Perſonen erſchienen nur wie angedeutete Hüllen ſolcher kämpfenden Ideen. So hat Kingsley die Menſchen in ſeiner „Hypatia" gezeichnet. Die Methode giebt ein willkürliches Bild; denn wir wiſſen von uns, wie Wenige ſelbſt in der bewegteſten Zeit mit ganzer Perſon im Kampfe um die Weltanſchauung aufgehen. Aber es mag Menſchheitsſtunden der Vergangenheit geben, die dieſe Willkür ſtärker hervortreten laſſen, andere, in denen ſie ſich mehr verliert. Kingsley geriet für ſeine Methode auf den denkbar glücklichſten Stoff und ſchuf ein unvergängliches Werk. Immerhin ein Werk, dem eine gewiſſe Schwere anhaftete, eine philoſophiſche Schwere, die ihm wohl eine kleine Gemeinde denkender Verehrer geſchaffen hat, aber niemals einen dauernden Maſſenerfolg gewähren konnte.

Ein ganz anderer Weg ging nicht von engeren philoſophiſchen oder religiöſen Ideen aus, ſondern von einer ideellen Geſamtverklärung der Vergangenheit, die man grob etwa als Idee der Geſchichte bezeichnen könnte. Hauptvertreter iſt Flaubert. In „Salammbo" iſt mit einer wunderbaren Meiſterſchaft ein Stück uralter karthagiſcher Geſchichte ſo dargeſtellt, daß man es mit Händen zu greifen meint und

doch dabei keinen Moment die feste Vorstellung verliert, das alles sei seit endloser Zeit tot, sei Vergangenheit, sei Geschichte. Es ist eine gespenstische Vision, die in einer roten Wolke vorüber zieht. Menschen, die noch einmal aus dem Staube kommen und reden. Aber sie reden nicht zu uns. Nichts hat Zusammenhang mit uns. Mit dämonischer Gewalt packt uns das Gefühl, daß das alles in Wahrheit ewig dahin ist, daß wir keinen inneren Faden mehr zu dieser Welt zurück besitzen. Wir sehen unter der Wucht eines furchtbaren Zauberers noch einmal auf eine Stunde in das goldschimmernde Gewühl der Dinge. Aber diese Menschen haben keine Herzen mehr, für uns nicht mehr. Ich kenne keinen zweiten Dichter, der das Zerschmetternde so heraus gebracht hätte, das in einem gewissen Sinne das Wort „Geschichte" ausspricht. Keiner hat es ihm so wieder nachgemacht — man möchte aber auch nicht alle Tage solche Bücher lesen.

Nicht leicht ist ein größerer Kontrast möglich als zwischen dieser Methode und einer dritten, die den ganzen Schwerpunkt auf einen inneren Gemütszusammenhang zwischen Gegenwart und Vorzeit legt. Sie denkt dabei nicht an einseitig philosophische Zusammenhänge, in denen Ideen fortleben über die Köpfe der Generationen fort. Diese Methode unternimmt den schärfsten Angriff zur wirklichen Rückeroberung der alten „Menschen". Aber sie braucht dazu eine ganz bestimmte Voraussetzung, mit der alles erst möglich wird. Sie glaubt an eine Kontinuität der tiefsten Gemütsveranlagung, die mindestens über eine bestimmte Reihe von Generationen hinweg die „Menschen" erscheinen läßt wie die ewige Wiederkehr eines einzigen Menschen, der im Herzen immer derselbe bleibt, ob auch die äußeren Dinge wechseln. Die Toten erscheinen als die „Ahnen" der Lebendigen, die in diesen Lebendigen thatsächlich noch immer fortleben. Aus dieser Methode heraus hat Freytag seinen

langen Romancyklus geſchaffen. Das Beſte, was Walther Scott gelungen iſt, ſtand auf ihr und nur auf ihr. Der Dichter ſah ſich ſelbſt und die Mitlebenden einfach hinein in die alte Zeit. Er wechſelte das Kleid, und er war Ingraban, zu dem Bonifacius das Evangelium trug, war ein alter Puritaner oder ein politiſcher Schwärmer für Karl Eduard den Prätendenten.

Solange die Vorausſetzung ſicher ging, war dieſes Verfahren mehr und ſehr viel ernſthafter als eine Maskerade. Aber man fühlt, wo die Schranke beginnt. Sie durchquert die Methode da, wo die engere wirkliche Blutsverwandtſchaft aufhört und mit ihr die engere Gemütsgemeinſchaft, wo der Begriff der „Ahnen" im leeren Blau verſchwimmt, wo die Bande patriotiſcher Gefühle reißen, wo alle die vielen Beziehungen bis in das Rauſchen der gleichen Wälder, den Anblick desſelben Stromes hinein abbrechen.

Für dieſe Methode bekommt der reale Begriff des eigenen Volkes eine Übergewalt weit über alles hinaus, was man gewöhnlich patriotiſche Dichtung nennt. Das haben die Beſten, die auf dieſer Straße gewandelt ſind, gleichſam intuitiv gewußt und angewandt. Und wo ſie es verlaſſen haben, da ſind ſie geſtrauchelt wie der Ritter im Märchen, der ſeinen Zauberſpruch verliert, der das „Seſam" nicht mehr weiß, das ihn aus dem Berge wieder hinausführen ſoll.

Und nun zu Ebers.

Auch Ebers hatte ſein Prinzip, von dem er eigentlich nie einen Finger breit abgewichen iſt. Zuerſt hat er es wohl unbewußt, im Zwange ſeines Temperaments, ausgeübt. Später war er ſich ſelbſt auch theoretiſch darüber klar, man konnte mit ihm darüber reden, er lachte, wenn ein Kritiker es ihm wie eine eigene Entdeckung entgegenhielt, er verfocht jede Wirkung, die daraus kam, als ſeine eigenſte Abſicht.

Ihm ſtand eine Grundtheſe feſt: ein gewiſſer Kreis von Gemütsdingen in unſerem heutigen Empfinden iſt abſolutes

Menſchengut; bis in die entfernteſten Zeiten laſſen ſich dieſe Dinge als roter Faden zu Grunde legen; ſie ſind immer das Selbſtverſtändliche, neben dem aller Unterſchied mehr oder minder belangloſe Arabeske bleibt.

Ebers war ſelbſt ein Gemütsmenſch von feinſter Durchbildung, ein Gemütskünſtler als Menſch. Der Kultus ſeiner Mutter hatte bei ihm ſchwärmeriſche Formen angenommen. Als Familienvater, als Freund, als Helfer und Rater in jeder Gemütsfrage war er unermüdlich, von einer überſtrömenden Kraft des Herzens, die jeder empfunden hat, der je mit ihm zuſammen gekommen iſt. Aber von hier ging ihm nun auch ein gewiſſer eigenſinniger Glaube in Geſchichtsfragen aus.

Was ihm das Liebſte und Tiefſte war, das machte er ſelbſtherrlich zum geſchichtlich Abſoluten. Mit der größten Ruhe malte er die intimſten Züge des heutigen deutſchen Familienlebens in die Zeit Ramſes des Großen hinein, verlegte ſie an den Hof des Cambyſes oder der Ptolemäer.

Für ihn exiſtierte die Frage nicht, was in dieſen Zügen ſpezifiſch deutſch, was modern, was bloß in der nachchriſtlichen Ära und wiederum in dieſer bloß nach der Reformation, nach dem Zeitalter Goethes, nach der Romantik möglich ſei. Je kleiner und feiner er die Züge zu ſchattieren wußte, je goldener ſein eigenes Herz hineinſank, deſto ſeltſamer ſteigerte ſich nur dieſe Manier.

Man fühlte beim Leſen ganz deutlich, daß dieſe Dinge dem Dichter das Wichtigſte, das Weſentliche waren. Um der Familienzüge, der kleinen, zarten, romantiſchen Liebesfügungen willen wurden uns eigentlich dieſe ganzen Romane erzählt — aber die Geſchichtstheſe des Autors warf ſie uns im äußeren Gewande beliebig durch die Jahrtauſende herum, von Volk zu Volk.

Einmal in der Gewalt ſeiner Theſe, war es ihm abſolut gleichgültig, ob er von Kröſus erzählte oder von Karl V.,

von den Perſern des Cambyſes oder den Legionen Hadrians. Er hätte in ganz genau demſelben Tone auch einen Roman bei den Chineſen oder bei den Eskimos ſpielen laſſen, wenn er gerade ſtofflich durch ſeine Studien darauf geführt worden wäre.

Die Grundfabeln, die er in dieſem Sinne erfand, waren durchweg äußerſt zierlich und an ſich unerſchöpflich in ihren feinen Varianten. Jedem dieſer Geſchichtsromane lag gleichſam als Kernmotiv eine zarte, gemütstiefe deutſche Novelle zu Grunde, meiſt ohne ſtarke Leidenſchaft, mit viel Romantik, doch im edeln Sinne, immer der Anlage nach die Erfindung eines echten Dichters. Aber nun kam die Geſchichtstheſe: und auf einmal brauſte um die weichen deutſchen Liebesherzen der ungeheuere Sturm der Weltgeſchichte, das philoſophiſche Ringen Hypatias, die grauſe Viſion Salammbos, all das unſäglich Große, aber auch unſäglich Wilde, Elementare, Rohe der Vergangenheit; über dem kleinen Liebespaar reckte ſich das Gigantenhaupt der im Sande verſinkenden Menſchheits-Sphinx, ſtiegen die Pyramiden in die Wolken auf, dröhnte der Sturm der römiſchen Welteroberung dahin, heulten die Panther der Arena, die die erſten Chriſten verſchlang. Das war unmöglich: es entſtand der Kontraſt, der das wahre harmoniſche Kunſtwerk tötet. Der Kontraſt des Unlogiſchen, der Maske entſtand.

Und Ebers ſelbſt verſchuldete, daß dieſer Kontraſt ſich noch gewaltig ſteigern mußte.

Mochte ſchon das deutſche Mädchen einer beſtimmten Geſellſchaftsſchicht des neunzehnten Jahrhunderts, mochte die deutſche Familienmutter von heute ein ſeltſam verſchlagener Robinſon ſein in den Tagen der Ramſes und Hadrian: unendlich ſeltſamer wurden die Dinge noch, als der Dichter nun die Hand ausſtreckte nach Ramſes und Hadrian in Perſon — als er ſeine weichen Novellen auf die Throne der Gewaltigen des ungeheueren Wahrheitsepos der Geſchichte ſelber ſetzte.

Hier faßte ſein Prinzip Ebers wie ein entſcheidendes Verhängnis. Was hat er uns da für Züge gemalt in ſeiner faſt unheimlichen Konſequenz. Ein Perſerkönig wie Cyrus, mit den realiſtiſchen Farben Flauberts gemalt, würde ſchon ein erſchreckendes Phantom für heute ſein, den ſtärkſten Nerven kaum erträglich. Von einem ſolchen Perſerkönig, Cambyſes, glaubte aber die Mitwelt, daß er wahnſinnig ſei, um ſeine Thaten noch zu verſtehen! Und dieſer Cambyſes wird bei Ebers der Held eines Liebesidylls, den zarte Regungen bezwingen. Der Schatten Werthers zittert durch den Roman, der an ſeinem Hofe ſpielt! Ebers griff nach der Geſtalt der — Kleopatra, um eine Mutter zu ſchildern, der das Wohl ihrer Kinder alles iſt! Er belebte den Päderaſtencäſar Hadrian und ſeinen Knaben Antinous, dieſen geheimnisvoll grauſigen Moment der Weltgeſchichte, da die Päderaſtie auf dem Punkte der Vergottung ſteht, die Hand nach dem Zepter einer Menſchheitsreligion ausſtreckt . . . . . er belebte ſie, um uns die Novelle einer unſchuldigen Kinderſeele zu ſchreiben!

Hier liegt die Grenze, wo ein Prinzip, rein und in gutem Glauben aufgenommen und mit einem gewiß nicht zu unterſchätzenden Aufwande dichteriſcher Fähigkeiten durchgeführt, beim Grotesken zum Stillſtand kam. Über dieſe Dinge konnte man mit dem Autor nicht mehr ſtreiten. Es giebt einen hiſtoriſchen Optimismus, der Berge verſetzt um der Liebe willen; einen Optimismus, der auch Cambyſes und Antinous begreift, weil er alles Menſchliche in der Linie einer großen läuternden Entwickelung ſieht; der das Furchtbarſte furchtlos ſchildert und dann hinzufügt: Ihr ſeid alle tot, ſeid Staub — die Menſchheit aber lebt, und ſo mußte ihr Leben wohl auch über euch gehen, ihr ſeid gerechtfertigt. Aber dieſer Optimismus hat wenig mit dem geſchichtlichen Umfärben bei Ebers gemein. Solches Umfärben iſt nicht Liebe, ſondern Schwäche.

Das hat Ebers nie begreifen können, ein ſo freier Geiſt er auch war. An der ſcharfen Ecke iſt er hiſtoriſch wie dichteriſch geſcheitert, wo ſich die Toleranz, die alles kennt, aber alles vergiebt um der großen Entwickelung willen, ſcheidet von der Schönfärberei, die das Vergangene nach ihren Wünſchen umformt und dann allerdings nur zu leicht die nötige Toleranz bewährt.

Seltſames Los! Der Schwäche ſeines Prinzips verdankte Ebers ſeinen ſtärkſten äußeren Erfolg.

Unbefangene Seelen, denen das Hiſtoriſche in ſeiner wirklichen Größe Angſt einflößte, dankten ihm die Art, wie er deutſches Gemüt, das dieſe Sonne gewärmt, in die Schatten des Cambyſes und Antinous trug. Man freute ſich des eigenen im buntſcheckig fremden Gewande.

Im Äußeren war er ja ein Meiſter, ſo weit es ſein Prinzip zuließ. In ſeinen Romanen iſt ſo manche wundervolle äußere Schilderung, die ihm ſo bald keiner nachmachen wird. Auch ſchwebte er trotz ſeines falſchen Prinzips als Kenner viel zu hoch über den Dingen, um nicht gelegentlich immer auch große Hilfsprinzipien auszuſpielen. Als er in „Homo sum“ die Gedankenwelt Kingsleys berührte, fühlten auch ſolche, die ihm ſonſt ganz fern ſtanden, den ſtarken Geiſt, der uns ſehr viel Tieferes hätte geben können, wenn er jene Art des philoſophiſchen Ideenromans reſolut ergriffen hätte. Es ſollte nicht ſein.

Wohl wechſelte er in ſpäteren Jahren noch mehrfach ſein altes Stoffgebiet. Er ſpielte ſeine Novellen hinüber in die Reformationszeit. Hier lag alles günſtiger. In „Barbara Blomberg“ (für mein Gefühl dem tiefſten Roman, den er überhaupt geſchrieben hat) war er ganz nahe der Grenze, wo ſein Talent gleichſam in reines Gebiet geraten wäre. Es war zu ſpät.

Sein Ruhm hatte bei Cambyſes, Ramſes und Hadrian begonnen. Sein Ruhm ging dort unter, während er unſicher nach neuem Boden ſuchte.

Eines Tages faßte die Kritik ein Hauch der Bedenken, die an ſich ſo nahe lagen. Die Menge wurde ſtutzig, fiel ab. Auf einmal hörte man die liebloſen Urteile, daß gar kein Dichter in ihm ſtecke. Der ungeheuere Erfolg war falſch; aber dieſes Urteil war es ebenſo.

In Ebers hat ein feiner, geiſtreicher Dichter geſteckt, mit relativ engem Idealgebiet, aber in dem, was er konnte, ein ganzer Mann. Ein unglückliches Prinzip aber war es, das ihn dorthin geführt hat, wo ſein Ruf auf einmal aufflammte, als habe Deutſchland keinen Größeren neben ihm.

Ich will nicht auffärben mit Lichtfarben, wie er Cambyſes und Antinous gefärbt hat. Ich will jene beſſere, männlichere Toleranz üben, die das Mangelhafte nicht überſieht, aber die es überwindet in einem höheren Licht. Er war ein ganzer Mann, der ein falſches Prinzip vertreten hat. Es mußte wohl einmal durchgeritten werden. Nun iſt es tot. Wir aber gedenken ihm, daß er ein Kämpfer war, wie als Perſon jeder ihn ſich wünſcht, eine edle, reine, neidloſe Natur, in die wir keinen ſeiner Helden hinein zu färben brauchen, da in ihm als Menſch wirklich all das war, was er in Cambyſes und Hadrian hineingeſehen hat — ein goldener Charakter, an dem kein Fehl war . . . und eine feine, ſenſitive, ſuchende Poetennatur, die bloß in der Ungunſt der Zeit einen unglücklich verwickelten Weg geſucht.

Er wollte der Sphinx ſein Herz geben, der ungeheueren Sphinx der Weltgeſchichte.

Das war zu groß.

Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.
Faust

Ich will zuerst etwas allgemeines über Herman Grimm sagen. Weil es mir gerade hier nötig scheint.

In dem Roman „Unüberwindliche Mächte" findet sich ein schönes Bild. Ein Häuschen mit laubbeschatteter Veranda am Abhang eines Hügels, unter dem sich die Wälder bis zum Horizont dehnen. Unendliche, von Menschenhand kaum noch berührte Urwälder, die vor dem Auge dahinfluten wie eine endlose grüne, sanft auf- und abschwellende Wiese. Nach oben liegt der freie Äther glorreich über dem Gefilde, Adler schweben darin, bewegungslos wie an unsichtbaren Fäden aus dem Himmel herabhängend. Das leise Seufzen des Windes in den Ästen ist der einzige Ton in der Runde. Auf diese Veranda tritt ein Greis, den das Leben zum Philosophen gemacht hat, und der hier oben einsam mit seinen Büchern lebt. Ein schönes Mädchen, fast noch Kind, aus einem Hause in der Nähe, ist heute bei ihm zu Besuch. Und der alte Mann deutet mit der Hand weit hinaus und fragt: „Nicht wahr, Kind, wie groß das ist?" — „Ja", antwortet das Kind. „Und nun", sagte er, „wenn du am äußersten

Ende ſtehſt und ſiehſt wieder hinaus, dann ſiehſt du noch einmal ſo weit und ſo fort und fort, ſo weit du kommſt: immer wirſt du glauben, du ſäheſt die Erde unendlich weit vor dir. Laß dich aber nicht irre machen, Kind; all das, ſo weit es iſt, kannſt du alles durchwandern und überwinden, und all das iſt nur die Decke eines armſeligen kleinen Sterns, auf dem wir Menſchen die Herren ſind."

Die Szene ſpielt in Amerika, — dem Erdteil, der ſelbſt vor vierhundert Jahren der Kulturmenſchheit wie eine neue ungeheuere Fläche aufgetaucht iſt jenſeits eines Horizonts, den Jahrtauſende für das Weltende gehalten hatten.

Im Grunde iſt die ganze Kulturgeſchichte nichts anderes, als eine ſolche ewige Wanderung nach dem Horizont, — eine ewige Erkenntnis, daß jeder Horizont ein offenes Thor iſt und keine Mauer, mit der eine blaue Kryſtallglocke die ewige Bewegung der Dinge und der Gedanken hemmt. Alle die großen Wendepunkte, die ſich im Gedächtnis der Völker erhalten haben, ſind Momente der Überwindung eines Horizonts geweſen, — manchmal grell, wie wenn ein Wanderer plötzlich die Waſſerſcheide eines Gebirgskammes überklettert, der bisher die Ausſicht begrenzt hat; manchmal bloß deshalb ſanfter, weil die Gegenſtände ſich faſt unmerklich verſchoben bis zu dem Augenblick der Ahnung, daß dieſe jetzt ſichtbaren Formen unmöglich ſchon in der urſprünglichen Fernſicht enthalten ſein konnten.

In den älteren Zeiten ſcheinen ſolche Momente der großen Geiſtesentwickelung ſich äußerlich oft wirklich wie verkörpert zu zeigen in der Beſiegung eines räumlichen Hinderniſſes: der Beſteigung eines Berges, der Überwindung einer beſtimmten Strecke Ozean. Wir glauben im realen Bilde an gewiſſem Wendepunkte den Germanen zu ſchauen, wie er von der Alpenhöhe jäh auf die Gefilde Italiens ſtarrt; den Spanier, wie er im Duft eines weltgeſchichtlichen Schöpfungsmorgens Guanahani vor ſeine Schiffe gezaubert ſieht.

Inzwiſchen iſt die Welt etwas enger geworden; ſchon faſt zu eng für ſolche gleichſam geographiſche Symbolik. Wir werden, je näher wir der Gegenwart kommen, immer ſtärker auf das Innerliche, Geiſtige, die geiſtige Perſönlichkeit gedrängt, die uns auch dieſe großen Abſchnitte und Einſchnitte ſpiegeln muß. Wir achten auf einzelne ſtarke Individualitäten, die in einer äußerſten Höhenleiſtung menſchlicher Kraft, wie von der ſteilſten, freieſten Warte ihrer Zeit aus, den ganzen Horizont einer beſtimmten Entwickelungsſtufe in ſich umfaſſen, ihn hell entrollen bis in das fernſte dämmerblaue Waldthal hinein. Eines Tages ſehen wir eine ſolche rieſige Perſönlichkeit wieder verſchwinden, hinabgeſunken in das Myſterium des Todes. Eine neue Generation, eine Folge von ſolchen wächſt auf. Und wieder hebt ſich eine jener umfaſſenden Individualitäten größten Stiles aus der Menge. Was ſie umfaßt, iſt aber jetzt ein neuer Horizont. Es wird nahe liegen, daß bei ſolcher Betrachtungsweiſe ein Datum aus dem perſönlichen Leben Einzelner unter Umſtänden einen wichtigeren Markſtein bilden kann als die größte Entdeckung oder Erfindung.

Unſere Zeit iſt von Entdeckungen und Erfindungen erſten Ranges übervoll. Wird man trotzdem wagen, etwa in der Verwertung der Dampfkraft oder ſpäter der Elektrizität einen jener großen Markſteine im Sinne der Horizontswandlung zu ſehen?

Ich glaube, daß unſere gegenwärtige Generation, falls ſie ſich überhaupt ſchon reif fühlt, hier Linien zu ziehen, einen derartig ſtarken Einſchnitt viel eher ſuchen wird bei einem ganz menſchlich perſönlichen Datum: bei dem Tode Goethes. Mit Goethe ſtieg der Mann von der idealen Warte, der in Wahrheit die ganze Kultur der Menſchheit bis auf unſere Tage unter ſich geſehen hatte wie ein grünes Meer unabſehbar fortſchwellender Wälder, — bis zum Horizont. Unendlich glorreich, wie in jenem Bilde, lag der

Äther darüber. Adler ſchwebten vor dem Himmel. Und durch die Zweige klang jener wunderbare, nie bisher von einem Menſchen erreichte Wohllaut der dichteriſchen Sprache, in der Goethe ſein weltumſpannendes Schauen als Künſtler offenbart.

Im tiefſten Abendrot Goetheſchen Lebens, vier Jahre vor Goethes Tod, iſt Herman Grimm geboren.

Grimm hat uns ſelbſt gelehrt, den Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts zu meſſen an ſeinem Verhältnis zu Goethe. Obwohl Goethe noch lebte, war das Jahr 1828 in vielem ein abſchließendes Jahr für die große Zeit von Weimar. Karl Auguſt iſt darin geſtorben. Der Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller erſchien im Druck. Zum erſtenmal drängte ſich ſtark auf, daß die gewaltige Epoche in das Hiſtoriſche trat, in die Geſchichte, die mit Toten rechnet, in die Geſchichtſchreibung, die den Brief des Moments als Quelle wieder abdruckt.

Goethe ſelbſt, der auch die menſchliche Ideenwelt als einen Teil der Allnatur erfaßte und in dieſer Allnatur einen ewigen Entwickelungsprozeß erkannt hatte, wußte ſehr wohl, daß ſein Horizont kein wirklicher Abſchluß ſei.

Er ahnte und erwartete Generationen, „um in prophetiſch höheren Geſichten von Gott und Menſchheit Höheres zu berichten“. Es war aber, als er ſchied, ſo, als wenn überhaupt der Blick nach irgend welchem Horizont zunächſt abgeſchnitten wäre. Der Mann auf der freien Warte, der über die Wälder ſah, fehlte. Wir kämpften uns unten durch die Schlinggewächſe des Dickichts, wo das Auge keine zehn Schritte weit ſchweifen konnte. Sind wir in den Jahrzehnten ſeitdem überhaupt ſchon über Goethes Horizont irgendwo wirklich hinausgedrungen?

Im ſozialen Leben ſcheint es ſo, aber es fragt ſich, in welchem Maße wir hier bloß „That von Gedanken“ haben, die durchaus bis ins vorige Jahrhundert zurückweiſen. In

der Naturforſchung iſt der zweifellos größte, folgenreichſte Gedanke, den das neunzehnte Jahrhundert überhaupt durchgeführt hat, die Darwinſche Idee einer ſtufenweiſen Entwickelung des Lebendigen, wenn auch nicht Eigentum von Goethes Zeit, ſo doch in vollem Maße gleichſam Privateigentum von Goethe ſelbſt geweſen. In der Dichtung iſt die Abhängigkeit von Weimar im größeren Teil des Jahrhunderts ſelbſt von den Beſten nie beſtritten worden, und der Zweifel kam erſt, als der Naturalismus auftrat; heute, wo man auch dieſer Flut etwas auf den klaren Grund ſieht, läßt ſich erkennen, daß, abgeſehen natürlich von der aufgewendeten neuen dichteriſchen Kraft, ihre „neueſte“ Quelle, die einzige, über die ſich äſthetiſch theoretiſieren läßt, bei der Methode ſprudelt, die gerade Goethe teilweiſe ſehr zum Befremden ſeiner Zeitgenoſſen in den „Wahlverwandtſchaften“ ſchon vollbewußt angewendet hatte.

So ſehr wir alſo hoffen, daß uns die rund ſieben Jahrzehnte ſeit Goethes Abſchluß überall in der Vertiefung vorwärts geführt haben, ſo ſehr werden wir damit rechnen müſſen, daß hervorragende Geſtalten dieſer Geſamtgeneration ſeither vor allem gemeſſen werden müſſen noch an der Art, wie ſie ſich zu Goethes Erbe ſtellten. Inwiefern ſie uns dazu verhalfen, den Horizont, den wir von Goethe vererbt erhalten, wirklich zu beſitzen.

Hier tritt nun eine Beziehung zu Herman Grimms Lebensarbeit ſo hell hervor, daß man fühlt, es handle ſich im ganzen nicht mehr bloß um eine mehr oder minder künſtliche Sache. Die Beziehung trifft ins Herz.

An dem Horizont, wo Goethes Sterne untergingen, lag, um noch einmal aus jenem Bilde zu ſprechen, ein gewiſſes morgenduftig blaues Gebirge. Je tiefer Goethe ins Leben ging, deſto feſter haftete gerade hier ſein Blick, obwohl er ſich darüber klar war, daß dieſe ſchöne Linie nur noch wie ein lichter Traum an ſeiner Geſichtsgrenze ſtand,

alſo als eigentlicher Beſitz erſt der Zukunft nach ihm angehören könne. In Augenblicken größter Klarheit ſchien es ihm, als laufe in jener Richtung die Hauptſtraße aller fortſchreitenden Kultur und als ſeien dieſe Berge, obwohl damals noch ganz unter dem Horizont, eigentlich ſeit Jahrtauſenden ſchon das dunkle Ziel geweſen, dem alles Reifſte in dieſer Kultur unbewußt zugeſtrebt habe.

Die Durchdringung und Erfüllung der ganzen Volksſeele, der ganzen Menſchheitsſeele mit einem künſtleriſchen Hauch, — die äſthetiſche Kultur im höchſten, umfaſſenden Sinne, — die äſthetiſche Erziehung mit allen ihren Folgen und Vorausſetzungen, — das war es, was dort im weichen Blau über den unendlichen Urwäldern der Menſchheit ſtand.

Goethes Auge erloſch. Grimm gehört zu denen nach ihm, deſſen Auge von früh an wie durch einen geheimnisvollen Magnetismus fort und fort nach dieſer gleichen Horizontsſtelle herübergezogen wurde. Mit Kraft hat er ſich für ſich ſelbſt zu der Höhe hinaufgekämpft, von wo überhaupt die blaue Linie erſt geſehen werden kann. Und dann hat er die Axt genommen und hat verſucht, für alle durch den zähen Urwald eine Straße zu bahnen zu den wirklichen Bergen ſelbſt.

In jenem Roman, dem das Bild vom Horizont entnommen iſt, wird ein Mann geſchildert, zu deſſen wechſelnden Schickſalen es gehört, daß er ſich wie befreit fühlt, als ſeine adelige Herkunft dem Zweifel verfällt. Vom thatlos ererbten Vorrecht fort, das ihn lähmt, fühlt er ſich gerettet in die freie Bahn für die eigene Kraft, die ſich ſtark genug weiß, Vorrechte ſelber zu erringen als Lohn für wirklich geleiſtete Arbeit.

Auch auf Herman Grimms Lebensweg leuchtete, noch ehe er ſelbſt irgend etwas gethan hatte, von Vater und Onkel her der volle Glanz einer Adelskrone, — wenn auch der eines geiſtigen Adels.

Auf wenige Männer trifft das Wort vom geistigen Adel so gut zu wie auf Jakob und Wilhelm Grimm. Sie waren schlichte Leute. Ihre beste Leistung erwuchs aus dem unendlich feinen Gehör für die schlichteste Äußerung der deutschen Volksseele in Sprache, Lied und Mythus. In den Märchen verdanken wir ihnen das schlichteste, volkstümlichste Buch, das wir neben der Lutherischen Bibelübersetzung besitzen. Und doch liegt in dem ganzen persönlichen und litterarischen Bilde der Brüder Etwas, was sie immer wie schwebend über der Masse erscheinen läßt, auf unsichtbarem Sockel, der sie eine Stufe höher hinaufstellt. Nun kam noch hinzu, daß sie zwei waren, zwei Brüder, die sich doch geistig nebeneinander hielten. Das Geistige umfloß sie wie eine zugleich außerpersönliche und doch auch wieder unmittelbar physische Macht. So wie der Adel im alten Sinne eine unmittelbare Blutsverwandtschaft voraussetzt und zugleich in diesem Blute etwas Immaterielles, Besonderes. Ich besitze (durch die Freundlichkeit Herman Grimms) eine Photographie von Jakob Grimm, die nach einer alten mangelhaften Aufnahme technisch wunderbar erneuert ist. Die Züge haben einen Unterbau von derbstem Kernholz, aus einfachster Volksart geschnitzt. Aber darüber liegt ein Goldglanz von Weltgeist, von höchstem Menschentum, daß das kleine Bild ordentlich den Beschauer bis zum Blenden anstrahlt, ihn niederdrückt durch seine Wucht des unverhüllten Genius.

Ihrer Lebensblüte nach gehörten beide Brüder Grimm noch in eine Epoche deutscher Dichtung und ästhetisch angehauchter Wissenschaft, die uns alle geistigen Spitzen viel stärker im Sinne einer geschlossenen Geistesaristokratie verknüpft erscheinen läßt, als es heute irgendwie bei uns der Fall sein kann.

Die großen Gestalten um Goethe hängen mit ihm zusammen wie eine wirkliche Familie, die in sich verwandt

war, aber gegen die geiſtig ſchwächere Menge abgeſchloſſen ragte. Wenigſtens wir empfinden heute rückſchauend ſo, obwohl wir ja wiſſen, daß Differenzen im Engeren nie gefehlt haben und auch die Geiſtesariſtokraten von Weimar nicht immer gleichmäßig gut miteinander ausgekommen ſind. Geſtalten, wie Alexander von Humboldt, der ſo ungeheuer alt geworden iſt, daß man ihn leicht einer ganz anderen Zeit einreihen möchte, haben bis zum letzten Tage das Zeichen jener idealen Zugehörigkeit bis in die kleinſten Züge hinein bewahrt. Auch über das Weimar Goethes hinaus beſtanden noch ähnliche Zuſammenſchlüſſe. Heute iſt es ſchwerer, vielleicht ſchon unmöglich, von ſo etwas zu reden. Die Wiſſenſchaft iſt mehr in die Maſſe hinabgetaucht, die Träger des höheren äſthetiſchen Empfindens ſind in einer gewiſſen Sonderſtellung geblieben, aber gegeneinander einſamer geworden. Es wird das ſeine Notwendigkeit gehabt haben in der Entwickelung, die ja vorwärts geht.

Herman Grimm iſt in der Folge durch ſeinen Lebensbund mit Giſela von Arnim, der Tochter Bettinas, nochmals wieder eng verſponnen worden in ein Netz ſolcher geiſtigen Adelstraditionen, — geiſtige Traditionen, zu denen hier auch noch der wirkliche Standesadel kam. Wenige Menſchen im neunzehnten Jahrhundert ſind ſo gut und doppelt verſichert geweſen, in die deutſche Litteraturgeſchichte zu kommen, auch wenn die eigene Leiſtung die Linie des ſelbſtändig Großen nicht überſchritt.

Und doch kann man das alles wegwiſchen. Grimms Lebenswerk wurzelt in jedem Zuge in ſeiner eigenen Kraft. Gerade das, was jene Tradition unmöglich mitgeben konnte, iſt bei ihm ſo entſcheidend geworden, daß es ſein eigentliches Bild ausmacht, wenn wir an ihn denken: die feſte, faſt bis ins Harte der Umrißlinie hinein individuell durchgearbeitete Perſönlichkeit. Was der Held ſeines Romans nur in der Verklärung ſeiner letzten Stunde, unmittelbar

vor der tragiſchen Todeswende, erkennt: daß der Menſch einer bewegten Zeit nur in dem wirklich feſt fußt, was er ſelber ſich zu ſchaffen und zu erhalten weiß, — das hat Herman Grimm in nachhaltigſter Weiſe ſein lebenlang bethätigt.

Es liegt vor allem die Löſung hier, warum er heute, nach Abſchluß des ſiebenten Jahrzehnts, mitten unter uns ſteht als ein im edelſten Sinne moderner Menſch. Eine unverwüſtlich junge Kraft belebt noch immer jede Zeile, die er ſchreibt, eine Kraft, die vor keinem Problem der Zeit zurückſchreckt. Mir iſt gerade in den letzten Jahren oft auffällig geweſen, wie ſtark Grimm auf einzelne ganz junge Kreiſe wirkte. Ich erinnere an ein ſo durch und durch modernes, früher unbegreifliches Problem, wie den Kampf um den klaſſiſchen Unterricht in der Schule — neben dem Aufſatz, den Grimm ſeiner Zeit darüber geſchrieben hat, erſchien das Friſcheſte von anderen faſt wie veraltet. So junges Laub zeigt mit ſiebzig Jahren keiner, der bloß auf Traditionen ſteht. Man denkt unwillkürlich an den Abſtand: das Berlin, durch das Jakob und Wilhelm Grimm ſchritten — und das Berlin von heute. Herman Grimms Charakterkopf iſt viel zu groß, um bloß einer einzelnen Stadt anzugehören; aber aus dem modernſten Berlin mit all ſeinen unruhigen Bewegungen verſchwände ein notwendiges Stück, wenn man ihn fortdächte.

Vom Politiſchen ſehe ich dabei natürlich ganz ab. Es liegen da Differenzen, die ich hier nicht berühren will, um einen beſtimmten Zuſammenhang nicht zu durchbrechen.

Eine Wirkung äſthetiſcher Tradition glaube ich nur in einem beſtimmten Punkte bei Grimm zu erkennen.

Von früh an atmet in ſeiner äußeren Darſtellungsweiſe ein gewiſſer großer Zug, groß und äſthetiſch vornehm bis in jedes Wort, bis in jede kleinſte Nebenbemerkung hinein. Alles erſcheint in einer weiten, bedeutenden Beziehung. Man

muß die ganze Reihe der Bände, die wir von ihm haben, darauf durchſehen wie ein geſchloſſenes Werk, um den vollen Eindruck zu fühlen, wie tief das geht. Von Lebenden wüßte ich ſchwer einen zu nennen, der darin ſo konſequent geblieben wäre. Novellen, Romane, Eſſays zur Kulturgeſchichte, Charakterdarſtellungen eines einzelnen Gewaltigen im Rahmen einer ſtarken Zeit — und immer das gleiche Tempo, immer dieſelbe ſichere Hand, die alles Kleine, Triviale fortfegt und auf die große, wenigſtens relativ ewige Linie hindeutet. Menſchen, die eben von uns gegangen ſind und deren Bild Grimm zeichnet, erſcheinen jäh hinausgerückt in einen ungeheueren Raum, in die Einſamkeit des durch und durch bereits Hiſtoriſchen, von dem nur noch der größte Umriß gilt. Die ideale Toleranz, die ſeine Aufſätze über brennendſte geiſtige Zeitfragen atmen, erſcheint nur wie der natürliche Ausfluß einer Betrachtungsart, die ſich ſtets, auch im nächſten und neueſten, über alle Parteien erhebt. Grimm hat gelegentlich, wenn Stoff und Menſchen ihm doch eine Polemik aufnötigten, ſogar dann verſtanden, dem unbeteiligten Leſer den Hauch reiner Höhenluft vollkommen zu bewahren: wohl die ſicherſte Probe auf ſein Prinzip, die mancher neben ihm, der auch jene Höhe ſonſt ſuchte, nicht beſtanden hat. Wie glücklich iſt beiſpielsweiſe in den nachträglichen Zuſätzen und Vorreden zu dem Bande über Goethe ſo mancher Zweifel über Mitſtreiter im gleichen Felde, ſo mancher Nachhall polemiſcher Stimmungen in wenige leiſe Worte, oft faſt zwiſchen die Zeilen, gebannt, ohne daß irgendwo ein wirklicher Schatten von hier das ſatte Licht ſtören könnte, das unabläſſig von dem großen Mittelpunkt, der großen Sonne des ganzen Kampfesfeldes ſelber herniederfließt.

Nun aber: dieſer unabläſſig vornehm große Flug des Gedankens kleidet ſich bei Grimm in einen Stil, der bis zu einem ſeltenen Höchſtmaß ſich von allem fern hält, was man im gewöhnlichen Brauche als Pathos bezeichnet.

Auch das tritt ſchon ganz zu Beginn, z. B. in dem Novellenbande von 1856, ſichtbar hervor; es hat ſich aber in der Folge noch ſehr merkbar geſteigert und iſt mit allem, was dazu gehört, vielen allmählich ſo in den Vordergrund gekommen, daß ſie den eigenartigen Stil klingen zu hören meinen, wenn ſie an Grimm denken.

Es iſt nicht nur das falſche Pathos, ſondern auch das echte im Sinne einer beſtimmten Kunſtform, das Grimm wie mit Abſicht verſchmäht. Der Inhalt mag auf der höchſten Höhe wandeln — und er ſteigt ja bei ihm nur immer einen kurzen Schritt von dort nieder, am liebſten weilt er auf der ſteilſten Kante ſelbſt —: der Leſer gerät in das Kreuzfeuer äußerſt ſchlichter Sätze, faſt als wohne er einem Geſpräche bei, wo jeder ſein Beſtes giebt, aber auf gar keine beſtimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichſte möglichſt ſcharf herauszubringen.

Oft ſind die Sätze nur Bruchſtücke, bei denen niemals (wie es oft gerade bei kunſtvoll vollendeten Perioden der Fall iſt) Teile des Kerngedankens, wohl aber einzelne Teile der konventionellen Satzform vom Hörer ergänzt werden müſſen. Kurze ergänzende Satzfragmente werden gern hinter einer geſchloſſenen Periode ſelbſtändig, durch Punkt getrennt, nachgeführt. Wie wenn dem Redner nach der Atempauſe noch etwas einfiele. Der Zuſatz erhält dabei eine eigene, ſtärkende Betonung, ohne doch den Charakter der Ergänzung zum Voraufgehenden zu verlieren. Erſt bei dem Punkt, der nun wieder ihn ſchließt, beginnt eine neue ideelle Konſtruktion, ſchreitet der Gedanke auf einen neuen Wellenkamm zu. Der Geſamtbau des Vortrags wird durch dieſe zuſammengehörigen Gruppen von Sätzen abwechslungsreicher, geht gewiſſermaßen in einen höheren Rhythmus ein, als es lauter ganze, erſt als ſolche durch Punkte getrennte Sätze zuließen.

In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk. Man denke ſich gewiſſe Stellen Grimmſcher Eſſays oder im

„Leben Michelangelos“, wo der Gedanke das Fundamentalſte menſchlicher Dinge ergreift und mit einem Flügelſtoß über Jahrtauſende zu ſchweifen ſuchen, ausgedrückt etwa in der Sprache Alexander von Humboldts, die ja gewiß ihre beſondere Majeſtät hat: wie viel Drähte und Klammern da die äußere Form gewaltſam mit heraufreißen würden auf den Berg, den der Sinn erklettern will.

Mancher hat ſich hier keinen Rat gewußt. Das hat wohl keiner je zu beſtreiten gewagt, daß Grimm als Stiliſt von einer Klarheit ohnegleichen ſei. Auch wie viel er mit wenig Sätzen gedanklich zuſammenzudrängen weiß, iſt ihm kaum ernſtlich bezweifelt worden. Aber der Abſtand zwiſchen der Höhe des Standpunktes und der abſolut zwangloſen, mit den Freiheiten der lauten Rede den geſchriebenen und gedruckten Satz ſcheinbar ſorglos meiſternden Form galt dem einen für das Merkmal vornehmer Blaſiertheit in dem Sinne, der das Wörtchen „vornehm“ mißklingend macht. Pedantiſche Gemüter (Todfeinde jeder ſtiliſtiſchen Entwickelung) verzeichneten gewiſſenhaft, daß einer unſerer größten Führer und Pfadfinder in der äſthetiſchen Kultur nicht immer ſich genügend mit den Vorſchriften des grammatikaliſchen Hilfsbuches über das Interpunktionszeichen des Punktes, die Beſtandteile des einfachen nackten und des einfachen erweiterten Satzes und ähnliche gute Dinge auseinandergeſetzt habe. Die mildeſte Formel, die ſich von kritiſcher Seite fand, betonte wenigſtens eine gewiſſe knorrige Eigenart, die nun einmal der ſtarken, in ihrer Unverbeſſerlichkeit immer noch „beſten“ Perſönlichkeit eingewurzelt ſei.

Es iſt unmöglich, über ſolche Fragen eine Einigkeit zu erzielen. Wie der Stil ſelbſt tief aus der Perſon des Schreibenden hervorwächſt, untrennbar von ihr und in gewiſſem Sinne wirklich dem alten Buffon-Worte entſprechend: „der Menſch“, ſo verlieren ſich Urteile über den Stil im vagen Bereich perſönlicher Gefühle.

Mir ist Grimms Stil der Punkt, wo ich die Wirkung ästhetischer Tradition bei ihm sehe.

Grimm stammte aus einem Hause, wo der Sprachgeist gleichsam auf der Goldwage lag. Wer von hier ausging, der mußte Dinge wie von selbst mitbringen, die ein anderer, der aus sprachlich ganz naivem Boden wuchs, sein ganzes lebenlang vielleicht nicht so erreicht hätte. Jener Novellenband von 1856 ist das Werk eines Achtundzwanzigjährigen: jedes Wort verrät eine Reife sprachlicher Bildung, wie sie nur einem ästhetischen Sonntagskinde solcher Art zufliegen konnte. Auf so früher, fast spielend erlernter Beherrschung des Ganzen aller höheren und tieferen Sprachmittel sollte sich nun mit wachsender innerer Reife des eigensten Geistesgehaltes eine individuelle Stilart aufbauen. Muß man Blasiertheit oder eine doch noch nachhinkende Schwäche des ästhetischen Vollgefühls als Erklärung zu Hilfe nehmen, wenn man Grimm an dieser Wende sich einem Stil zuneigen sieht, der all seinen Stolz in einer äußersten Schlichtheit sucht?

Es ist die Schlichtheit eines Mannes, der, nachdem er aus allen Goldbechern getrunken hat, schließlich gerade das „lebendige Wasser“, von dem das Evangelium spricht, in das einfachste, prunklose Gefäß schöpft.

Mir ist Grimms individueller Stil mit seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstande gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden, äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weit getriebenen sprachlichen Kultur — einer Kultur, die eben bei ihm schon in der zweiten Generation steht und so eine Entwickelungshöhe hinsichtlich der Vergeistigung darstellt, die in der Menge noch lange nicht auf volles Verständnis rechnen darf.

Einmal vorhanden, hat dieser Grimmsche Stil dann selbst wieder Schule gemacht. Im ganzen finde ich, daß er eine unverkennbar belebende, befruchtende Wirkung ausgeübt

hat, — wie jeder Stil, der individuell frei ſich über eine gewiſſe grammatikaliſche Schablone erhebt und doch nicht gegen den tieferen Sprachgeiſt verſtößt.

Ich rede nicht von den Stümpern, die ihn nachmachen, indem ſie einfach willkürlich ihre Sätze zerhacken wie es gerade kommt. Ein blind zerhacktes Holz iſt natürlich kein geſchnitztes, und das einfach glatte iſt dann auf alle Fälle vorzuziehen.

In feinerer Hand aber bedeutete Grimms Art eine wirkliche ſprachliche Fortbildung in der Richtung deſſen, was die Schule ſelbſt constructio ad sensum, Orientierung mehr auf den Sinn, als auf die ſtarren grammatikaliſchen Wegzeichen, nennt. Es ſteckt hier das diskreteſte Kapitel im ganzen Sprachfortſchritt. Die Versdichter arbeiten ſeit Jahrtauſenden daran. Eine beſtimmte Sorte von Sprachſchulmeiſtern aber wird alles, was hierher gehört, grundſätzlich nie verſtehen können, da ſie ſich in die Fiktion einer ruhenden Sprache eingelebt hat, einer „ewigen" Grammatik, vor der es nur Verſtöße giebt, aber keinen Fortgang.

Jedenfalls erſcheint mir nicht zweifelhaft, daß dieſer Stil, den mancher von der geiſtigen Geſamtleiſtung Grimms wie eine ſtörende Hülle lostrennen möchte, eine unſchätzbare Macht iſt in allem, was er ſelbſt geſchrieben hat, eine Macht, ohne die das Beſte der ſachlichen Wirkung nie herausgekommen wäre. Ohne dieſen Stil, der etwas ſo anſpruchsloſ Menſchliches in ſeine Darſtellung bringt, das doch bis in jeden Punkt und jeden Halbſatz Produkt eines beinahe raffinierten äſthetiſchen Gewiſſens iſt, — ohne ihn wäre die unausgeſetzte Sonne geiſtiger Höhenbetrachtung, wie ſie in Grimms Werken ſtrahlt, unmöglich geworden.

Dieſe Sonne war aber notwendig, wenn die Saat reifen ſollte, der er ſein Leben gewidmet hat: die Saat äſthetiſcher Kultur in jenem Goetheſchen Sinne.

Faßt man ſein Wirken zuſammen auf dieſes Wort, ſo erſcheint es wie aus einem Guß.

Es wird nicht belanglos, aber es tritt doch in den Hintergrund zurück, wie dieſes Wirken im Engeren zum Ausdruck kam: ob als Kunſt ſelbſt, als Dichtung — oder als ein künſtleriſch vertieftes Schauen und Erklären längſt vorhandener, aber noch lange nicht genügend wirkungskräftiger Meiſterkunſt. Gangbare Schulweisheit zieht gern auch zwiſchen dieſen beiden Formen äſthetiſcher Kulturarbeit einen dicken Strich, über den es keine Brücke geben ſoll. In einem abgeſchloſſenen Zirkel ſoll das produktive künſtleriſche Selbſtſchaffen hauſen. Und in einem anderen die produktive äſthetiſche Betrachtung. Wie die beiden Königskinder ſollen ſie innerlich nicht zu einander kommen können, da das Waſſer gar zu tief. Von unklaren Dichtern und konfuſen Äſthetikern iſt das abwechſelnd gelehrt worden. Ich glaube aber, es ſteckt ein Stück Epigonenweisheit darin, aus Zeiten, da die Dichterkraft und das allgemeine äſthetiſche Empfinden beide in ihrer Art ſich ſchwach fühlten und wie Kranke nach Abſperrung verlangten. Zeiten der ungetrübten Kraft, wie ſie Goethe und Schiller verkörpern, kannten den Strich nicht, — er hätte in ihnen Individualitäten, deren Größe die harmoniſche Einheit war, in haltloſe Teile zerbrechen müſſen.

Auch wir werden uns zurückbeſinnen. Wir werden ſtärker wieder begreifen lernen, daß der dunkle Strich in Wahrheit ganz wo anders läuft.

Er grenzt nicht den Dichter grob ab vom äſthetiſchen Vollmenſchen, ſondern er trennt ganz allgemein die tiefe, thatkräftige äſthetiſche Perſönlichkeit von der dumpfen Maſſe, jener Maſſe, die überhaupt noch nicht begriffen hat, was Kunſt im Verhältnis zum menſchlichen Leben iſt.

Jenſeits dieſes Striches iſt die Kunſt beſten Falls eine bunte Unterhaltung, ein luſtiger Traum, der gelegentlich immer einmal wieder über den Ernſt des Lebens auf Momente hinweghilft. Wer aber in dem engeren Kreiſe ſteht, der hat bis ins Herz hinein erkannt, daß Kunſt dem

Menſchen ſo not thut wie Brot; daß die Kultur zuſammenbricht, wenn wir die Kunſt herauslöſen wollen; daß die ganze Entwickelung der Menſchheit in der Kunſt wurzelt, in der Kunſt ſich ſpiegelt, an der Kunſt erlernt werden muß.

Die Gemeinde, die ſich auf dieſen Sinn hin heute einig fühlt, iſt noch immer keine große. Sie wird um ſo enger, als wir uns ſagen müſſen, daß lange nicht alles, was ſich in einer Zeit „Künſtler" nennt, wirklich dazu gehört. Um ſo mehr müſſen wir uns den Blick dafür freihalten, daß für den, der thatſächlich und aktiv dabei iſt, die Form, wie er ſeine Mitgliedſchaft im Sinne des größten Ziels bewährt, Nebenſache bleiben muß und keiner neuen trennenden Rangordnung unterliegen kann.

Grimm ging für ſich aus von dichteriſcher Produktion. Seine Anfänge ſind ganz erfüllt davon. Auf der Höhe ſeiner Kraft hat er hier abgeſchloſſen und ſich fortan nur in Werken bewährt, die zwar auch nur ein echter Dichter, eine Künſtlernatur von tiefer eigener Anſchauung der Dinge ſo ſchaffen konnte, wie ſie ſind — die aber keine Dichtungen ſind. Wer im wirklichen Geſtalten den Kern des Äſthetiſchen erblickt, der wird es wie einen leichten Schatten empfinden, daß es ſo wurde. Auch mir will ſcheinen, als habe der ſchaffende Dichter in Grimm uns nach der unmittelbaren Seite eigentlich nur mit einer gewiſſen Abſchlagsſumme abgefunden, ohne uns auszumünzen, was er beſaß.

Aber die Betrachtung verliert ihre Spitze, wenn man in jenem freieren Sinne ſich vergegenwärtigt, daß es ſich in dieſem Falle nicht um Dichten oder Schweigen handelte. Es handelte ſich darum, daß eine äußerſt temperamentvolle, überſtrömend reiche äſthetiſche Perſönlichkeit etwas zu ſagen hatte und Mittel und Wege fand, es zu ſagen; daß gerade die dichteriſche Form das ausſchließliche Medium hätte ſein müſſen, war nicht als Bedingung gegeben. Die geiſtige

Fortentwickelung und der unmittelbare Drang zur Produktion ſind oft zwei ganz verſchiedene Dinge gerade in den beſten, reichſten Naturen.

Das ganz Große, Leuchtende der Leiſtung Grimms jenſeits ſeiner dichteriſchen Verſuche tritt am deutlichſten hervor, wenn man ſich klar macht, daß er auf dem anderen Boden nicht einfach übertrat von einer gegebenen Form: der Dichtung, zu einer zweiten, ebenfalls gegebenen: der äſthetiſchen Forſchung und Lehre.

Die Form, die er ſich dort ſuchte, mußte er erſt ſelbſt ſchaffen.

Die Bücher über Michelangelo, über Goethe, die wir von Grimm beſitzen, ſind jedes in ſeiner Art eigentlich ganz ohne Vorgänger, was die Geſtalt, die Methode anbetrifft. Sie paſſen in keine Schablone, — wie ſie daſtehen, Werke, die einen unabſehbaren, ſtetig wachſenden Erfolg errungen haben, Werke, die zu den beſten unſerer ganzen neueren Litteratur gehören: ſie ſind Grimms Eigentum und Eigenart bis auf den Fleck und einſchließlich des Fleckes, wo ſie ſtehen. Und ſelbſt da, wo er auf geſchloſſene Kompoſition im Großen verzichtet hat, wo ſich Bände zuſammenſetzen aus loſen Eſſays, hat er an der überlieferten Form des Eſſays ſolange herumgefeilt, bis ſie in gewiſſem Sinne auch ſeine Form geworden iſt, die ihm nun zwar andere nachmachen können und die man als einen glänzenden Fortſchritt im deutſchen Eſſay allgemein in der Folge anerkennen wird, die aber auf alle Fälle einmal „zuerſt“ gemacht ſein wollte.

Das Buch über Michelangelo feiert in dieſem Jahre ſeinen achtunddreißigſten Geburtstag. Ein Siegeszug liegt hinter ihm. Generationen ſind jetzt ſchon mit dieſem Buche aufgewachſen. Und noch iſt kein Blatt darin verwelkt. Es iſt eines der Bücher unſerer Zeit, von denen man gewiß weiß, daß ſie ins neue Jahrhundert hinüberſchreiten. Worin liegt das Geheimnis dieſes Erfolges?

Ich denke zunächſt an eigene Erfahrungen, die mir in dieſem Falle typiſch ſcheinen für viele, die gerade in den achtunddreißig Jahren ſich ihre Bildung angeeignet haben. Wenn man unſere Jugendbildung von heute — ſelbſt in ihren beſten Formen — überblickt mit Hinſicht auf das gleichmäßige Bild der großen Kulturepochen, das ſich einprägen ſollte, ſo treten grobe Lücken hervor. Ich bin in einem litterariſch ſehr regſamen Hauſe aufgewachſen und von meinem Vater (der ſich vom Bauernjungen aus der Lüneburger Heide bis zum feinen äſthetiſchen Kenner heraufgearbeitet hatte) früh auf die große deutſche Geiſtesblüte um Goethe herum ſtramm eingeſchult worden. Die wirkliche Schule brachte dazu eine wenigſtens bedingte Anſchauung von der Antike. Die Renaiſſance fehlte. In ziemlich jungen Jahren wurde mir dann das Glück zu Teil, das man jedem gerade in ſeiner empfänglichſten Zeit wünſchen möchte: Florenz und Rom zu ſehen. Unter den Vorbereitungen zu dieſer Reiſe war die Lektüre von Grimms „Leben Michelangelos“. Mit einem Schlage öffnete ſich mir eine neue Welt.

Der Eindruck war ſo ſtark, daß nicht nur meine ganze nachfolgende Reiſe wie im Banne des Buches ausgeführt worden iſt, ſondern ſich mir auf lange eine gewiſſe Abhängigkeit entwickelt hat gerade von dieſer ſo neu aufgetauchten Kulturperiode, hinter der mir die Antike zurückzutreten ſchien. Heute weiß ich, daß es ein zweites Buch neben Grimm, das ſo wirken könnte, über die Renaiſſance nicht giebt. Immer wieder bin ich zu ihm, meiner erſten Quelle, zurückgeführt worden.

Es iſt kein Geſchichtsbuch im landläufigen Sinne, wie es denn überhaupt nichts Landläufiges irgend welcher Art an ſich trägt. Es reißt ein Stück Geiſtesgeſchichte heraus, deſſen Fäden größer und einfacher ſind, als das feine Netzwerk der traditionellen Geſchichte.

Wer erinnert ſich nicht der wundervollen Einleitung: wie das Bild von Florenz gleichſam in ſchimmernden Nebeln

aus dem Bilde von Athen wächſt? Dieſes größere Florenz, das nicht wie die einfache Stadt bloß daliegt, ſondern noch einmal über ihr zu ſchweben ſcheint wie eine geheimnisvolle zeitliche Inkarnation dämoniſcher Entwickelungen. Es bleibt der eigentliche Schauplatz. Durch das bunte, endloſe Gewimmel der Menſchen und kleinen Menſchenſchickſale, die uns Grimm, wo es not thut, anſchaulich genug zu ſchildern weiß, ſchreiten einzelne einſame Geſtalten, wie rieſige Bürger jener magiſchen Stadt über den Dingen heraufragend, — ſo der Held des Buches, Michelangelo.

Der Zauber, durch den das glückt, liegt in dem Hineinzeichnen des Hiſtoriſchen in einen äſthetiſchen Hintergrund. Aber das Werk iſt deswegen auch noch lange keine einfache Kunſtgeſchichte. Es iſt voll von feinſten Urteilen über Künſtler und Kunſtwerke der Zeit, der es ſich ſtofflich anſchmiegt, recht ein Lebenswerk des Autors in dieſem Sinne, in das er all ſein Wiſſen und Empfinden über die Renaiſſancekunſt hineingegoſſen hat. Aber ich möchte hierzu wieder einmal, nicht ſo grob natürlich, wie Merck zu Goethe ſagen: „Das können die anderen auch“ . . . . immer nicht alle anderen, ſondern nur einzelne, in Wiſſen und Kunſtgeſchmack naheſtehende.

Das Eigene und Einzige liegt vielmehr darin, wie in dem ganzen weiten Bau dieſes Kulturepos — die Form iſt oft wirklich wie im epiſchen Stil behandelt — die Kunſt eigentlich als der Kern der menſchlichen Entwickelung, die Kultur in ihrem Emporgang als eine im letzten Ende äſthetiſche Handlung, der Künſtler als der aufſteigende, der eigentliche Menſch aufgefaßt iſt.

An dieſer Stelle, die fühlbar immer der geiſtige Mittelpunkt iſt, von dem die Fäden ſchwingen, liegt das Werk verankert nicht mehr in irgend welchem Wiſſen, irgend welchem feinen Geſchmack und intuitiven Kunſtverſtändnis, — es liegt verankert in einer Weltanſchauung.

Einer ästhetischen Weltanschauung.

Das Zeitalter Michelangelos erscheint als eine Weltstufe, deren sichtbares Gerüst die Kunst ist. Nicht deshalb ist die Renaissance von so ungeheuerer Wichtigkeit, weil sie ein großes Kapitel der Kunstgeschichte im engeren Sinne ist. Sondern weil in der Kunst die Menschheitsentwickelung zugleich arbeitet, weil alle Kultur ästhetische Kultur ist, und weil die ästhetische Kultur unserer Tage organisch in diesen paar älteren Hochblüten, zu denen auch die Renaissance gehört, ihre Grundlage, ihren Unterbau besitzt.

Schwerlich allerdings wird sich das, was Grimm in der gewaltigen Nähe Michelangelos gefunden und so vielen mitgeteilt hat, decken mit dem, was im letzten Jahrzehnt wesentlich unter dem Einfluß Nietzsches von Jüngeren in der Renaissance gesucht worden ist. Der „Übermensch" Nietzsches hat so wenig in der Renaissance gelebt, wie der Naturmensch Rousseaus in den Urwäldern am Anfang der Geschichte. Gerade die schlichte Größe, wie sie Grimm in seinem Michelangelo herausgearbeitet hat — eine Größe, die nur in der Verklärung durch die Kunst, keineswegs aber in besonderen dämonischen Leidenschaften der menschlichen Persönlichkeit über das Maß des Alltäglichen hinauswächst — wird wohl in der Folge am besten dieses geschichtsphilosophische Phantom wieder bannen helfen.

Sieht man von dem Roman „Unüberwindliche Mächte" in diesem Zusammenhang ab, so erscheint Grimms zweites Hauptwerk erst 1876, dreizehn Jahre nach seinem ersten großen Feldzug im Dienste ästhetischer Kultur. Es ist das Buch „Goethe".

Dazwischen liegt aber die Hauptmasse jener ausgezeichneten Essays, gesammelt mehrere Bände füllend. Perle an Perle darunter.

Auch die Kunstform des deutschen Essays hat in den letzten fünfzig Jahren alle die Fügungen mitmachen müssen, die im

Guten wie im Schlechten in der Zeit lagen. Es war eine Zeit, wo die äſthetiſchen Bedürfniſſe im Streit zu ſein ſchienen mit den praktiſchen. Eine Zeit, die den blauen Himmel über irgend einem unvergänglichen Werke der Kunſt mit Telegraphendrähten liniierte und die ſich damit entſchuldigte, daß die praktiſche Notwendigkeit über die äſthetiſchen Wünſche gehe.

Es wird ſie eine andere ablöſen, die dieſen Unterſchied belächelt, die das äſthetiſche Bedürfnis, die Kunſt erſt recht wieder innerhalb der „Notwendigkeit“ ſieht. Aber wir heute müſſen zufrieden ſein, wenn aus ſolcher Übergangsepoche durch die unverwüſtliche Kraft des Individuums doch hier und da wenigſtens unverrückbar die echten Normen gerettet werden, die Wurzelſtöcke gleichſam, die eine wärmere Sonne ſpäter vorfinden muß, um wieder beleben zu können.

Das einſeitige Tadeln und Trauern beſagt nicht viel. Wer will das gewaltige Heranwachſen der Tagespreſſe in unſerem Jahrhundert kleinlich bemäkeln!

Gerade hier aber lag der Faktor, der die Schickſale des Eſſays bei uns im großen beſtimmte. Das Bedürfnis der Tagespreſſe hat den Eſſay heruntergedrückt zur ſchnell fertigen, oberflächlichen Plauderei; es hat ihn damit verdorben bis ins innerſte Mark.

In ſeiner Grundform iſt der Eſſay die Form der äußerſten Reife. Er faßt zuſammen. Er löſt aus der ungeheueren Detailarbeit irgend einen feſten Faden ſo ſcharf, daß ihn jeder ſehen kann. Je nach der Tiefe, aus der geſchöpft wird, mißt ſich ſein geiſtiger Wert, und mißt ſich, unzertrennlich damit verbunden, auch ſeine geſchloſſene Kunſtform, deren Weſen auf der Konzentration ſteht und die nur zu ſtande kommen kann, wenn etwas da iſt, was ſich konzentrieren läßt.

Reife, die über den Dingen ſteht, weil ſie ſie bis ins tiefſte Gewebe hinein beherrſcht, iſt aber wohl das äußerſte Gegenteil deſſen, was in unſerer Tagesjournaliſtik den Aus-

ſchlag giebt. Auch das läßt ſich ſagen ohne Tadel; es iſt wieder geradezu eine Notwendigkeit. Aber wenn ſich nun dieſe Tagesjournaliſtik die Kunſtform des Eſſays aneignete als ein willkommenes Mittel, um gewiſſe Wünſche ihrer Leſer zu befriedigen, ſo war es eine andere Notwendigkeit, daß dieſe Kunſtform als ſolche dabei den Hals brach. Wer den Schein für die Dinge nimmt, ſieht uns in einer Zeit der Eſſays aller Orten. Die Mittelmäßigkeit deckt ſich damit: ſcheinbar ein echtes Zeichen der vollkommenen Herrſchaft. Und inmitten all dieſer Zeichen ſcheint es mir trotzdem eine unwiderlegliche Wahrheit, daß nur ein kleiner Kreis echter Kenner und Könner heute den wirklichen Eſſay überhaupt noch vertritt, noch durchrettet auf eine reinere, im Äſthetiſchen wieder treue und große Generation. Unter den Beſten dieſer wenigen ſteht Herman Grimm. Wenn ich bedenke, wie lange er konſequent nach dieſer Seite arbeitet, und wie bewußt bei ihm von Beginn an die Arbeit geweſen iſt, ſo möchte ich ſagen: er ſteht an der Spitze.

Äußerlich bedeuteten die dreizehn Jahre viel für Grimms Schickſal. Die Berliner Univerſität gewann ihn zu ausdauerndem Bunde, der die reichſten Früchte getragen hat. Hier, in der neuen Stellung, ſind auch die einzelnen Kapitel des „Goethe“ zuerſt als Vorleſungen entſtanden.

Wieder ſtreift die Betrachtung einen der großen Pfeiler, auf denen unſere äſthetiſche Kultur ruht. Nach Michelangelo Goethe. Abermals ein Einzelname, der eine ganze Epoche deckt. Abermals ein Menſch, in dem die Menſchheit wohnt. Und abermals dieſer Menſch ein Künſtler. Dennoch wie verſchieden dieſe beiden Bücher.

Grimm, der keinen Vorgänger braucht, um die Form ſeiner Bücher zu ſchaffen, ahmt ſich auch ſelbſt niemals nach. Michelangelo bewegt ſich vor einem Hintergrunde, der dem modernen Leſer nicht ohne weiteres geläufig iſt. Seine Werke, noch mehr ſeine Perſon, verſchwimmen oft in den

großen Zügen ſeiner Zeit. Kaum ein Stoff konnte ſo locken, ein weites, figurenreiches Bild zu malen, das mehr in die Breite der Dinge, als in die Tiefe der Perſon drang und in dieſe Breite erſt wieder von einem höheren Boden, einer Kunſt- und Weltbetrachtung allgemeinerer Art aus eine eigene Tiefe brachte. Bei Goethe liegen die Verhältniſſe faſt umgekehrt.

Über ſeine Zeit und Umgebung ſind im Umriß wenigſtens die meiſten unterrichtet, die als Leſer eines neuen Buches in Betracht kommen. Auf alle Fälle wird von einer außerordentlich großen Zahl emſiger Arbeiter unausgeſetzt hier alles gethan, um die Thatſachen zu vervollſtändigen und ſofort auch in die Menge zu verbreiten.

Umgekehrt ermöglicht gerade Goethe aber dem, der es will, einen Einblick in das ganz Innerliche, Einzige und Einſame einer höchſten Perſönlichkeit. Schließt man alle die Fenſter lichtdicht zu, die neben ihm den bunten Maskenzug ſeiner Zeit, ſeiner Umgebung zeigen, und bannt den Blick ſtreng auf das, was von ihm ſelbſt in unmittelbarer Niederſchrift da iſt, ſo ſcheint ſich etwas zu offenbaren, was ſonſt kein Geiſterbeſchwörer je geahnt hat: das geheime Leben einer ſchaffenden Künſtlerſeele, jenes Leben, in dem im Sinne äſthetiſcher Weltbetrachtung die Menſchheitsſeele lebt. Hier ſetzt Grimm ein.

In ſeinem Michelangelo ſind alle Kunſtmittel aufgeboten, um hundert Jahre Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umkreis zu umfaſſen, hundert Jahre, in denen Italien ſiedet und dröhnt wie ein Vulkan und die Völker und Ideen übereinander hinſauſen wie die Fetzen weißer Dampfwolken, die aus dem Krater brechen. Jetzt über fünfhundert Seiten weg immer nur der ganz leiſe Herzſchlag eines Einzigen, der allerdings wie der Rieſe im Märchen iſt, der immer größer wurde, je tiefer man ihm in die Augen ſah.

Nur an ganz wenigen Stellen, wo es unumgänglich

nötig war, teilt ſich blitzſchnell auf einen Moment hinter der Geſtalt der Vorhang, es erſcheint eine koloſſale Perſpektive. So in dem Kapitel über Rom, wie ich meine, der Prachtſtelle des ganzen Werkes, wie ſie ähnlich keines der ungezählten Bücher über Goethe auch nur annähernd beſitzt.

Es iſt überhaupt ein müßiges Werk, für Grimms „Goethe" einen Platz zu ſuchen innerhalb der großen Maſſe unſerer neueren und neueſten Goethe-Litteratur. Das Buch zählt nicht unter die, denen ein Veralten droht durch Beſſerungen im Detail unſerer Goethe-Kenntnis. Mir perſönlich iſt es nicht veraltet, obgleich ich zu einer Menge ſachlicher Punkte darin im Laufe der Jahre kritiſch Stellung genommen habe. Und ich weiß jetzt, daß es mir auf dieſem Wege überhaupt nicht mehr veralten kann. Ich halte es nach wie vor und erſt recht für das beſte Buch über Goethe, das wir haben. Subjektiv wie es iſt, ebenſo ſehr Grimm wie Goethe, läßt es ſich mit einzelnen Argumenten weder bekämpfen noch vervollſtändigen. Man nimmt ihm ſein Beſtes, wenn man es nach der Schablone überhaupt zu den einfachen „Biographieen" Goethes ſtellt.

Im Herzen iſt es genau wie das „Leben Michelangelos" ein Lehrbuch äſthetiſcher Kultur.

In der Form faßt es den Begriff „Goethe" im ganzen als Kunſtwerk. Alle großen Leiſtungen Goethes ſind nur harmoniſche Glieder dieſes Kunſtwerks. Aber auch die innere Entwickelung ſeiner Perſon, alſo im gewiſſen Sinne ſein Leben, gehört dazu, es iſt ſogar die Seele des erhabenen Werkes.

Dieſes Kunſtwerk unterwirft Grimm einer Analyſe.

Mit ſeinem ſchlichten Stil, der in der oben geſchilderten Eigenart hier auf ſeiner Höhe ſteht. Eine ſtarke Stimmung eigener Größe geht von dem Erklärer aus, man empfindet, wie es ſich nicht bloß um den äſthetiſchen Rieſen handelt und neben ihm um den nachgeborenen Interpreten. Über

beiden ragt das ideell Höhere jenseits aller Persönlichkeit ins klare Blau: die ästhetische Entwickelung der Menschheit. In ihr ist auch Goethe selbst nur ein Teil, nur ein Werkzeug. Und es fällt ein Licht von dieser Höhe, das Beide, den Redner und den anderen, Gewaltigen, von dem geredet wird, für eine geweihte Stunde nebeneinander in seine gleichen Strahlen nimmt.

Viele haben empfunden, daß dieses Buch über Goethe ein stolzeres Buch ist, als irgend ein anderes, das dem Genius von Weimar dient. Aber in dem Stolze liegt zugleich etwas so Reines, daß man das Gefühl hat, es sei gerade so erst der eigentliche Ton der Achtung gefunden, der sich vor Goethe gebührt. Schließlich fließt alles doch auf Goethe selbst über, und seine Gestalt ist es, die aus dem Werke mit so stolzer Größe heraustritt, wie sie ihr neben Grimm kein Lebender zu geben gewußt hat.

. . . . . Das ist der Mann bis zum Jahre 1890.

Seitdem ist von ihm eine That ausgegangen, die ihm allein einen Ehrenplatz in der modernen Kultur sicherte, — so wenige sich auch bisher darum gekümmert haben.

Wenn Goethe zurückschaute auf das, was ihm selbst bewußt war von Stufen ästhetischer Entwickelung jenseits seiner Kraft und als Unterlage dieser Kraft, so erschien ihm die Renaissance blasser, dämmernder, als wir sie heute sehen. Es war, als sei ihr Licht, wie alles Licht der letzten tausend Jahre, noch abgedämpft durch die Goldwelle einer Sonne, die noch weiter zurückstand, ohne doch jemals untergegangen zu sein: die Sonne der Antike.

Michelangelo und Rafael überstrahlte Homer.

Das dritte Buch, das uns Grimm in konsequentem Ausbau seiner ästhetischen Kulturlehre schenken mußte, mußte eigentlich Homer behandeln. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts ist es erschienen.

Mir erscheint es als sein wirkliches drittes Hauptwerk,

notwendig neben den anderen. Er ſelbſt hat es beſcheiden gegeben wie ein durchaus ſubjektives Bekenntnis, das niemanden bekehren, noch gegen ſeinen Willen belehren will. Aber das ſpiegelt nur eine beſondere Sachlage für dieſen Fall, der nicht bei Grimm, ſondern im Stoff und in der Stellung moderner „Wiſſenſchaft“ zu dieſem Stoffe liegt.

Homer iſt keine Perſon, die ſich in einem bunten Zeitbilde verliert. Im Grunde kennen wir ſeine ganze Zeit, was lebendige Bilder anbetrifft, überhaupt nur aus ihm ſelbſt. Aber ſeine Individualität, an deren Eigenleben man ſich dann halten möchte, wie bei Goethe, iſt nicht nur, was Lebensſchickſale anbetrifft, erſt recht dunkel, ſondern ſie iſt im Sinne einer herrſchenden „Wiſſenſchaft“ geradezu Luft, leere Luft, ein Geſpenſt, das an den Grenzen der griechiſchen Kultur nachtwandelt und, wie alle Geſpenſter, von der Phyſik angeſchrieen wird, ob es nicht endlich verſchwinden wolle.

Und doch iſt nicht zu leugnen, daß aus dieſer nur dichteriſch vorhandenen Zeit und als Gabe dieſer mehr als mythiſchen Perſönlichkeit ein Organismus heute noch mitten unter uns lebt, dem wir den Vollrang einer entſcheidenden Stufe in der Geſchichte äſthetiſcher Kultur zuſchreiben müſſen, — ein Werk, das der große, einſame Goethe noch wie eine wärmende Sonne empfand, ein Werk, von dem noch Jahrtauſende zehren werden, nachdem es jetzt ſchon Jahrtauſende genährt hat.

Ein Buch nach Grimms Art über dieſen Stoff mußte abermals eine ganz neue Methode herausfordern. Und Grimm fand ſie mit untrüglichem Takt. Die Behandlung geht diesmal rein von dem vorhandenen Kunſtwerk aus. Nur von ihm aus fällt ein ganz zarter Schein in die geheimnisvolle Nacht, die über der Perſon des Dichters liegt. Auch über Homer hat es nie vorher ein Buch der Art gegeben, trotz der Fülle der Homer-Litteratur.

Was bei Michelangelo nicht, und noch viel weniger bei Goethe in unseren Tagen nötig war, trat diesmal als eine gewisse Forderung der Stunde an den Erklärer heran: es galt eine Rettung in ganz bestimmter Form.

Die Stellung der Ilias in der Entwickelung der ästhetischen Kultur ist auch heute als allgemeiner Wert nicht bestritten. Aber über der resoluten Hingabe liegt im einzelnen etwas wie trübe Luft. In der alten Sonne scheinen Flecken zu stehen, die sich vermehren. Die „Sonne Homers" lächelt noch immer über uns. Aber in seinen Versen scheint etwas unterzugehen für die neue Generation.

Grimm zeigt uns, wie das alles gleich Spreu zerfliegt, wenn man den Blick fest dort einstellt, wo er auch bei Michelangelo und Goethe einzustellen ist: bei der ästhetischen Wirkung, die ein absoluter Wert ist und durch keine Wissenschaft irgend welcher Art beeinträchtigt oder fortgezweifelt werden kann.

In keinem seiner Werke ist Grimm so ganz, so unbeirrbar kühn von dem ausgegangen, was ich ästhetische Kultur genannt habe. Bei Homer macht er gleichsam die Probe auf seine Gesamtrechnung. Das Prinzip, bei Michelangelo, Rafael und Goethe aus der unbestritten einheitlichen Kunstleistung gewonnen, hilft hier umgekehrt die Einheit des Kunstwerkes, die bestritten schien, wieder herstellen. Vor jenen hat uns Grimm gezeigt, wie wir sehen sollen. Jetzt, bei Homer, zeigt er uns, daß, wenn wir so sehen, Homer auf einmal wieder wirklich Homer wird, — der Homer, der eine Kulturstufe der Menschheitsentwickelung ist.

Man liest bisweilen auf modernen Büchertiteln das Wörtchen „unzeitgemäß". Es liegt eine unschuldige Koketterie darin, die jeder leicht durchschaut. Die Arbeiten, denen die Bezeichnung vielleicht wirklich zukommt, pflegen nicht an solche Spielerei zu denken, denn sie sind zu ernst. Grimms Buch konnte diesmal dem Schicksal nicht entgehen, daß man

ihm von vielen Seiten die Exiſtenzfrage ſtellte, ehe man mehr als ein paar Seiten darin geleſen hatte. Und es fehlt nicht an ſolchen, die ihm die Exiſtenzberechtigung abſprechen eben im Sinne des Wortes „unzeitgemäß“. Durch die ſiebenhundert Seiten des Werkes ſelbſt aber geht auch nicht der leiſeſte Klang, der dem vorbauend entgegen käme. In jeder Zeile iſt es ein tapferes, im beſten Sinne ſelbſtbewußtes Buch, das auf den Plan tritt, um ſeinen Mann zu ſtehen, auch wenn es allein ſteht.

Ein Werk der Dankbarkeit nennt Grimm ſeine Arbeit. Dankbarkeit gegen die Dichtung, die ein Menſchenleben lang als einheitliches Kunſtwerk vor ihm geſtanden hat.

„Mit der Homer-Forſchung ſtehen dieſe Aufzeichnungen außer Zuſammenhang“ ſetzt er aber gleich hinzu.

So wird der Skeptiker glauben, es handle ſich bloß um eines jener Werke, in denen ein reifer Mann ſich noch einmal zu ſeinen Jugendidealen zurückträumt, — mit einem wehmütigen „trotzalledem“. Aber das Buch iſt in Wahrheit unvergleichlich viel mehr als eine ſolche ſubjektive Elegie, als ein biographiſches Erinnerungsblatt, das uns lieb iſt, weil es ein Erinnerungsblatt aus dem Leben von Herman Grimm iſt. Es iſt ein Bekenntnis, dem man anſieht, wie es die Jahre gereift haben — lange, arbeitsreiche Jahre. Das aber jetzt hervorbricht mit der ganzen Kraft, wie man ſie eher in einem Jugendwerke ſelbſt ſuchen würde.

Ich möchte es hier tiefer faſſen, als im Sinne einer Anklage, wenn ich ſage: in der „Homer-Forſchung“ (um Grimms Wort zu gebrauchen) ſtecke etwas Greiſenhaftes. Es iſt zunächſt bloß das Greiſenhafte, das nach einem unabänderlichen Geſetz der ſtrengen Forſchung überhaupt anhaftet, wenn man ſie mit der Dichtung vergleicht. Dem Hiſtoriker und Philologen gegenüber iſt der Dichter ein Jüngling, auch wenn er graue Haare hat. In dem Buche Grimms ſpricht der Dichter über eine Dichtung. Die Dichtung iſt uralt, und der

Dichter keiner von den jungen. Aber in seiner Sprache, seiner Auffassung steckt der ganze Zauber der Jugend, ihr Mut, ihre Farben, ihre Freudigkeit der Bewunderung — und auch ihre Kraft, Dinge unmittelbar und intuitiv sicher zu erschauen, denen das Alter nur auf weiten Umwegen und inmitten aller Irrtumsmöglichkeiten unsicher tastender Mühe nahe kommt.

Als durch Auszüge in einer Zeitschrift mir zuerst die Kunde wurde, daß ein Buch der Art von Grimm zu erwarten sei, empfand ich eine intensive Freude.

Endlich inmitten der erregten Kämpfe dieses Jahrhunderts also doch noch eine große ästhetische Arbeit über Homer.

Im Gebiete der Forschung steht das neunzehnte Jahrhundert auf sich selbst, wie wenige; es hat aufgebaut und niedergerissen, wild, selbstherrisch, mit dem Rechte des Pioniers, der das Bewußtsein hat, daß mit ihm eine Epoche beginnt und daß er sich einzig und allein vor der Zukunft zu verantworten hat. Auf ästhetischem Gebiete aber liegen die Dinge ganz anders.

Hier sind wir das ganze Jahrhundert hindurch in einer Dankesschuld geblieben gegenüber der strahlenden Lichtwelle, die über den Anfang floß. Inmitten dieser Lichtwelle stehen nicht bloß die deutschen Männer, an die man zuerst denkt; sondern gerade auch „Homer". Es ist fast trivial, noch darauf hinzuweisen.

Und doch ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir beinahe still aus diesem neunzehnten Jahrhundert herausgegangen wären, ohne eine einzige umfassende rein ästhetische Arbeit über die Homerische Dichtung zu dem Schatz älterer Anregungen dankerfüllt beizufügen. Und das angesichts der, mindestens grausamen, Zerzausung des Begriffes „Homer" durch die „Forschung" dieses Jahrhunderts.

Es thut der Forschung gewiß keinen Abbruch, aber eine ästhetische Vernachlässigung charakterisiert es unbedingt, wenn

durch Verwirrung der Begriffe einem oberflächlichen Beſchauer heute beinahe die Vermutung kommen könnte, unſere großen Dichter an der Wende zu dem Jahrhundert hätten ſich auch rein äſthetiſch in Homer ſo geirrt, wie etwa die erſten Schwärmer in Oſſian. In dem Kampfe gegen den klaſſiſchen Unterricht auf unſeren Schulen iſt Ähnliches wiederholt geſagt worden. Man hat es auch vorgebracht, wenn es galt, die klaſſiziſtiſche Wendung bei Goethe und Schiller zu bemängeln. Als wenn die äſthetiſche Erzieherrolle Homers davon abhinge, ob ein paar deutſche Knaben mehr oder weniger griechiſche Vokabeln lernen. Und als wenn gerade der Geiſt Homers nicht auch über dem Deutſcheſten ſtände, was Goethe geſchaffen hat: über den geſunden Teilen des Werther, über Hermann und Dorothea.

Aber das ſah man nicht; man ſchaute hartnäckig auf den Ort, wo ſo viele Jahrzehnte einſeitig gekämpft wurde: auf die Forſchung. Dieſe aber blieb negativ, mußte es bleiben, nachdem ſie einmal einer beſtimmten Methode Raum gegeben. Selbſt da, wo die Begeiſterung ſo hell aufflammte wie bei Schliemann, blieb im innerſten Prinzip ein Realismus, ein Materialismus (im ſtumpfen Sinne des vieldeutigen Wortes) der Auffaſſung am Ruder, der mit Äſthetik nichts zu thun hatte, ja nichts zu thun haben wollte. Der Weg zur äſthetiſchen Deutung und Wertung einer Dichtung, die über alle Zeiten heraufwächſt, führt niemals durch die Gräber der realen Urbilder des Gedichtes, auch wenn ſie wirklich noch vorhanden ſein ſollten. Schliemanns Homer-Begeiſterung hat etwas unendlich Rührendes. Aber die Dankesſchuld, die ich genannt habe, wollte nicht abgezahlt ſein mit den Goldſchätzen verbrannter Wirklichkeitsſtädte, — ſie forderte das ideale Gold aus der geiſtigen Anſchauung einer Stadt, die nach dem Weſen aller Dichtung ewig in den Wolken lag und uns doch heute, nach Jahrtauſenden, noch unendlich viel vertrauter und näher iſt als die einſamen Urtümer des Hügels von Hiſſarlik.

Von der Ilias wenigstens läßt sich jetzt sagen, daß unserer Generation das Buch gegeben ist, das zum erstenmal nach so langer Zeit wieder den eigentlichen ästhetischen Faden aufnimmt und ihr dichterisch gerecht wird in einer solchen Neuvollendung und Aufklärung des Standpunktes, daß man von einem entscheidenden Markstein in der gesunden Fortentwickelung reden darf.

Grimm hat das Schwerste versucht, was versucht werden konnte. Er hat sich daran gemacht, die ganze Ilias von der ersten bis zur letzten Zeile uns noch einmal zu „erzählen". Ja, sie ist unserer jungen, unhistorischen Generation jetzt so fremd geworden, diese Ilias, daß das not thut. Das heißt: zu erzählen in der Weise, daß er überall während der Erzählung wie von selbst die Fäden der Gesamtkomposition auseinander wickelt, die Charakteristiken, die in Einzelzügen über die ganze Dichtung zerstreut sind, zu runden Bildern aneinander fügt und mit einem fortlaufenden Kommentar jeden kleinsten Zug des Ganzen nach seiner ästhetischen Seite hin beleuchtet.

Eine erste Grundbedingung war hier, sich viel Raum zu nehmen, und so sind zwei dicke Bände zu stande gekommen. Ein Glück — denn ästhetische Untersuchungen, die wirklich etwas sagen sollen, brauchen den größten Raum. Es ist eins der Grundübel, die zu der allgemeinen Verlotterung unserer modernen pseudo-ästhetischen Kritik geführt haben, daß die Kritik eines Kunstwerkes sich, meist um der gleichgültigen Zweckmäßigkeitsgründe vergänglicher Tagesblätter willen, heute durchweg nicht den nötigen Raum zu nehmen wagt. Aber auch in unsere Buchlitteratur ist dieses Sparprinzip vielfach verhängnisvoll eingedrungen. Was läßt sich auf den paar Seiten Einleitung zu einer neuen Textausgabe oder Übersetzung, was in dem kurzen Paragraphen einer Litteraturgeschichte (etwa gar einer Weltlitteratur) Neues über Homer sagen? Auf das Neue aber kam es wieder an.

Daß die Ilias eine ergreifende Dichtung auch für uns noch sei, daß Agamemnon oder Achill wundervolle Charakterleistungen seien, — das ist in dieser Allgemeinheit des Ausdruckes beinahe eine Trivialität für jeden halbwegs Gebildeten, so oft ist es ausgesprochen worden. Das Beweisarsenal für diese Allgemeinheiten galt es einmal wieder in ganzer Breite zu entwickeln und im Lichte des modernsten Empfindens neu zurecht zu legen. Das erforderte aber den denkbar größten Raum.

Ein zweiter Punkt, der allerdings ganz wesentlich schwerer zu erfüllen war, steckt in der Textfrage. Welche Übersetzung sollte für die wörtlichen Citate zu Grunde gelegt werden? Das ganze Buch ist zugleich so einheitlich deutsch und so modern gedacht, daß es sich hier wirklich nicht um eine Nebensache handelt. Grimm spricht in schönen und anerkennenden Worten über den Text, wie ihn uns Voß geschenkt hat. Trotzdem hat er selbst das Bedürfnis gefühlt, seine Citate nicht in Voß' Hexametern zu geben.

Mir persönlich ist es eine alte und vertraute Erfahrung, daß — alle Vorzüge bei Voß in Ehren — Homer eine ganz besondere und höchst merkwürdige Wirkung hervorbringt, wenn man ihn in glatter, aber ganz schlichter deutscher Prosa wiedergiebt. Die Pracht des rhythmischen Beiwerks, die Klangmalerei, der Zauber der Versanpassung in den Konstruktionen, die ganze Musik, mit der die Versprache den Inhalt begleitet, gehen natürlich verloren. Aber die Wirkung des reinen Inhaltes, der einfachen Erzählungs- und Dialogworte ohne musikalische Abtönung, des schlichten Realgehaltes an Bildern und Associationen in den Gleichnissen ist trotzdem eine so gewaltige, daß man jetzt erst eigentlich sieht, wie tief Homer ist. Man muß den Versuch vergleichend bei Ariost machen, um zu sehen, wie erstaunlich wenig dort und wieviel hier übrig bleibt. Man fühlt, wie trotz ihrer Herrlichkeit die Form doch bei Homer niemals den Inhalt ersetzen soll, wie sehr sie „Form" bleibt. Und man begreift auch,

wie im Grunde doch hier die Quelle ſteckt, warum uns Homer heute noch ſo als lückenloſes Kunſtwerk in jedem Verſe packt, obwohl (was Grimm ſehr gut hervorhebt) offenbar ein ſehr großer Teil der formalen oder wenigſtens an der Grenze von Form und Inhalt ſpielenden Reize uns heute ſelbſt beim griechiſchen Originaltext überhaupt nicht mehr zum Verſtändnis kommt.

Bei jedem Verſuche einer deutſchen Versüberſetzung — und ganz beſonders ſtark eben bei Voß — wird dagegen, meinem Gefühl nach, die Formalwirkung in einer Weiſe in den Vordergrund gedrängt, daß die Homeriſche Art ſehr zum Nachteil des Inhaltes verſchoben erſcheint. Inhaltsteile, die im griechiſchen Text trotz aller Wortmalerei eine innerliche Schlichtheit wahren, die gerade ihre Tiefe recht eigentlich zum Ausdruck bringt, werden in den Pomp und Aufputz hineingeriſſen und verlieren dabei großenteils ihre Kraft. Es liegt das nun einmal im Geheimnis unſerer deutſchen Sprache, die gerade in der untrennbaren Verkettung von Form und Inhalt ihren Vorzug vor allen anderen — toten wie lebendigen — beſitzt, aber nun auch, man möchte ſagen, bei Überſetzungsverſuchen ihren Eigenſinn zeigt, der die gefährliche Kehrſeite des großen Vorzuges iſt.

Trotzdem — wenn man das alles rund zugiebt: ein gewiſſes Gefühl ſträubt ſich doch dagegen, eine Versdichtung als Proſa mit durchgehenden Zeilen wiedergegeben zu ſehen. Schon das Auge wehrt ſich, mindeſtens dem Druck gegenüber. Hier hat nun Grimm einen feinen und glücklichen Ausweg gefunden. Er überſetzt in einer rhythmiſch gefärbten Sprache, die ſcheinbar und in einer für das verſſuchende Auge äußerlich genügenden Weiſe in Verszeilen abgedruckt werden kann, die aber — und hier ſteckt das ſinnige Geheimnis der Vermittelungsform — in Wirklichkeit nur dann melodiſchen Fluß zeigt, wenn man ſie vom erſten Wort an als volle Proſa (mit dem vollen Wortaccent) lieſt.

der neueſten Zeit hinein, die über das ganze Buch mit reicher Hand ausgeſtreut ſind. Eine Äſthetik des „Epos“ ganz allgemein könnte ſich das Werk ſehr gut nennen. Und es war heute noch, nach ſoviel Kämpfen, ſoviel Zweifeln möglich, dieſe Äſthetik des Epos zu geben an der Hand des Beiſpieles „Ilias“ . . . Hier ſteckt das, was die ganze Arbeit, trotz einer relativ ſehr vorſichtigen, beinahe ablenkenden Einleitung, eigentlich von Zeile zu Zeile — zwiſchen den Zeilen leſen läßt.

Man fragt ſich, ob ein größerer kritiſcher Unſinn wohl überhaupt möglich war, als dieſe beiden Grundparadigmen künſtleriſcher Einheit und Geſchloſſenheit, Ilias und Odyſſee, für loſe zuſammengeſtoppelte äſthetiſche Konglomerate ohne feſte Dichterperſon zu erklären . . . .

In der Geſchichte der Philoſophie kommt ein berühmtes und berüchtigtes Schwein vor, das mit ſeinem Rüſſel aus einem Haufen wüſt vermiſchter Buchſtaben zufällig die Ilias zuſammenſcharrt. Dieſes ungeheuerliche Schwein dient immerhin zur Illuſtration eines in ſich logiſchen Gedankens. Es ſoll beſagen, daß in einer Unendlichkeit der Zufälle ſchließlich auch der einmal notwendig werden muß, der die Kombination der Buchſtaben zur Ilias ergiebt. Das Schwein braucht bloß die Ewigkeit zur Zeit zu haben und immerfort neu zu wühlen, ſo rüſſelt es an einem Tage einmal aus der Zahl der möglichen Buchſtabenkombinationen auch die heraus, die wir Ilias nennen. Ich will hier nicht ſelber die ganze Philoſophie auswühlen, um das Schwein zu bekräftigen oder zu verdammen. Im Zeitalter Darwins, ſo viel kann man auf alle Fälle ſagen, hat es mindeſtens eine demiurgiſche Bedeutung eine Weile beſeſſen und um derentwillen wird es mit ſeinem Fett noch das Feuer mancher fruchtbringenden Debatte ſchüren. Ich perſönlich habe an dem Bilde immer eine friedliche Privatfreude gehabt und manche luſtige Karrikatur entworfen von dieſem Iliasſuchenden Ewigkeits-Schwein,

das zum reinlichen Tempel der Philosophie Zulaß gefunden wie das Trüffelschwein des heiligen Antonius der Legende zum Himmel der Seligen.

Sicher aber ist: ich will mich lieber diesem Schwein mit Haut und Haaren verschreiben in meiner ganzen Weltanschauung, — als der Idee, die Gesamtkomposition der Ilias wie der Odyssee könnte ohne „Homer" zusammengeflossen sein.

Wenn die Ilias bloß eine Art Reimchronik aus dem Stoppelbesen der Zeit ist: warum diese Konzentration auf Achilles Zorn, diese eminente dichterische „Idee", dieses Abbrechen lange vor Eroberung der Stadt, dieses Herausgreifen einer „Episode", diese Anordnung um ein künstliches dichterisches Zentrum anstatt um den einfachen chronikalischen Spannungsfaden der Belagerung von Troja?

Und in der Odyssee ebenso: warum die wunderbare Umschachtelung und Verknotung der Dinge, der Anfang erst auf Kalypsos Eiland, die nachträglichen Erzählungen, die dramatische Zuspitzung auf den Freiermord?

Frommes Philosophenschwein, — wie ehrwürdig bist du in deiner Logik gegen diese Zumutung unserer philologischen Schulmeister, die lieber auf die wüste Atomwolke des alten Lukretius zurückgegriffen hätten, bloß um in der Weltgeschichte eine Dichterindividualität weniger zu haben und damit eine Sorge weniger, es könne doch noch etwas anderes leben, das zum Staube spricht: Belebe dich!, als die Brille eines Philologen, der die Konjektur eines vertauschten Kommas macht.

Nette Zeit, wo erst ein Meister da oben im Lichte des Ästhetischen eine Schulmeister-Welt wieder bekehren muß, das nur erst wieder einzusehen . . . . .

Ich bin davon ausgegangen, daß eine große und liebevolle ästhetische Studie über Homer heute gleichsam eine Dankesschuld abzuzahlen hat inmitten der stürmischen wissenschaftlichen Kämpfe, die unsere Zeit sich allmählich gewöhnt

hat beinahe allein noch klirren zu hören, wenn das Wort „Homer" ausgeſprochen wird. Mit dem äſthetiſchen verknüpft ſich aber eng auch noch ein ethiſches Motiv, von dem ich ebenfalls finde, daß es vielfach ſehr merklich vernachläſſigt worden iſt und eigentlich in dieſem Buche Herman Grimms zum erſtenmal auch wieder ganz zu ſeinem Rechte kommt.

Wenn wir uns in noch ſo viel Streitereien und Skepticismen darüber einlaſſen, wie die Homeriſchen Geſänge in ihrer vorliegenden Geſtalt zu ſtande gekommen ſind, ſo dürfen wir doch um keinen Preis dabei vergeſſen, daß dieſe Dichtungen (und zwar ebenfalls als Ganzes!) noch eine andere Rolle in unſerer Welt ſpielen, als die einer litterariſchen Station im Griechentum, über die wir dieſe oder jene Wahrſcheinlichkeit nachzuweiſen ſuchen.

„Homer" bezeichnet und erſchöpft in ſich einen ethiſchen Wendepunkt der Menſchheit in ſehr ähnlicher Weiſe, wie es in ſeinen Grundteilen das Alte Teſtament thut und in noch viel deutlicherer Weiſe die Evangelien leiſten. Dieſe ganz großen Bücher der Menſchheit (denen man gewiß auch Dante und Goethes Fauſt anreihen wird) führen, außer ihrer litterariſchen, der hiſtoriſchen und philologiſchen Kritik zugänglichen Exiſtenz, noch ein ganz beſonderes Daſein in der Menſchheit, in dem ſie ihrem Weſen nach abſolut unteilbar und ein ewiges Ganzes bleiben.

Die ethiſche Wandlung, die den Idealgehalt der Homeriſchen Geſänge ausmacht, haben wir innerlich, in ihren Folgen, alle in uns, in unſerem ganzen Fühlen und Handeln, genau ſo wie die, deren ſichtbarer Merkſtein etwa die Evangelien ſind — auch ohne Buch und Lied, die uns direkt davon berichten. Aber wenn wir uns ſtärken wollen durch unmittelbare Anlehnung an das Frühere und ſeine Stufen, wenn wir vorwärts bauen wollen, indem wir uns noch einmal den tiefſten Nerv des Vergangenen möglichſt ſcharf ver-

gegenwärtigen, ſo greifen wir zu einer kleinen Reihe von ſolchen Univerſalbüchern, in denen der Menſch auf Momente in begnadeter Weiſe Menſchheit geweſen iſt — und ein ſolches Buch iſt auch „Homer“.

Aus der Tiefe dieſes Empfindens, dieſes Bedürfniſſes heraus wird auch der Aufgeklärte immer wieder der Erſte ſein, um einzugeſtehen, daß keine noch ſo raffinierte Evangelienkritik uns jemals hemmen wird, im rechten Moment das Neue Teſtament als eine Einheit zu begreifen und für unſere Wünſche zu verwerten. Und aus derſelben Tiefe wird Homer eine ethiſche Einheit bleiben über alle philologiſche Kritik hinaus.

Ich finde nun, daß über dieſe Dinge, die in der Empfindung thatſächlich überall noch fortbeſtehen (denn ein echter Kern der Menſchheit erbaut ſich ja — trotz allem — heute noch an Homer wie an der Bibel), in der Theorie und allgemeinen Erörterung bei uns viel Unſicherheit und Vernachläſſigung eingeriſſen iſt. Wie ſelten hat man dieſes Argument in dem „Kampf um die Schule“ gehört! Freilich iſt es ja auch kein ſtrenges Argument für den „griechiſchen Unterricht“, denn man könnte ſonſt mit einem gewiſſen Recht dieſen auch für die Kenntnis der Evangelien als abſolute Vorausſetzung fordern, was kein Einſichtiger mehr verſuchen wird. Für Homer ſpeziell und ſeinen Wert auch in Überſetzungen ſpricht Grimm in ſeinem Buche hier goldene, tief zu beherzigende Worte. Aber davon abgeſehen — im ganzen iſt ſein Werk das erſte, in deſſen kunſtvoller Analyſe auch jener ethiſche Gehalt Homers mit voller Macht wieder anerkannt erſcheint.

Grimm arbeitet an den meiſten Stellen den ſpeziell ethiſchen Gedankenwert und Handlungswert gar nicht einmal ganz in Worten heraus, und doch leuchtet er aus ſeiner Umſchreibung und Analyſe mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Das enge, unlösbare Band von Ethik

und Äſthetik wird hier praktiſch wieder klar. So würde eine vollkommene äſthetiſche Analyſe des Fauſt auch die ethiſchen Kerngedanken der Dichtung von ſelbſt ins hellſte Licht ſetzen.

Erſchütternd tritt in Grimms klarer Beleuchtung die furchtbare Tragik der Homeriſchen Weltanſchauung hervor. Wie leichtſinnig hat man es oft ausgeſprochen: die Homeriſche Welt wandle noch in der reinen Lebensfreude und Lebenshingabe, nicht angekränkelt von den trüben Schickſalsfragen und Reſignationen ſpäterer Zeit.

In Wahrheit bezeichnet die Ilias einen der Punkte im geiſtigen Emporgang der Menſchheit, wo gerade die ganz hoffnungsloſe Tragik auf dem Punkte ſtand, am meiſten über den Menſchengeiſt Herr zu werden.

Hinter der Welt ein unfaßbares, unerbittliches Schickſal.

Vor dem Vorhang die Götter, mit einer gewiſſen Machtvollkommenheit über Glück und Leid des Moments, aber im Grunde launiſch und wertlos in ihrem Thun, beinahe nur eine Symboliſierung deſſen, was wir heute etwa neckiſchen Zufall nennen würden, der die Würfel des Lebens wild durcheinander rüttelt, aber zuletzt doch nicht hindern kann, daß gewiſſe große Schickſalsnotwendigkeiten ſich vollziehen.

Und als Spielball von beiden der Menſch, deſſen eigene ethiſche Entwickelung ſchon weit genug gediehen iſt, um gewiſſe Forderungen zu ſtellen, gewiſſe Ideale von Recht und vom Siege des Rechten auszudenken, und der ſich doch dem Unbegreiflichen und der Willkür erliegen ſieht.

Von dem „Wer immer ſtrebend ſich bemüht . . .“ noch keine Spur.

Aber doch ſchon ein Keim zu dem Baume, der dahin wachſen ſollte. Man beachte das große ethiſche Schlußfazit der Ilias in der herrlichen Priamus-Szene des vierundzwanzigſten Geſanges. Nach dreiundzwanzig Geſängen voll Waffenlärm jetzt endlich unter der Wucht all dieſes hoff-

nungsloſen Dahintobens die Erkenntnis, daß es in der allgemeinen Unglückslage des Menſchen beſſer wäre, das Schwert hinzulegen und ſich mit Mitleid zu begegnen, — Priamus und Achill vor der Leiche Hektors, die ſich beide als Opfer des Schickſals erkennen und — einander verzeihen.

Wie ein letzter, vager Lichtſchein taucht dieſe Idee des Mitleids mit dem Menſchen, weil er „Menſch“ iſt, in dem abſoluten Bankerott, in der tiefſten Nacht Homeriſcher Welttragik auf. Und doch war dieſes vage Flämmchen die Fackel, mit der der Menſch Jahrhunderte ſpäter verſuchen ſollte, noch einen Schritt weiter in das Weltgeheimnis hinein zu leuchten, und in deren Schein er ſich wirklich auf lange Zeit hinaus in ein neues, glücklicheres Verhältnis zu dem Innerſten der Welt zu ſetzen verſtand: der Stern, der von der Ilias hinüberglimmt zum Evangelium.

Wenn je ein Buch zeitgemäß war, ſo dieſes des Herman Grimm über Homer im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts. In der Stunde, wo die Menſchheit mehr als je all ihre Sterne braucht.

Grimm ſelber krönt es die reichſte Lebensarbeit. An dieſem Buche erſt recht kann man zuſammenfaſſen, was er geweſen iſt.

Jede Zeit hat ihren Kreis von Männern, deren Leben eine einzige That gleichſam iſt zum Beſten des Guten und Fortſchreitenden, eine fortgeſetzte, ſchließlich zur Einheit verſchmelzende Hingabe an jene ſtille Lichtarbeit, die ſich in langen Jahrhunderten durch das tiefe Dunkel dieſer Erde wühlt. Es fällt ſchwer, hier Unterſchiede zu finden, die einen beſtimmten Rang bedingen könnten.

Der äußere Erfolg darf uns nicht täuſchen und ebenſowenig die ſcheinbare Menge des Geleiſteten.

Die gewaltigſte Flamme des Augenblickes, deren Schein eine ganze Zeit rötet, kann jäh ausbrennen, faſt ohne eine Spur zu laſſen; das winzige Fünkchen aber, das irgend ein

einſamer Geiſt in einem Winkel zum Glühen bringt, kann unberechenbare Feuer der Zukunft auslöſen.

Grimm hat nicht zu denen gehört, die Zeit ihres Lebens im Winkel in irgend eine intime Einzelforſchung vergraben geweſen ſind. Er hat immer im offenen Felde geſtanden, jede Zeile, die er geſchrieben, hat mit heller Flamme gebrannt. Aber das haben auch andere neben ihm. Sein Leben iſt in eine Zeit gefallen, die den Gelehrten ganz anders als früher herausrüttelte in die grelle Wirklichkeit, in den offenen Tag. Nur der ganze echte, lautere Geiſt bleibt lauter und groß auch in ſolcher unruhigen Stunde. Aber das ſind auch andere neben ihm geblieben. Was hebt ihn nun doch noch beſonders hervor aus der Reihe ſtarker, führender und zugleich reiner Geſtalten, die durch die letzte Hälfte des ſtürmiſchen neunzehnten Jahrhunderts geſchritten ſind?

Es ſcheint mir zu viel, wenn man ſagen wollte: er iſt gegen den Strom geſchwommen. Aber es liegt doch etwas in ſeiner Lebensarbeit, das mitklingt, wenn man es ſagt.

Die Generation, aus der Grimm kam, hatte vieles nicht, was wir heute haben. Aber ſie war, ſoweit Gebildete in ihr vorhanden waren, in ihrer Bildung ſtärker geſchult auf das Äſthetiſche. Je tiefer ins Jahrhundert, deſto mehr zieht ſich das zurück. Die Politik in einer ganz neuen, früh erunbekannten Form fordert einen weiten Raum. Die Naturforſchung wird zum erſtenmal eine geiſtige Weltmacht, und das nicht bloß in der reinen Technik, ſondern auch in den folgenſchwerſten Wechſelbeziehungen zum ganzen Umfang des Denkens, zur Philoſophie. In der Geſchichte bricht ſich die ſtrengſte, nüchternſte wiſſenſchaftliche Kritik und Methode auf der einen Seite Bahn, auf der anderen Seite drängen ſich in ſie aktuelle Motive eben jenes politiſchen Lebens. Selbſt die Litteraturforſchung, die Kunſtgeſchichte, die Gebiete, die im engſten in die Äſthetik übergreifen, geraten

ſtreckenweiſe ganz in die Hand einer „Wiſſenſchaft“, die ihrem logiſchen Ausgangspunkte nach ſelber nicht äſthetiſch geſtimmt ſein kann: bisweilen ſieht es aus, als ſolle das ganze Gebiet von hier aus erobert werden und ſei im Geiſte bereits verteilte Provinz. In der Maſſe der Gebildeten fließt das alles zuſammen zu einer veränderten Grundfärbung, in der von dem älteren äſthetiſchen Glanz vielfach nur noch ſchwache Lichtteilchen fortglimmen.

Grimm ſelbſt hat dieſen Gegenſatz wiederholt in ſeinen Wirkungen geſchildert — was er uns aber nicht ſelber erzählen konnte, war ſeine eigene Rolle inmitten dieſer Stimmung ſeiner Zeit.

Hier reden ſeine Thaten.

Nicht einen Moment hat er ſelbſt ſich in ſeiner äſthetiſchen Weltbetrachtung irre machen laſſen.

Kein Gedanke, daß ſie wirklich widerlegt oder nur im leiſeſten angetaſtet ſein könnte durch eine Realpolitik, die er wenigſtens nach einer beſtimmten Seite mit Begeiſterung begrüßte, durch eine nüchterne Forſchung auf den verſchiedenſten Gebieten, die er in allem Thatſächlichen, wenn auch nicht in allen Konſequenzen, die man mehr oder minder überſtürzt zog, anerkannte. Der ganze ſcheinbare Niedergang des Äſthetiſchen in einer ſonſt ſo gewaltigen, überall aufrüttelnden Zeit konnte nur eine vorübergehende Schwäche ſein. Dem Beſonnenen galt es, gerade erſt recht bei den alten Feldzeichen auszuharren. Mochte die Sturzflut kommen. Und ſie kam, höher wahrſcheinlich doch, als Grimm ſich anfangs vorgeſtellt hatte.

In ſpäteren Zeiten wird man eine ungeteilte Bewunderung haben für die Bravour, mit der er ungefähr vierzig Jahre auf ſeinem Prinzip unausgeſetzt fechtend ausgedauert hat. Dabei galt es zum Teil Kampf geradezu im eigenen Hauſe.

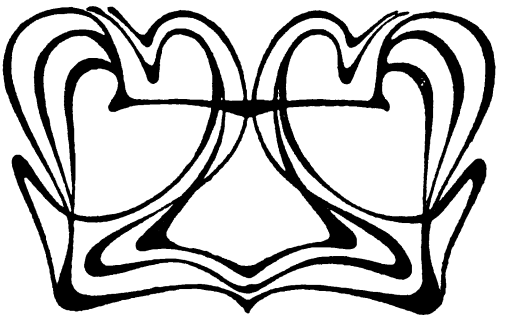
Von dem Buche über Michelangelo an bis auf das Buch über Homer hat Grimm die deutſche Kunſtgeſchichte und Litteraturgeſchichte, ſagen wir geradeaus die deutſche Äſthetik, an ihrem eigenen Tiſch verteidigen müſſen gegen den Anſturm ſolcher, die ſich bei ihr als Hausherrn fühlten, obwohl ſie im Zuge der Zeit dem eigentlich Äſthetiſchen und vor allem einer großen äſthetiſchen Weltanſchauung faſt ganz entfremdet waren.

Kein Menſch kann heute ermeſſen, was die enorme Maſſe exakter Wiſſenſchaft, die ſich in den letzten vierzig Jahren überall bei uns aufgehäuft hat, für alle Gebiete des Denkens an Gewinn bringen wird; jedenfalls iſt es beinahe unfaßbar viel, ein wahres Königserbe, wie es kein Jahrhundert noch ins nächſte weiter gegeben hat. Aber Hand aufs Herz: wir wollen uns in dieſen gleichen vierzig Jahren das unerſchrocken heldenhafte Ausharren Grimms bei dem äſthetiſchen Wahrzeichen, das uns in dem Meer der Dinge doch wahrhaftig not genug thut, fortdenken — ich weiß nicht, wie viel Schwere von der anderen Seite nachgeworfen werden müßte, um dieſen einen Mann zu erſetzen, der uns ſo oft in den Wirren künſtleriſcher Kämpfe, äſthetiſcher Probleme, mit denen unſere ganze Kultur zuſammenhing, nicht einen einzelnen Kopf, ſondern eine ganze Generation, ſei es nun eine ältere, in dieſem Punkte beſſere, oder eine zukünftige, darzuſtellen ſchien.

Eine zukünftige iſt wohl das richtigere Wort. Denn Grimm iſt zeit ſeines Wirkens alles eher geweſen als eine jener Naturen, die in ihren Tagen die Vergangenheit als Idealbild ſuchen. Er verlangte nicht, daß die Zeit zurückliefe. Er fühlte nur, daß durch die Strudel dieſer Zeit etwas hindurchzuſteuern ſei, für das zeitweilig die Augen ſchwächer waren, das aber gerade dieſe Generation, die es jetzt nicht ſehen konnte, am Schluſſe einer gewiſſen Spanne Erdenwallfahrt nötiger hätte als irgend eine.

Mir scheint das Wort „Ästhetische Kultur" ein Leitwort für das zwanzigste Jahrhundert. Es ist größer als „Ethische Kultur", weil es den Menschen weiter umfaßt, in seine aktiven Fähigkeiten noch mehr hinein.

Für meine eigenen Bemerkungen hier, die in der Stimmung gerade der Jahrhundertwende stehen, ist es jedenfalls das zentrale Wort. Dabei durfte Herman Grimm auf keinen Fall fehlen.



März-Träumerei

Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Thon verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Novalis

Achtzehnter März, — weit draußen in der einſamen Kiefernheide.

Ein wunderbarer Tag. In der ſonnig hellen Landſchaft die hundert Abſtufungen von Braun, die für den märkiſchen Heidefrühling ſo charakteriſtiſch ſind. Kerniges Rotbraun die Stämme; mehr gelbbraun das trockene, vorjährige Farrnkraut; mit einem wunderbaren Stich ins Violette, der ganz Frühling iſt, das blattloſe und doch ſchon vom Leben geheim berührte Geäſt der jungen Birken. Dazu blauer Himmel und unter weißen Sandabſtürzen ein Stück blauen Sees. Die erſten feuergelben Citronenfalter, von Zeit zu Zeit das gellende Liebeslachen eines Spechts.

In dieſer Frühlingseinſamkeit iſt Berlin nichts als eine Art Geſtirn am Weſthimmel. Tags ein rauchiger Fleck, der im Milchweiß des Horizontes an der Waldgrenze ſchwimmt. Nachts ein fahler Schein wie erſticktes Licht, manchmal losgelöſt von der ſchwarzen Waldſilhouette und frei ſchwebend, aber immer ein banges, unruhiges Zeichen, das nicht vom

Himmel ſelber kommt, ſondern in eine brodelnde Tiefe weiſt. Eine Rauchſäule und eine Feuerſäule. Aber kein Gott wandelt darin einem verirrten Volke voran ....

Meine Gedanken irren hinüber, hinein in die Großſtadt unter dem Horizont. Und weil der Zeiger der Welt auf dem 18. März ſteht, ſuchen ſie den Oſten Berlins, den Friedrichshain.

Frühling im Friedrichshain! Wenn man lange wieder auf dem Lande lebt, ſo gewinnen die altvertrauten Bilder der Großſtadt allmählich etwas Geſpenſtiſches. Man ſieht die furchtbaren Fratzen, die ſie ſchneiden. Glücklichere Jahrhunderte, die mit dem ganzen Begriff wieder aufgeräumt haben, werden das allgemein empfinden. Mir iſt das Wort Frühling im Friedrichshain eine Fratze der grauſigſten Art, eine Lüge in dem ſchauerlich grandioſen Stil, wie ihn eben nur die moderne Großſtadt hervorbringen konnte.

Wie mir das Bild jetzt aufſteigt, ſehe ich auch dort an all den Büſchen die braunen Knoſpen ſchwellen, — wenig ſpäter und alles iſt ein lichtgrünes Märchen von jungem Laub. Dann kommt die Fliederzeit: ein Meer, ein wogendes, ſich drängendes Meer dehnt ſich von violetter Blütenpracht. Und Tag und Nacht webt über dem ganzen Stadtviertel ein Rauſch von Fliederduft.

Inmitten dieſes Paradieſes ſteht ein Krankenhaus, zu dem geſchloſſene Wagen mit Sterbenden fahren und aus dem Särge hinausgetragen werden.

Um die Mittagsſtunde jedes Wochentages, wenn die Sonne mit feurigſter Glut in die Fliederdolden leuchtet und aus der weichen Blütenhaut wie im violetten Kryſtall von tauſend Amethyſten ſtrahlt, — dann ergießt ſich ſchleppenden Schrittes durch die Parkwege ein Heer matter, bleicher, farblos gekleideter Arbeiter, Männer und Frauen, Alter und Jugend, ausgeſpieen von den Fabrikhöllen ringsumher, ein Geſpenſterzug von unſäglicher Traurigkeit.

Zwiſchen Mitternacht und Morgen, wenn die eigentliche Duftſtunde des Flieders gekommen iſt, wenn auf ein paar Stunden der ſüße Blumenatem völlig Herr zu werden ſcheint über den Qualm der Schornſteine, die Miasmen der Großſtadt, — dann fahndet die Polizei im Finſtern der Laubgänge nach Verbrechern und Proſtituierten . . . .

Das iſt ein Frühling der Großſtadt.

Und doch hat auch die Großſtadt ihren Frühling, der keine Fratze iſt. Um ihn zu finden, muß man ſich hinwegwenden von der Armut des Augenblicks mit ſeinen troſtloſen Kontraſten. Von dem Fliederfrühling, der ewig als der gleiche wiederkehrt, aber auch ewig gleich machtlos iſt gegenüber dem grauen Menſchenwinter, der keine Jahreszeiten anerkennt in ſeinem ermattenden Einerlei von Not, Druck und Untergang, muß der Blick ſich wenden zu dem Frühling der Ideen, der ſich ſcheinbar unmerklich und unbekümmert um den Gang der Jahre vorwärts ſchiebt, der Jahrhunderte braucht, um nur eine braune Knoſpe weiter anzuſetzen.

Zu den Kontraſten des Friedrichshains gehört wie von ſelbſt, daß er auch Gräber umſchließt. Warum ſollte dieſer Flieder, der ſo viele Exiſtenzen welken ſieht, nicht auch mit ſeinen Wurzelfaſern ſich einwühlen in die zermürbten Knochen verbrauchten, verſchleuderten, zermalmten Menſchenmaterials?

Der wohlfeile Lebensphiloſoph würde ſagen: ſo iſt der Kreislauf erfüllt, der Kreislauf der Notwendigkeit, der heiligen Weltordnung, die aus dem Staub der Hekatomben, die ſich nie in reiner Lebensſonne an ihm freuen durften, den Flieder ſelber wieder ſchafft. Aber aus den Gräbern des Friedrichshains iſt in Wahrheit nicht bloß Flieder gewachſen, es ſind Ideen daraus gewachſen.

Seltſam: kein Fleck des ganzen Haines iſt äußerlich ſo wenig für den Frühling gemacht, wie dieſer kleine Friedhof der Märzgefallenen. Der ſchwere Epheuteppich, der, mehr eine Laſt als ein Schmuck, auf dem ganzen liegt, iſt Sommer

und Winter, wenn nicht gerade Schnee ihn verhüllt, derselbe, schwermütig, düster, mit einer förmlich aufdringlichen Mahnung, als sei hier alles abgethan und habe die Nachwelt nichts mehr zu suchen. Und was soll der Frühling ändern an den grauen Steinen! Sein Regen, unter dem die Knospen im Hain aufbrechen, schwemmt vielleicht ein letztes Stückchen Schrift weg, von dieser Schrift, die oft nur noch wie eine schwache Arabeske, deren Schnörkel kein Wort mehr geben, in der verwitterten Fläche hängt. Es giebt Kirchhöfe, die über Jahrhunderte schauen und die doch nicht so ganz starr, so ganz Ruine, so ganz Grab geworden sind, wie dieser es äußerlich heute schon, nach weniger als fünfzig Jahren ist. In einsamer Stunde ist es, als wolle er unter den Füßen des Wanderers zusammenbrechen, ihn einsaugen wie den alten Baum in der Mitte, dessen Äste den Boden streifen.

Und doch schwebt gerade über diesem Friedhof die Verklärung der Idee. Wer zu ihm kommt, um sich einer geweihten Stätte zu nahen, der sucht weder ein frisches, noch ein altes Grab: er sucht das Lebendige.

Der gewöhnliche Kirchhofskultus unserer Zeit hat wie die meisten unserer konventionellen Gebräuche etwas Groteskes an sich. Eine freiere Nachwelt wird die Armut in den offiziellen Unsterblichkeitsvorstellungen unserer Tage nicht schärfer geißeln können, als mit Schilderung unserer Begräbnisse und Grabgebräuche. Wie immer eine befreite, geläuterte Philosophie der Zukunft das große Rätsel des Lebens und des Todes deuten mag: niemals wird sie zu dem groben Materialismus gerade des Glaubens zurückkehren, der die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Freiheit des Geistes zu predigen sich vermißt und doch die Stätte zerfallender Knochen mit einer wunderlichen Pietät umgiebt, die erträumten Rangunterschiede und kleinen Glaubensunterschiede des Lebens bis ins Reich der Särge hinein fortsetzen möchte und von „geweihter Erde“ spricht.

Aber auch jene Zeit wird ein Gefühl dafür haben, daß die Menschheit in ihrem lautersten Kampfe, im Kampfe um die Freiheit, gelegentlich der Symbole bedurfte. Und daß, wo immer ein solches Symbol sein Recht forderte, einerlei war, was es war. Wenn es sein mußte, dann auch ein Grab . . . .

In der einsamen Kiefernheide gelagert, sehe ich im Geiste die Scharen der Feiernden zu den Märzgräbern herantreten. Und über dem düsteren Epheuteppich, unter dem schwarzen Geäst der blattlosen Bäume, sehe ich Kranz um Kranz sich niedersenken. Die Schleifen sind fast alle rot, flammend rot. Ein Meer solcher Flammen, solcher roten Flammen wogt über die morschen Steine mit den verwitterten Namen, preßt sich in knisternden Wellen daran, bis sie alle ganz eingehüllt sind, — bis die letzte Schrift ganz erloschen, ganz begraben ist.

Wie mein Auge in tief versunkener Schau diesem üppig roten Frühling folgt, höre ich zugleich an meinem Ohr die Stimme des Zweiflers, des Weltenzweiflers, des ewigen Seefahrers, der nie die Heimat finden kann gleich dem Holländer der Sage, weil er nicht an sie glaubt.

Mit dem Lächeln Ahasvers raunt er mir zu, daß die Weltgeschichte eine Geschichte der Mißverständnisse sei. Daß die Märzkämpfer gefallen seien auf Grund von Mißverständnissen. Daß abermals ein Mißverständnis sie zu Vorkämpfern der modernen Freiheitsideen gemacht habe. Und daß auch diese Ideen abermals erwüchsen aus dunkler, weltfremder Träumerei.

So soll alles nicht echt sein. Der neue Glaube nicht mit seinen roten, wilden, flammenden Fahnen und Palmenkränzen — und das alte Grab mit seinen grauen Steinen, seinem dunklen Epheu, seiner ganzen stillen, klagenden, verträumten Heimlichkeit nicht . . . .

Mich faßt diese Weisheit heute nicht mehr, so groß und weise sie auch klingt. Durch die Morgenruhe des

Frühlingswaldes tönt mir der Ruf des verzweifelnden Weibes in Schillers Tell, das ſich mit ſeinen Kindern vor Geßlers Roß wirft: „Rolle die Augen, wie du willſt, wir ſind ſo grenzenlos unglücklich, daß wir nichts nach deinem Zorn mehr fragen“ .... Auch der Notruf der Freiheit fragt nichts mehr nach dem Zweifel.

Ihm gilt es wenig, und wenn ſelbſt alle geſchichtliche Tradition auch irrt: die Not irrt nicht.

Und wenn das Sehnen nach freierer, nach reinerer Geſtaltung der Dinge dieſer Welt ſich ſtatt der Märzgräber unter ihrem Epheu dieſen Erdhaufen hier am Rain erwählte, um ihn zum Symbol ſeiner Schmerzen, ſeiner Hoffnungen zu machen, — auch dieſer Erdhaufen mit ſeinem einſamen Wachholderbuſch wäre ebenſo geweihtes Land.

So bricht die Entwickelung ſelbſt heraus aus allen Fragen, allen Dunkelheiten der Geſchichte mit der Macht des Lebendigen. Aber weil ſie dieſe Macht hat, begreift ſie in Wahrheit wohl die wirkliche Weltgeſchichte tiefer und beſſer, als der grübelnde Weiſe, der vor ſeiner übernächtig dämmernden Lampe die Morgenröte des erwachenden Tages nicht ſieht.

Von den Haſelkätzchen über mir weht der goldene Blütenſtaub. Ein Falter wiegt ſich wie trunken von der jungen Sonne im Blau. Fern jetzt ein leiſes Brauſen: ein Bahnzug jagt durch die Kiefernheide, der Großſtadt zu, die Glöckchen am Bahndamm läuten hell und luſtig in den Frühling hinein.

Und es wird doch kommen, das große Glück, trotz aller Zweifel, trotz alledem ....

Kunſt und Natur

Und immer wieder ringt ſich
Ein Tag aus jeder Nacht, —
Du, Seele, biſt aus jedem
Tod noch aufgewacht.

Julius Hart

Ich bin heute, wie alltäglich, am Müggelſee hingegangen.

Unerſchöpflicher Reichtum an intimen Wirkungen in dieſer märkiſchen Landſchaft! Der See iſt zugefroren. Noch ohne Schnee. Eine ungeheuere, blaßblaue Kryſtallfläche, auf der die Sonne an einer Stelle mit einem ſo ſtechend weißen Reflex liegt, als bade dort eine Eisnixe, deren Anblick blind macht.

Aber über das ganze Blau dieſer Fläche, in kurzen Abſtänden verteilt, kleine Flöckchen, weiße Federchen mit einem Kryſtallſchaft in der Mitte und zierlichſten Bärten jederſeits. Jedes Federchen ſteht aufrecht und ſo loſe, daß der Wind es bewegt, kleine, zitternde Eisblumen der rieſigen Glasſcheibe des Sees. Und indem nun bald dieſes, bald jenes Federchen ſich ſpiegelnd zur Sonne einſtellt, entſteht hier, dort ein beſonderer Reflex, ſcharf wie der Blitz eines elektriſchen Wagens. Über den geſamten Seeſpiegel flammt es ſo in Abſtänden hin.

Ich ſchreite vor: und die Blitzſtellen wechſeln, weil jetzt andere Blättchen der Eisvegetation reflektieren. Doch auch beim Stehenbleiben bewegen ſie ſich geheimnisvoll, flackern, verlöſchen, glühen wieder auf. Denn der leiſeſte Luftzug ſchaukelt ſie, drückt ſie herauf, herab, ändert ihre Reflexſtellung. Ein unerſchöpflich köſtliches Schauſpiel. Das Flackern und die regelmäßigen Abſtände erzeugen die Illuſion eines Weihnachtsbaumes, wie man ihn von der Stadtbahn etwa hinter fernen, halbvereiſten Fenſterſcheiben aufflimmern ſieht. Kerzen eines Nixenbaumes hinter dieſer Scheibe von der Breite einer halben Meile.

Ein langer, ſingender Laut läuft jetzt auch noch unter der Eisfläche hin, kommt wie das Heulen eines elektriſchen Straßenwagens nahe zum Ufer herauf, — eine der ſeltſamen Stimmen des Eiſes, das ſich dehnt, ſich harmoniſch einſtellt unter zunehmender Kälte. Im Bilde des Weihnachtsbaumes wirkt es wie die letzte verlorene Schallwelle eines Jubels, einer Feſtglocke, — auch etwa ſo, wie man ſie ergreift bei eiliger Vorbeifahrt mit der Bahn.

Und dieſe ganze Herrlichkeit ſpielt die Natur hier draußen ſich ganz allein vor. Ich bin der einzige Beſucher weithin. Und ich könnte auch noch fehlen. Wenn das hier die Eisfläche des nördlichen inneren Grönland wäre oder die Eisöde jenſeits des Nordpunktes des Herzogs der Abruzzen, die noch nie ein Menſch auf dieſem Planeten betreten hat, — dasſelbe ſchöne Spiel.

Unwillkürlich denke ich bei dieſen zierlich gefiederten Reifkryſtallen an die bunten Märchenwälder nie geſehener Kryſtalle, die im Schoße dieſer dicken Erde noch blühen mögen. Er iſt ſchwerer im Innern als an der bekannten Kruſte, dieſer alte Planet. Welche Metallwunder mögen da liegen. Vielleicht ein gediegener Metallkern von urweltlicher Lauterkeit. Alles, was wir hier an der ganzen Oberfläche ſehen, iſt wahrſcheinlich bloß die gleichſam ruppige, vom

Sauerstoff angegriffene, verdorbene, ruinenhaft zerbröckelte Epidermis dieses jungfräulichen Metallplaneten. Und in dieser Oberfläche alles, was wir „schön" nennen! Das ganze organische Leben eine Art Schimmelhäutchen.

Doch was sage ich: — Schimmel. Schimmelpilze unter dem Mikroskop? Der köstlichste Tropenwald kommt nicht gegen diese verwegene Naturschönheit auf. Ja, das Mikroskop. Ich denke daran, wie es die Herrlichkeit der Dinge ins schier Unendliche uns in den letzten hundert Jahren erweitert hat.

Als diese neuen Seherangen der Menschheit erfunden wurden: Mikroskop und Fernrohr, da schien zwar zuerst die Schönheit der Natur für immer entwurzelt. Schön ist nur der große Schein, hieß es. Schön ist die Eiche. Wenn du sie in Blätter zerpflückst, wird schon ein langweiliges Herbarium daraus. Und wer das Blatt auch noch zersetzt, der wandelt es zu einem Häufchen Kehricht, zu Staub. Helios der Lichtgott im Rohre des Astronomen wird eine langweilige Planetenlampe, die sogar Rußflecken hat. Der liebe Mond der Dichter und Verliebten eine alte, ausgebrannte Schlacke mit hohlen Ruinenfenstern statt eines Antlitzes.

Wie hat das Jahrhundert, das wir jetzt begraben, aufgeräumt mit diesen schiefen Gespensterein!

Ein Schönheitsschauer, ein ästhetischer Epikureer des Weltalls ist der Naturforscher gerade erst recht geworden durch seine Instrumente Fernrohr und Mikroskop.

Im Märchen von der Höhle Xa Xa kommt ein Zaubergarten vor, wo die Bäume rote, blaue, gelbe Edelsteine statt der Blätter tragen. Die Sternenwelt, mit dem Teleskop erschlossen, ist ein solcher Wunderbaum. Da schweben Systeme von Doppelsternen, ferne Sonnen, die um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisen, und von denen jede eine andere Farbe hat. Oft sind es Ergänzungsfarben, die schön zu einander passen: karminrot und smaragdgrün, dottergelb und veilchen-

blau, orange und violett. Die Riesensysteme erschöpfen sich nicht mit zwei solcher bunten Sonnen, drei und vier erscheinen verkettet. Man träumt sich in die Planetensysteme von Sonnen-Zwillingen und -Drillingen hinein. Farbige Tage müssen sich darauf ablösen. Heute ein blutroter, wie dauerndes Abendrot; morgen ein grüner, wie die Wassertiefe eines Schweizersees; übermorgen ein Tag der blauen Grotte zu Capri, wo die Menschenleiber wie Silberfische im Blau schwimmen.

Der Astronom in der Stille seiner Arbeitszelle, dem Himmel nur verbunden durch sein Rohr und seinen Spektralapparat, schaut die Springbrunnen der Sonne, in denen Garben rotglühenden Wasserstoffs zwanzigtausend Meilen hoch in die Sonnenatmosphäre hinaufspritzen. Vom Mars lüftet sich ihm im günstigsten Moment der Schleier: weiße Polarflecken heben sich mit der Schöne des Kontrastes vom rötlichen Land und grünlichen Wasser, in mathematisch schönen Zügen durchqueren die berühmten „Kanäle" die Feste, — wie feinste bunte Filigranarbeit deutet sich das noch geheimere Detail dieser rätselhaften Inseln und Erdteile gelegentlich eben an.

Und in den äußersten Fernen noch, wo auch das Fernrohr uns endlich verläßt, am Rain des „Kosmos", der uns beschieden ist, — noch dort entläßt uns dieser Kosmos mit rhythmischen Gestalten: zum Kunstornament einer Spirale, eines zierlichen Ringes gliedert sich der Nebelfleck. Vielleicht ist er das perspektivisch zusammengedrängte Bild einer ganzen Sternenwelt, wie die, in der unsere Sonne sich mit den anderen Fixsternen in Abständen von Billionen von Meilen zusammenhält. Auch solche Gesamtwelt aber hat schon ihre Kunstform, schwebt als ungeheuere Arabeske im All, wie ein einzelnes Reiffederchen hier auf dem Eisspiegel des Müggelsees schwebt. Die Welt-Arabeske blitzt — und nach Äonen fällt ihre Lichtgestalt in das Auge, das Hirn eines denkenden

Weſens auf irgend einem Planeten, wie hier das Blitzen des Kryſtallfederchens in mein Auge dringt, — und die Geſtalt wird als ſchön, als Kunſtornament empfunden im Sinne deſſen, was dieſes kleine Weſen in ſeinem eigenen liliputaniſchen Schaffen „ſchön" nennt.

Umgekehrt das Mikroſkop. Aus Tiefen des irdiſchen Ozeans, tief, daß der Gauriſankar darin verſinken könnte, kommt ein Pröbchen Schlamm zu Tage. Es umſchließt auf dem Raum einer Priſe Schnupftabak tauſende künſtleriſch ſo herrlicher Gebilde, daß ein kunſtfroher moderner Naturforſcher ans Werk gegangen iſt, einen neuen Ornamentenſchatz für praktiſche kunſtgewerbliche Zwecke daraus zuſammenzuſtellen. Jedes dieſer Gebilde iſt das mikroſkopiſch kleine Kieſelſchälchen eines Urtiers vom Geſchlecht der Radiolarien, — eines jener Weſen, die, ein organloſes Schleimklümpchen, an der tiefſten Schwelle aller Lebensentwickelung ſtehen. Viertauſend mindeſtens ſolcher Radiolarien-Arten bauen jede ihr beſonderes Gehäuſe, jede nach eigenem rhythmiſchen Grundriß, jedes Gehäuſe aber köſtlich wie die vollkommenſte mikroſkopiſche Filigranarbeit eines Kunſtſchmiedes.

Mit ſolchen, nur aus einer Zelle beſtehenden Geſchöpfen, denken wir uns, hat das Leben auf der Erde in Urtagen angefangen. Und abermals hat es mit dem angefangen, was da draußen im All als letztes Bild bleibt eines unendlich fernen ganzen Weltſyſtems: mit künſtleriſch ſchönen Ornamenten!

Es war das Leben, das den Paradiesvogel in den Farbenrauſch ſeines Kleides warf, — das Leben, das die Orchidee geſchaffen hat, den Schmetterlingsflügel, die Seelilie, Wunder an Wunder über die ganze belebte Erde hin, Äonen zurück — immer ſo.

Auf meinem Schreibtiſch daheim ſteht eine metallene Nachbildung einer kleinen ausgeſtorbenen Panzereidechſe als Briefbeſchwerer. Dieſer kleine Aëtoſaurus hat vor Millionen

von Jahren, in der ſogenannten Triaszeit, bei Stuttgart gelebt und iſt bei irgend einer paſſenden Gelegenheit in einer Bande von 24 Stück im Schlamm, der heute Sandſtein geworden iſt, verſunken und auf dieſem verwickelten Wege bis ins heutige Stuttgarter Muſeum gelangt, wo man den betreffenden ehrwürdigen Schlammbrocken ſamt den 24 Aëtoſauruslein konſerviert. Nun, auf dieſem handlangen Reptil trägt jede einzelne Panzerplatte das Ornament einer kleinen, ſtrahlenden Sonne von ſolcher wunderbaren Eleganz der äſthetiſchen Durchbildung, daß jeder Laie den Briefbeſchwerer deswegen für eine famoſe Kunſtleiſtung hält, obwohl er nichts giebt als den reinen Abguß der Originalplatten von anno ſo und ſoviel Millionen vor Geburt des erſten Menſchen.

Und heute noch fort und fort! Auf demſelben Schreibtiſch ſteht die wirkliche harte Panzerſchale eines heute noch lebenden Gürteltiers aus Südamerika. Die Haut dieſer Tiere iſt bekanntlich faſt über den ganzen Leib verknöchert wie bei einem Krebs. Aber in dieſer Verknöcherung iſt ſie zugleich zu einem vollendeten Kunſtwerke geworden. Über den Rücken ziehen ſich braungelbe Panzerringe, und jeder dieſer Ringe zeigt ein fortlaufendes Ornament, als ſolle in plattem Leder eine äußerſt feine Klöppelei nachgeahmt oder eine Reihe von Franzenbändern markiert werden, ohne daß doch wirklich Klöppelfalten oder loſe Franzen da ſind. An dieſe Gürtelringe ſchließt ſich hinten und vorne eine Art einheitlichen Sattels, den umgekehrt wieder eine ganz andere Muſterung bedeckt: die Hornimitation eines überaus feinen Netzes mit perſpektiviſch verſchobenen runden Maſchen. Noch wieder ein neu variiertes Kunſtmuſter bedeckt den Kopf, ein anderes den Schwanz. Wie mancher hat bei mir dieſe Schale als Meiſterſtück liebevoller Kunſttechnik bewundert und hat es mit höchſtem Befremden erſt hingenommen, daß dieſer luſtige kleine Gürtler bei lebendigem Leibe dieſe gediegene Meiſterkunſt mit ſich führen und in dieſem äſthetiſchen

Feſtrock friedlich ſeine nächtlichen Raubzüge in Ameishaufen unternehmen ſoll, — und daß alljährlich ſo und ſoviel junge Gürteltiere immer wieder mit dieſem ornamentalen Panzer auf die Welt kommen ſollen, als verſtände ſich die Schönheit einfach ſo von ſelbſt.

„Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.“ Das Wort iſt nachgerade hundertundzwölf Jahre alt, und ich meine, es iſt nachgerade Anlaß, es etwas nach der Rumpelkammer hin zu ſchieben.

Ich habe ſehr große Luſt, mir unſer zwanzigſtes Jahrhundert im Zeichen genau ſeines Gegenteils vorzuſtellen.

Wobei ich mir indeſſen nicht verhehle, daß die klare Vorſtellung dieſes Gegenteils ſelber noch ganz und gar keine Kleinigkeit iſt. Immerhin: eine Brücke ſehe ich, wenn ich meinen Gürteltierpanzer ſo in ſtiller Stunde manchmal in der Hand wiege.

Seit Schillers Tagen haben wir über dieſen Menſchen, der die Kunſt „allein“ haben ſoll, in gar vielen Punkten ja ſo recht anders denken gelernt. Die Naturforſchung des neunzehnten Jahrhunderts hat uns gezeigt, was für enge Bande ihn mit dem ganzen Kosmos, mit der ganzen Natur verknüpfen. Eine große, geheimnisvolle Linie der Entwickelung geht vom Menſchen hinab bis zum Radiolar und vom Radiolar bis zum Nebelfleck.

So hübſch die Thatſachen nach dieſer Seite ſich aber nun im verfloſſenen Jahrhundert, dank eiſerner Arbeit unbefangener Geiſter, zuſammengefunden haben, ſo hapert es doch durchweg noch gar ſehr an der richtigen philoſophiſchen Durchdringung. Man darf wohl ſagen: die Mehrzahl der Menſchen, die dieſe neuen Thatſachen über Natur und Menſch bereits als ſolche anerkennen, iſt ſich doch noch keineswegs klar über die wichtigſte Konſequenz daraus.

Wir alle, Hand aufs Herz, unterliegen dem Schluß: wenn der Menſch reſtlos in die Natur gehöre, ſo werde ihm

damit eigentlich etwas abgethan. Die Natur erscheint uns als etwas Rohes, eine wüste Lauge, sie erscheint als jener formlose Stoffklotz, den das alte, abstrakte Unglückswort Materie zusammenphantasiert. Und dieses Rohe triumphiert uns über das Feine, indem die „Natur" den Menschen mit Haut und Haaren verschlingt.

Dabei wird nur leider die simple Weisheit vollkommen vergessen, daß das, was oben herauskommt, unten in der Anlage und Voraussetzung schon vorhanden sein muß. Wenn der ganze Mensch aus der Natur kommt, so hat diese Natur eben diesen ganzen Menschen längst in ihren tiefsten Tiefen besessen. Alle seine Feinheiten, seine Herrlichkeiten lagen schon in ihr in allen Äonen der Zeit. Die Natur ist es, die ins Ungeheuere für uns steigt, wenn wir die Erschaffung des Menschen restlos in sie hinein verlegen. Nicht in ein Rohes, Minderwertiges wird der Mensch zurückverschlungen bei dieser echten Betrachtungsweise, sondern er ordnet sich einer höheren Einheit ein, die außer all dem sonst „Natur" Genannten nunmehr auch noch alles Menschliche als Möglichkeit in ihrem Schoße umschloß von Urtagen an.

Dieser Gedanke, bei dem also nicht der Mensch zur Materie sinkt, sondern die Materie (falls dieses Wort überhaupt noch gelten soll) umgekehrt zu einem Ding steigt, das selbst alle höchste menschliche Herrlichkeit in sich schließt schon seiner Grundanlage nach, — dieser Gedanke, von dem ich einen neuen Gedankenfrühling für das zwanzigste Jahrhundert und die wahre Auferstehung der Entwickelungsidee in diesem Jahrhundert erwarte: — er hat nun auch größte Bedeutung für die Frage nach der Kunst in der Natur.

Überall reißt er ja nach unten Thore auf. Wenn das Lebendige im Sinne der Entwickelungslehre scheinbar aus dem „Toten", dem Anorganischen kommt, so sagt er: die Bedingungen des Lebens stecken eben schon in diesem Anorganischen, es giebt im höheren Sinne überhaupt kein

„Totes", — Seele, Selbſtempfinden gehen in die Ureigenſchaften der Materie ein, die ganze Welt beſeelt ſich bis ins Atom hinab; denn aus nichts wird nichts, und was oben kommt, muß unten eingegangen ſein; nicht ein ſeelenloſer Klumpen Materie iſt die untere Natur, ſondern ein Seelenſaatkorn.

Und das trifft nun ebenſo auf die höchſten Eigenſchaften unſeres menſchlichen Lebens, es trifft auf das ganze Bündel Dinge, die das Wörtlein Kunſt zuſammenfaßt.

Wenn wir ſehen, daß im Menſchengeiſte Freude am Äſthetiſchen, an künſtleriſchen Harmonien hervorbricht mit elementarer Gewalt, ſo dürfen wir ohne Skrupel annehmen, daß uns hier ein Grundſtreben, ein Grundgefühl aller Natur begegne, ein äſthetiſches Naturgeſetz gleichſam, das ebenſo folgerichtig zur äſthetiſchen Harmonie treibt, wie das Geſetz der Schwere einen Stein fallen läßt; wer weiß, ob nicht dieſer Fall des Steines ſogar mit ſeinem Geſetz nur in jenem größeren Harmoniegeſetz als eine Unterordnung hängt; doch einerlei.

Wir ſehen nun in der Natur allenthalben nicht bloß ein Aufſprießen von Menſchen, ſondern einen Schöpferdrang, einen Zeugungsdrang in unzählige andere Gebilde hinein. Warum ſoll da jene Anlage nicht ebenfalls ſich bethätigen?

So gebiert das, was in unſerem reflektierenden Bewußtſein Äſthetik genannt wird, im tiefen Schacht des Planeten köſtliche Kryſtallformen, es baut die Eisblumen hier auf dem See, es malt dem Schmetterling ſeinen bunten Flügel und zimmert aus der kleinen Individualität des Radiolars heraus das wundervolle Filigranſchälchen, wie aus der des Gürteltieres die elegante Zeichnung ſeiner Ringe und Sättel.

Nun ſagt man freilich: wir Menſchen freuen uns nicht bloß am Schönen, wo wir es finden, ſondern wir ſchaffen es auch ſelbſt, wir malen, dichten, komponieren. Und das, ſagt man wohl, iſt erſt recht eigentlich die Kunſt.

Hier stoßen wir aber bloß auf etwas, was auch sonst eben gerade der bestimmten Naturstufe, die wir „Mensch" nennen, entspricht. Dem Gürteltier wächst sein Panzer unmittelbar von Geburt her auf den Leib. Der Mensch baut sich, wenn er sie braucht, künstliche Panzer. Der Mensch ist allenthalben übergegangen vom Organ, das angewachsen ist, zum frei hergestellten Werkzeug. Eine neue Methode des Selbstzeugens, Selbstschaffens künstlicher Organe hat bei ihm angefangen, — ein großer Ruck in der Entwickelung. Genau so ist es aber mit seiner Kunst.

Das Naturgesetz des Ästhetischen läuft bei ihm ebenfalls über das eigene äußerliche Schaffen; statt daß es ihm in bunten Schmetterlingsflügeln im Mutterleibe schon aus dem Leib wächst, zwingt es ihm Pinsel, Meißel und Feder in die Hand und läßt ihn wie Werkzeuge jetzt Raffaelische Madonnen, den Moses des Michelangelo und Verse Goethes schaffen.

Aber nur der Weg ist anders. Die Kraft ist dieselbe. Die alte Kunstkraft der Natur waltet in ihm. „Es dichtet in mir", haben so oft gerade die größten Meister bekannt. „Es", — und doch nichts Fremdes. Das war die Natur in uns, die uralte Meisterin, die im Krystall ist, wie sie in Raffaels Madonna ist . . . .

Die Sonne hat sich gesenkt über meinem See. Wunderbare neue Farben glühen mir vom Eise entgegen, als wollten sie mein Sinnen bestätigen. Vorne ein seidig zartes Grün, weiterhin, wo die Eisfederchen sich perspektivisch zur einheitlichen Reiffläche zusammenschieben, ein wahrhaft magisches Rosa. Und in der Tiefe singt die Nixenstimme, — klingt und reckt sich das Eis.

In solcher Stunde finde ich den individuellen Anschluß so leicht, so frei zwischen naturwissenschaftlicher Betrachtung, Liebe zur Naturforschung — und Ästhetik, Kunst.

Ewiger Zwiespalt, unhemmbarer Widerspruch soll den

zeichnen, der diese beiden Gebiete versöhnen, der sie in sich selbst als Einheit fühlen will! Gespenster aus der Großstadt da hinten, hinter dem schwachen Rauchschleier des Horizontes. Wo sie die Natur sich nach dem Bilde der Maschine konstruiert haben, die Arbeiterblut trinkt, immer nur Blut von Lebendigen und doch nie lebendig wird wie die Schatten der Homerischen Unterwelt. Und wo sie die Kunst als eine weltferne goldrote Wolke träumen, nur fern, möglichst fern, ganz fern von dieser gräßlichen Luft voll Bluthauch und Maschinenöl, etwas, was man da drüben, draußen hinter Wäldern, Seen, Wolken, Himmeln licht vorübergleiten sieht wie ein seliges Meteor in dem Sekundenmoment, da das erbarmungslose Schwungrad der Wirklichkeit uns am höchsten geschleudert hat, eine Sekunde über die ganzen Dächer empor, aber bloß, damit wir jetzt endgültig zur Zerschmetterung niedersausen . . . . .

Ich kenne weder diese Natur mehr, noch diese Kunst, sie sind mir Gespenster alle beide, und ob diese Gespenster hadern oder sich versöhnen, ist mir über alle Maßen gleichgültig. Meine Natur ist einig mit meiner Kunst.

Die Ebner-Eſchenbach

Durch die deutſche Dichtung ſchreitet ſeit alten Tagen eine Geſtalt der Sehnſucht: — die ganz ſtarke Frau.

Nicht das Mannweib mit einem falſchen Schein roher Kraft. Sondern die Frau, die, ob im Großen oder im Kleinen, immer die Lage beherrſcht, in die ſie geſtellt wird. Die jene wahre Gotteskraft der inneren Logik mitbringt, die ſtets eine gerade, feſte, unaufhaltſame Bahn vor ihr aufreißt.

Sie iſt nicht bloß die Lotosblume, die verſchmachtet, wenn der Sonnenkuß ſie nicht trifft. In ihr ſtrahlt etwas wie eine ſtille, ſchlichte, aber ſtete Eigenſonne. Alles an ihr iſt aktiv, handelnd, überſchauend, klar. Wo ſie nachgiebt, da geſchieht es freiwillig. Und einem wird ſie nie nachgeben: dem Unlogiſchen.

Logik freilich gefaßt nicht bloß im Sinne einer groben Verſtandesmeſſung, ſondern auch als Logik des tieferen Gemütes. Dort wird jedes äußere Ereignis innerlich geordnet, gleichſam noch einmal ſittlich erlebt — und daran gemeſſen. Und dann iſt das Handeln ſo friedlich, aber auch ſo ſtark wie ein Naturgeſetz. Hinter dieſer ſtarken Frau muß immer auch eine ſtarke Entwickelung liegen. Aber das iſt vorüber,

und es geht keine Schlacke mehr mit. Wenn ſie als ſolche auftritt, ſo iſt ſie auch vollkommen ausgeklärt. Es giebt jetzt nur noch Schickſal im höchſten Sinne für ſie. Wenn es gut iſt, ſo wird es ſein, als verleihe ſie es der Umgebung, ſo ſtark erſcheint ſie darin. Wenn es gegen ſie iſt, ſo wird ſie es doch immer ſo bezwingen, daß ſie groß untergeht. Und ſelbſt dann noch wird ſich das Bewußtſein der Logik nicht verlieren.

Keiner hat um dieſe Geſtalt der Dichtung inbrünſtiger gerungen als Goethe. Immer wieder hat er ſie verſucht.

In die mythiſch marmorne Figur der Iphigenie hat er ſie hinein gezeichnet mit der ganzen Gewalt ſeines Glaubens, daß das Ideale von dieſer Welt ſei und daß es nichts Göttlicheres gebe als den vollkommenen Menſchen ſelbſt. Iphigeniens Logik flammt im letzten Akte wie ein erlöſender Blitz durch die Schwüle und ſiegt, daß die ganze Situation zu den Füßen des allein Richtigen ſtürzt. In dem winzigen Idyll von Hermann und Dorothea, zwiſchen altfränkiſchen Möbeln und Weinbergen, fällt die Erlöſung in Dorotheas letzter Rede, als ſich endlich offenbart, daß auch ſie das ſtarke Weib iſt; ſie iſt ſchon geläutert durch ein tiefſtes Erleben vorher, hat die Höhe erklommen, iſt ſtark. Als Fauſt mit Gretchen redet und ſie ihm harmlos erzählt, wie ſie das Schweſterchen gepflegt und die kleine Situation daheim ſtill waltend beherrſcht hat, ahnt man, daß in dieſem Kinde doch ſchon der Typus des ſtarken Weibes ſchlummere. Das furchtbarſte Schickſal muß ihn hier heraus ſchmelzen noch im Moment des Unterganges. Im Augenblick aber, da die Schale bricht, iſt auch Gretchen logiſch „gerettet“. In den „Wahlverwandtſchaften“, vielleicht der Dichtung Goethes, die am tiefſten in das pſychologiſche Netzwerk dringt, aber auch am wenigſten löſt, iſt Charlottens ſchöne Geſtalt (die ſo ſelten gewürdigte!) noch einmal gleichſam ein Teſtament von Goethes ganzem Sinnen über dieſes Problem der ſtarken

Frau. Wunderbar ist gerade hier gezeichnet, wie sie zittert bis in jede Faser und doch nicht bricht.

Es giebt aber noch eine Unmasse Fälle sonst aus unserer Litteratur. Eine der ältesten Frauengestalten unserer deutschen Dichtung, Kriemhild, hat bereits einen dunklen Zug hierher. Man fühlt schon, daß selbst das blutige Schwert in ihrer Hand kein Werkzeug bloß roher Rachekraft, sondern ein Symbol der unerbittlichen Logik ist.

Immer, wenn eines der späteren, reifen Werke der Ebner-Eschenbach sich zu mir gefunden, habe ich diese beruhigende Empfindung gehabt: „Du bist in sicherer Hand — du bist bei einer starken Frau." Hinter den Helden und Heldinnen des Buches sah ich, was Goethe in der Dichtung gesucht, menschlich stark und treu stehen in der Person der Dichterin.

Auch die Litteraturgeschichte spinnt ja hinter all den Werken ihren großen eigenen Roman, in dem die Schaffenden selber Gestalten sind. Und so war mir diese Dichterin zugleich ein dichterisches Ideal.

Es ist wohl ein gutes Wort, daß die Person des Meisters verschwinden solle hinter den Geistern, die er ruft. Die Geister herrschen — und solange soll er selber bescheiden als Besen in der Ecke stehen. Niemand ist in dieser Hinsicht bescheidener gewesen als die Ebner-Eschenbach, stark auch in dieser Bescheidenheit. Was weiß man in der Öffentlichkeit von ihrer Person? Daß ich es sage: ich selbst weiß nur die oberflächlichen Daten davon. Aber auf diese reine, stolze, mächtige Gestalt der starken Frau besinne ich mich. Sie kenne ich zwischen den Zeilen ihrer Bücher, aus soviel Momenten, da diese Zeilen in irgend einer einsamen Nachtstunde dem Lesenden auseinander geklafft sind zu einer weiten, weiten Perspektive — und in dieser Perspektive stand immer dieses gleiche Antlitz mit seiner wundervollen ordnenden Ruhe, seiner Kampfesruhe auf der Höhe der Dinge, mit

seinem inneren, sittlichen Erleben, mit seiner Logik. Wie von einer guten Bekannten kann ich da reden.

In sicherer, in starker Hand. In der Erzählung „Ein kleiner Roman", dieser kühlen Geschichte, die einen so glühenden Kern hat, berichtet eine alte Frau über die seltsamste Episode ihres Lebens. Sie erzählt davon, wie eben die Ebner-Eschenbach zu erzählen weiß. Mit ihrer ganzen Ruhe über den Dingen, die inmitten aller Tragik versöhnender wirkt als es der beste Ausgang vermöchte. Dann aber heißt es zum Schluß: „Ich war ergriffen von dem Ausdruck stiller Hoheit in ihren edlen Zügen, stand auf und nahm ihre Hand. Da fühlte ich sie leise in der meinen zittern."

Auch die Hand der Dichterin hat in all ihrer Sicherheit dieses geheime, feine Zittern. Man fühlt es, wenn man lange, Buch um Buch wie ein Händedruck, mit ihr lebt. Während das Auge die See schon völlig blau nnd heiter sieht, hört das Ohr noch ein ganz leises Plätschern an der Grenze des Vernehmbaren; die allerletzte sich ausgleichende Sturmwelle, die schon schwach wie eine Kinderhand das Ufer schlägt. Es ist das diskrete Zeichen der Frau, die überwunden, sich durchgerungen hat. Die leise Marke des Kampfes, und des Kampfes zugleich — einer Frau.

Es giebt eine zweite deutsche Dichterin im neunzehnten Jahrhundert, die auch in ihren höchsten Stunden jenen schlichten Geist der Klarheit und der Logik wunderbar über den Leser auszugießen weiß — und deren innerstes seelisches Vibrieren doch unablässig stoßweise wie eine Art von geheimem Rhythmus dabei mitpulst: Annette von Droste-Hülshoff. Und es ist kein Zufall, gerade ihrer hier zu gedenken.

In den beiden sind entgegengesetzte Züge, als sollten sich zwei Welten in all ihrer Schärfe voneinander trennen. Die Traditionen ihrer aristokratischen Geburt halten sie gewiß nicht zusammen, denn gerade in ihrer Stellung dazu

haben sie sich am entschiedensten gesondert: die Droste mit ihrem Adelsfrieden, ihrer Romantik, ihrem Glauben des Schloßfräuleins in einer versponnenen Burg über einem mystisch blauen See — und die Ebner mit ihrer trotzigen Kritik, ihrem Prometheusstolz, nicht zu glauben und den Glauben nicht zu brauchen, mit ihrem unentwegten Blick ins Wirkliche hinein, ins graue Meer, das Wellen wirft und Schiffe verschlingt.

Es mußte zunächst schon etwas Stärkeres und Unpersönlicheres beschworen werden, um die beiden wenigstens nebeneinander zu führen.

Das neunzehnte Jahrhundert liegt im Grabe. Und nun hilft es nichts, wir werden es wagen und sagen müssen: dieses neunzehnte Jahrhundert hat uns zwei große deutsche Dichterinnen geschenkt. Ja ganz ausgespart nur zwei. Und die eine ist die Droste-Hülshoff, die andere die Ebner-Eschenbach.

Dieses ganz kleine und doch so allgewaltige, alle Differenzen überwindende Schnörkelchen der Litteraturgeschichte, das nur diese zwei Namen faßt, wird sich nun einmal nicht mehr bannen lassen, eine Klammer der Weltlitteratur auf ihrem zeitlichen Aufwärtsgang. Hält man diese Größe aber einmal im Auge, dieses Einsame der beiden über der ganzen Masse, so deuten sich doch auch innerliche Verwandtschaften an.

Die Droste wie die Ebner haben beide den Menschen gefunden.

Die eine auf dem Wege über den Glauben, die andere auf dem über die Kritik, — aber denselben Menschen. Die stärkste dichterische Leistung der Ebner: „Unsühnbar", enthält wenig, was den kirchlichen Kreis der Droste berührt haben würde. Ein einziges Mal nur ragt der Glaube herein. Maria Dornach auf ihrem Verzweiflungswege, zermalmt unter ihrer Schuld, die nur sie allein kennt inmitten eines Kreises lächelnder Menschen, wendet sich an den Priester. Sie erhält

Entſühnung und bleibt vor ſich — „unentſühnt“. „Was hilft mir Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann?“ Es iſt, wie geſagt, die einzige religiöſe Stelle des Romans, aber ſie iſt, wie ich glaube, die einzige, die Annette von Droſte genau ſo geſchrieben haben würde. Erſt der Menſch mit ſich im klaren, in der eigenen Logik — ſonſt hilft aller Segen nicht. Auch die fromme Annette war in der Kraft ihrer Seele eine ſtarke Frau.

Es liegt in dieſem Einigwerden auf den Menſchen und ſein ſittliches Verhalten von ſo grundverſchiedenem Weltſtandpunkt aus ein Zug, über den ja im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts viel nachgedacht worden iſt.

In all jenen Kreiſen, wo man in irgend einem Zeichen für „ethiſche Kultur“ ſchwärmte, war als Parole verbreitet, es laſſe ſich eine Ethik des Menſchlichen aufbauen unbekümmert um die eigentliche Weltanſchauung. Aus ſoviel verſchiedenen Weltanſchauungen fließe der gleiche Strom einiger weniger ſchlichter Moralgebote, ausreichend, daß die Menſchen darin glücklich ſein könnten. Wo das als Extrem kam, da hieß es, Ethik ſei überhaupt unabhängig von jeder Anſicht über das Ganze der Welt.

Das glaube ich nun in der Weiſe nicht. Niemals wird ſich der Satz anfechten laſſen, daß auch die Anſicht über das ſittliche Verhalten des Menſchen nur aus der Weltanſchauung fließt, ja, daß ſie das Beſte iſt, was gerade von dort fließt. Aber es giebt gewiß zu denken, daß die Unterläufer dieſer ethiſchen Ströme aus den verſchiedenſten Weltanſchauungen in der That einander ſo merkwürdig ähnlich ſind. Mir ſcheint, daß der Schluß näher liegt, es ſeien dieſe Weltanſchauungen trotz ihrer Spalträume, die zwiſchen Himmel und Hölle zu klaffen ſcheinen, unter ſich im Kern ſehr viel verwandter, als wir gewöhnlich noch glauben.

Vielleicht iſt überall doch das Identiſche gerade der Fels, aus dem die Ethik Waſſer ſchlägt und die Verdurſtenden

tränkt. Und wenn die Ethik einheitlich zu ſein ſcheint, ſo iſt hinter ihr ſchließlich wohl doch nur eine einzige, vorerſt allerdings noch tief geheime Weltanſchauung verborgen, die wir im ſtillen Lauf der Dinge endlich alle auch noch finden werden, — ſehen werden, obwohl wir ſie unerkannt alle ſchon beſeſſen haben.

Bedeutſamer Lauf der Gedanken. An unſere beſten deutſchen Dichterinnen denken, heißt in den Grund philoſophiſcher Probleme hinabſteigen. Auch unſere zeitlich zweite große Dichterin im neunzehnten Jahrhundert iſt eine ganze Denkerin, eine Philoſophin im beſten Sinn. Ja es iſt die Tiefe ihrer Kraft, die hier bewährt wird, das Erdreich, das ihre goldenen Garbenkinder eins ums andere genährt und ſie geſtählt hat in ihrem Wuchſe mit ſeiner Antäusgabe.

Durch unſere Art, wie wir heute Geiſtesgeſchichte ſchreiben, geht noch ein eigentümlicher enger Zug.

Die Nötigung zur Überſicht hat uns gezwungen, zu trennen.

Es ſollte zuerſt eine Schablone ſein. Nachher iſt es aber mehr geworden. Wir haben uns gewöhnt, von der Philoſophie beſonders zu handeln und dann ebenſo von der Litteraturgeſchichte. Der wieder verbindende höhere Begriff der Kulturgeſchichte iſt uns noch lange nicht genug in Fleiſch und Blut übergegangen. Eine Geſtalt wie die Ebner-Eſchenbach kann nur kulturgeſchichtlich behandelt werden.

Der Dichter ſoll nicht philoſophieren, lautet eine alte Schulregel. Umgekehrt nimmt man dicke Kompendien der Philoſophie zur Hand und ſieht ſich in den Glauben genötigt, als habe die Philoſophie immer nur von Syſtem zu Syſtem durch ganz beſtimmte ſyſtematiſch veranlagte Köpfe weitergearbeitet.

Das alles ſind Weisheiten, die wir unter manchen Schulmeiſterkämpfen erſt wieder von uns ſtreifen müſſen. Herman Grimm hat (ich habe in dieſem Buche ſchon einmal

darauf hingewieſen, wiederhole es aber gern) als eine wahre Quinteſſenz ſeines Wirkens, in der der ganze Mann ſteckt, ausgeſprochen, daß die Dichtung die vornehmſte Geſchichtsquelle ſei. Eine ähnliche Schranke muß zwiſchen Philoſophie und Dichtung fallen. Alle bedeutende Dichtung iſt ein Material erſten Ranges für die Geſchichte der Philoſophie. Von einem ganz anderen Boden aus hat Zola betont, daß jede Dichtung ein wiſſenſchaftliches Experiment ſei. Die Begründung war eine extreme, weil in ihr das kleine Gleichnis gerade des naturwiſſenſchaftlichen Experimentes mit Tiegel und Retorte etwas zu Tode gehetzt wurde. Es läßt ſich aber in einem tieferen Sinne ſagen, daß die echte Dichtung wirklich ein Experiment ſei, doch ein ſittliches und ein philoſophiſches.

Die Dichtung gehört auf ihrer Höhe zu den experimentellen Teilen der Philoſophie.

Das intuitive Arbeiten des Dichters thut dem keinen Abbruch. Denn einerſeits iſt auch die ſyſtematiſche Philoſophie, ja ſelbſt in einem viel höheren Maße, als die Schablone zugeſtehen will, die exakte Naturforſchung allerorten und in ihren wichtigſten Momenten im Banne des Intuitiven — wie denn geſchichtlich wirklich kein einziger großer Fund dort ohne ſeine Hilfe gemacht worden iſt. Anderſeits aber iſt das Intuitive ja nur das tiefere Stockwerk im menſchlichen Geiſte, das wir zwar nicht bewußt beherrſchen können, in das aber auch aller Beſitz des bewußten Geiſtes beſtändig eintritt und das dieſen Beſitz dann mit ſelbſtthätiger Logik für ſich ausgeſtaltet. So ſinken auch alle philoſophiſchen Ideen einer Zeit langſam in dieſes geheimnisvolle Plasma hinab, um in dichteriſchem Lebensgebilde neu daraus aufzuerſtehen. Es iſt ein ſehr viel verwickelterer Weg, den dieſes „Experiment“ nimmt, — aber der menſchliche Geiſt iſt eben auch etwas verwickelter als die paar Tiegel und Töpfe eines chemiſchen Laboratoriums.

Wird man dieſe Dinge einmal allſeitig zugeſtehen — und wir ſind auf dem beſten Wege dahin, — ſo muß die Dichtung aller Zeiten eine einzige fortlaufende Fundquelle für die philoſophiſche Bedeutung ihrer Zeit werden, und die großen Dichter werden zugleich in die feſte Reihe der großen Philoſophen einrücken, wenn auch aus ihrem Munde nie ein abſtraktes Wort gekommen ſein ſollte.

Die kleine Reihe Bände der Ebner-Eſchenbach wird man in dieſem Sinne nicht bloß leſen, um ihren Kunſtgehalt auf ſich wirken zu laſſen. Man wird ſie ſtudieren, um ein Bild wiederzufinden von dem tiefſten Ringen des Menſchengeiſtes in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Nehme ich bloß die drei ganz ſtarken Romane heraus, „Das Gemeindekind“, „Unſühnbar“ und „Glaubenslos?“, — ſo meine ich die ganze Melodie darin wiederzufinden, die ganze geiſtige Geheimſchrift dieſer Zeit, die zugleich dem ſpäteren Sucher ihr Schlüſſel ſein muß.

Ein ungeheuerer Riß, ein Bruch iſt die erſte Vorausſetzung.

Ein alter ſtolzer Bau ſicherſter religiöſer Überzeugungen und ſozialer Rangesordnungen iſt über Nacht verſunken wie das Märchenſchloß im See. An ſeiner Stelle rauſcht ein weites blaues Waſſer, und der Menſch ſitzt im Kahne und fragt: Wohin?

Auf dieſer Vorausſetzung ſteht die Dichterin, wenn der Vorhang aufgeht. Keines der drei Bücher, die ja alle drei ſchon Werke des gereifteſten Alters ſind, giebt den Kampf um das Negative nach dieſer Seite ſelbſt. In allen wird ſchon um das Poſitive weiter gerungen.

Das arme Gemeindekind fällt hilflos in die Welt, verlaſſen von jeder Hand des Himmels und der Geſellſchaft. Sein ganzes Leben iſt ein Emporringen durch eigene Urkraft, ein Neugründen dieſes Lebens ſelbſt von innen heraus. Der

treue Schulmeiſter, der ihm hilft, die ſchönſte Männergeſtalt, die die Ebner geſchaffen, ſteht ſelbſt auch ſchon jenſeits jener Vergangenheits-Skrupel, als das Buch ihn erreicht.

Maria Dornach kämpft ihre Schuld bloß mit ſich aus. Sie geht ſchon leer zur Beichte und kehrt leer zurück, ohne Erlöſung, aber auch ohne neuen Skrupel. Auch bei ihr liegt das alles ſchon zurück, als wir ſie auftreten ſehen, — in den Anfängen ihrer Erziehung. In der gewaltigen Schlußſzene, dem tragiſch Ergreifendſten aller dieſer Bände, ſehnt ſie ſich in die Gruft von Dornach heim, — nicht weiter.

Und ſelbſt der Prieſter in „Glaubenslos?“ hat im Negativen abgeſchloſſen, von der erſten Zeile an. Er kommt auch hier nicht darüber hinaus bis zum Schluß. Das Fragezeichen des Titels gilt ſeinem Zweifel, ſeiner Sehnſucht, ſeinem Finden im neuen Glauben an die Menſchheit, an den Wert auch jeder kleinſten Arbeit unter dieſem neuen Stern. Ich habe Leſer gekannt, die gerade dieſen letzten Roman mit einem Gefühl der Enttäuſchung aus der Hand gelegt haben. Sie erwarteten nach dem Anfang einen Freidenker-Roman: die Loslöſung eines Prieſters von der Kirche. Und ſie begriffen nicht, daß der Dichterin dieſes Problem ſchon gar nicht mehr intereſſant genug war, um eine ihrer Geſchichten darauf zu bauen.

Wenn man ſich erinnert, aus welchen Kreiſen die Ebner-Eſchenbach perſönlich gekommen iſt und wenn man ſich ſagt, daß ſie an Gemütstiefe gewiß nicht hinter ihrer frommen ariſtokratiſchen Kollegin, der Droſte-Hülshoff, zurückſteht, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß in dem Menſchenleben, das heute die Schwelle der Siebziger betreten hat, auch jener negative Kampf ſeinen Raum gehabt haben muß. Aber auf der Höhe des Schaffens hat das keine ſelbſtthätige Kraft mehr ausgeübt. Und ſo ſpiegelte ſich gerade der Schluß des Jahrhunderts beſonders treu. Jener Menſch in ſeinem Kahne auf dem neuen blauen See ſtarrt nicht in die Tiefe

nach der verſunkenen Zinne — weder mit Liebe noch mit Haß. Aber alle Spannung ſeines Geiſtes und der ganze Krampf ſeines Herzens iſt dabei, wie er jetzt über den See komme.

Die Welt, vom Grashalme dieſer Nacht bis zu den ſilbernen Lichtinſeln der unermeßlichen Raumesferne, erſcheint auf einmal in der Hand der Naturgeſetze. Auch das Sittengeſetz iſt nur ein tiefes Naturgeſetz. Neu iſt der Menſch, ein anderer als er ſich ſelber bisher gedeutet. Die Geſchichte hat ein neues Antlitz, und wo die Geſchichte ſich ändert, da wandelt ſich auch die Gegenwart. Wie Dorothea ſagt: „. . . denn alles bewegt ſich jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich alles zu trennen . . . Gold und Silber ſchmilzt aus den alten, heiligen Formen; alles regt ſich, als wollte die Welt die geſtaltete rückwärts löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.“ Unendliches ſcheint genommen. Aber indem der Menſch ihm nachweinen will, beſinnt er ſich, daß ihm auch ein Größtes jetzt erſt gegeben iſt. Der freie Weg unendlicher Verbeſſerung, Vervollkommnung. Aus dieſer Welt der Naturgeſetze und des naturgewordenen Menſchen als eines Pilgers auf einem einſamen Stern unter Hunderttauſenden, aus dieſer Welt gerade wächſt die Idee der Entwickelung, des ewigen naturgewollten Steigens, in dem jede Disharmonie nur die abſpringende Schale einer höheren, harmoniſcheren Gußſtufe iſt.

Das iſt die Grundmelodie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Der Menſch im Kahn — und unter dieſem Kahn eine leiſe Strömung auf ferne, blühende Ufer hin.

Aber dahinein brechen nun auch die Zweifel. Iſt dieſer Entwickelungsglaube nicht auch noch ein letzter Aberglaube? Der letzte Irrſtrudel des verſunkenen Schloſſes? Giebt es wirklich ein Empor, ein Vorwärts auf das Gute, Beſſere, Beſte hin auch in dieſer entgötterten Welt? Im Grau dieſes Zweifels wandelt der edle Prieſter in „Glaubenslos?“

Er fragt ſich, ob das ewige Quentlein Gutes, das wir hineinwerfen in die Menſchheit, etwas nützen könne, irgend einen Anteil habe zum wirklichen Gang der Dinge in dieſer dunkel fataliſtiſchen Welt?

Dieſer Zweifel an der wirklichen Macht der Entwickelung inmitten eines Zeitalters, das das Wort Entwickelung auf ſeine Fahne geſchrieben hatte, wie nie eines zuvor, iſt echteſtes neunzehntes Jahrhundert.

Haben wir nicht ſo oft den Verſuch wieder erlebt, die „Entwickelung“ als ein bloß ſinnloſes Nacheinander beliebiger Dinge zu faſſen? Die Erde eine Blüte, die heute gleißt und morgen vergeht. Der Menſch und ſeine Kulturgeſchichte eine ſinnloſe Kaleidoſkopdrehung. Bunte Steinchen, ſich einigend, auseinanderfallend, ins Nichts verſenkt. Eines Tages das alles eine große Trümmerſtätte, Palmyra und Syrakus eines Lebensſternes. Und der Staub der letzten Säule in irgend einem Sonnenhochofen verbrannt. Alles aus. Gleichgültig. Umſonſt.

Ganz langſam, ganz zäh hat ſich hier die andere Deutung erſt ihren Weg ſuchen müſſen. Sie, die mit dem Begriff der Entwickelung nicht ein Wort, ſondern einen Sinn verbindet. Die alles zugiebt, Naturgeſetze, Äonen der Zeit, unendlichen Wandel der Formen, der Geſchlechter, einen naturgewordenen Menſchen, Not, Elend, Daſeinskampf, — aber in alle dem wirklicher Emporgang, wirkliche „Entwickelung“, — die ganze Welt, alle dieſe Sterne, alle dieſe Menſchen „ſehnſuchtsvolle Hungerleider“, wie Goethe ſagt, nach dem ewig Unerreichlichen, weil immer wieder Höheren, Emporführenden — nach Gott am Ausgang der Dinge, nicht am Anbeginn.

In dieſem Glauben bloß an das Wort oder an den tiefen Sinn der Entwickelung ſcheiden ſich die ſcharfen Wege innerhalb des jetzt ausklingenden Säkulums.

Alles, was noch unterhalb gekämpft hat, iſt Kampf

eigentlich mit älteren Jahrhunderten gewesen. Diese Wegscheide aber hat das neunzehnte Jahrhundert selbst erst geschaffen.

Und zu ihr jetzt hat die Ebner-Eschenbach ganz scharf Stellung genommen, Farbe bekannt. Das „Gemeindekind" ist ein einziger Hymnus auf das „Empor". Das Glaubensbekenntnis der Dichterin in Form einer That. In der Gestalt des dichterischen Experimentes. Auch in „Glaubenslos?" findet der zweifelnde Held den Trost. Er findet ihn mehr bewußt, schon als Reflektierender. Im „Gemeindekind" sieht man die Naturmacht selber bei der Arbeit. Es braucht keiner das Wort auszusprechen, keiner sich zu bekehren. Die That selber spricht. Das Unwahrscheinlichste für eine echte Entwickelungslösung wird zusammengegossen. Und doch schießt der Krystall an. Gott schweigt in diesem Buche. Aber ein Naturgesetz des Guten waltet mit einer Schlichtheit, die zuletzt fortreißt wie ein Sturm. Es braucht wirklich kein Märchenschloß, scheint jede Zeile zu predigen. Aber der See hat eine Strömung, die zum Strande führt. Fahrt nur.

Ich weiß sehr wohl, daß die Fabel der Geschichte einen uralten Kern hegt. Es ist das ewige Märchen vom Königssohn, der die Schweine hüten muß und doch König wird. Aber wie das hier erzählt wird, konnte es nur im neunzehnten Jahrhundert erzählt werden, das keine Feen mehr hat wie das bunte Märchen. Nicht einmal mehr das Geheimnis, dem Goethe im „Wilhelm Meister" noch Rechnung getragen. Der einzige verschleierte Punkt des Gemeindekindes, die Unschuld der Mutter, giebt nicht die Lösung, sondern nur ein freundliches Schlußlicht, als diese Lösung längst da ist. Die Lösung durch das Schlichteste und doch Größte: die eigene Emporkraft des Menschen. Er ist das letzte Palladium dieser Zeit: der Mensch, der einsame, auf sich gestellte Mensch. Aller Glaube konzentriert sich auf ihn. Und die

Dichterin ſelber zeichnet hinter ihr „Glaubenslos“ das große Fragezeichen, — das feierliche Mal, daß ihre Welt die Wende überſtanden hat, wieder poſitiv geworden iſt.

Es iſt ein anderes, ob ich an eine gute Strömung glaube, die irgendwie doch noch zum Lande führen wird, oder ob ich von irgend einem Ruder etwas erwarte, das in dieſe Strömung noch beſonders einzuſetzen wäre. Jede Weltanſchauung, die in unſeren Tagen den Himmel läßt und ſich auf den Menſchen und ſeine Kraft einigt, bekommt notwendig einen ſozialen Zug. Wer die Ebner-Eſchenbach kennt, der kennt auch ihn in ihr. In ihrer ſtarken Natur giebt es kein Verſchleiern. Auch in dieſer engeren Nüance hat ſie ihre Überzeugung geſagt, immer wieder, daß nicht der Schatten auch nur eines Mißverſtändniſſes bleibe. Aber es iſt eine ganz beſtimmte Nüance der Überzeugung.

Wohl hat die Dichterin in der tiefen, mit einer förmlich magiſchen Glut endenden Novelle vom „Kreisphyſikus“ die impulſive Macht des ausgeſprochenen Wortes vom befreienden Menſchheitsglauben geprieſen, die noch einen grauen Zweifler mitreißt und in eine neue Welt hinein verjüngt. Aber dieſes Wunder iſt nicht der Alltag. Wer das Wunder im Alltage ſucht, der wird, ſcheint ihr, im Menſchheitsfortſchritte enttäuſcht wie auf jedem anderen Gebiete. Den Lehrer, der die beſſere Menſchheit predigt, ſieht er ſchließlich gerade von der rohen Menge gekreuzigt, weil ſie noch gar kein Verſtändnis beſitzt; weil ſie die Grundlage des Guten nie erhalten hat, keine Erziehung, keine Bildung, keine Tradition echten Menſchentums. Es iſt ein Fels immer neuer Vernachläſſigung, der uns da entgegen ragt. Aber an dieſem Felſen ſelber zerſchellt nun in der eiſernen Logik der Weltendinge gerade der Moſesſtab des Beſſernden, an ihm verhallt ohne Echo die wunderbarſte Predigt, auf ſeiner kalten Fläche iſt das Wunder ſchon hundertmal geſtorben, und es wird noch hundertmal ſterben, wenn der Fels ſo ſtehen bleibt.

Dieſelbe Logik lehrt nun, daß dieſer Fels nur von untenher abzutragen iſt. Mit dem Rohen, mit dem Unerzogenen werden wir nie die Welt befreien, mögen wir ihm ſagen, was wir wollen, ihm geben, was wir wollen. Aber nach tief geheimnisvollem Naturzuſammenhange wächſt ja die Menſchheit immer wieder in neuer, junger Welle empor.

An die Kinder muß ſich unſere Arbeit wenden.

So wird die ſoziale Frage der Dichterin zu einer Kinderfrage. Mit flammendem Wort kämpfen alle ihre beſten Bücher für Eines: für die Menſchenrechte des Kindes. Jedes Kind hat das Recht, zum Menſchen erzogen zu werden, zur echten ſittlichen Reife des Menſchen. Ein echter Geiſt ihrer Zeit, ſieht die Dichterin die ſittliche Reife ſelber aber als ein einfaches Ergebnis der Bildung an.

Keine ſtarke Dichterindividualität im ganzen Jahrhundert wüßte ich zu nennen, bei der das Kind ſo ausſchließlich im Mittelpunkte ſteht. Das Kind iſt der wahre Menſch, für den ſie ringt, klagt, hofft, arbeitet. All ihre dichteriſche Meiſterſchaft vereinigt ſich um dieſes Kind. Aber immer um das Haupt dieſes Kindes glänzt es wie ein Lichtglanz: es iſt ihr Zukunftsmenſch zugleich, der Menſch ihrer ſozialen Hoffnungen.

Dieſe kleine Sonne ſteht um die ſtruppigen Haare, die verhungerten und erfrorenen Backen des armen Gemeindekindes. Die einzige Stunde, da der Prieſter in „Glaubenslos?“ wirklich glaubenslos iſt, iſt die, wo er nach einer ſchrecklichen Enttäuſchung ſogar die aufkeimenden Kinderſeelen ſchon durch die uralte Unterlaſſungsſünde der Generationen vergiftet glaubt. Es iſt die ſchönſte Stelle dieſes reichen Buches, wie die Bäuerin mit ihm ringt, wie Abraham einſt mit dem Herrn gerungen um die zehn Gerechten von Gomorrha — um die Kinder, die ihm ſeinen Menſchheitsglauben retten ſollen. „Denken's auch an die Kinder ..... Sie haben freilich an ein'm Kinde eine traurige Erfahrung

gemacht, Herr Cooperator, dafür können's an zwanzig anderen gute Erfahrungen machen." — „Hochgegriffen, Bäuerin", sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Ols, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuldbewußtsein geneigt, an treuherzige Augen, die ihn in aufrichtiger Beschämung angeblickt hatten, an ein armes, thränenüberströmtes Gesichtchen . . . Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft.

In der Tragödie, die von der Dichterin das schwere „Unsühnbar" ohne Fragezeichen erhalten hat, ist die schwerste Schuld, die eigentlich unsühnbare, eine Kinderschuld, eine Schuld am Kinde. Ich habe immer gegen diesen Roman, den ich den größten und tiefsten des ganzen Jahrhunderts bedingungslos zurechne, den einen Einwand gehabt, daß er Maria Dornach sich selbst verdammen läßt, ohne einen so unverkennbaren Milderungsgrund durchklingen zu lassen: daß in dem Augenblick ihrer Hingabe an Tessin sich wenigstens eine Logik auch in vollem Wahrheitssinne vollzog — die Erlösung der unterdrückten echten, individuellen Neigung in ihr, die Rehabilitation der wahren impulsiven Leidenschaft, an der trotz aller Güte ihres Mannes schwer gesündigt worden war vom ersten Blatte des Buches an. Aber ich empfinde auch, wie dieser Zug der Dichterin verblaßt ist — und das eben aus jenem Motiv der Kinderschuld heraus. Das Kind des Ehebruchs wird von der Mutter nicht geliebt! Die ganze Schwere sinkt hierher. Erst als diese Schuld sich langsam mildert, steigt Maria wieder etwas aus den Schatten herauf. Es ist die Stelle, wo die Dichterin als Nemesis ihrer eigenen Gestalten unerbittlich ist, weil ihr ganzer sittlicher Glaube hier wurzelt.

Die Kraft macht wenig Worte.

Gerade an der Ebner kann man so recht lernen, wie der innere Geist eines Kunstwerkes sich seine Form schafft.

Und wie unbrauchbar also eine Ästhetik ist, die Dichtungsformen und Dichtertechnik auf allgemeine Formeln bringen möchte jenseits von jedem individuellen Dichtungsinhalt.

Ein paar dünne Bändchen umschließen diese ganze Welt. Wer hat knapper erzählen können als der alte Fontane, und was ist „Effi Briest", an die man so oft denken muß bei „Unsühnbar", ein schwerer Band gegen das novellenschmale Bändlein der Ebner! Gerade in der Erzählungsart zeigt sich die innere Logik auf ihrer Höhe. Man betrachte einzelne Szenen. Das letzte Gespräch zwischen Maria und Tessin und andere mehr. Der Aufbau ist prachtvoll, kristallklar. Aber es geht alles bis auf ein entscheidendes Wort, das ohne jede besondere Pointierung kommt. Dann ist alles aus. Als sagte die Dichterin zwischen den Zeilen: der Rest ist ja doch gleichgültig. Flüchtigen Lesern kann es geschehen, daß sie über die Entscheidung hinweg lesen und nachher umblättern müssen. In jener Szene mit Tessin wird das ganze weitere Schicksal des Mannes in einen Vordersatz gedrängt, Jahrzehnte, ein Menschenleben, ein Urteil über den Menschen und eine ganze Philosophie, drei Zeilen im buchstäblichen Sinne.

Weil in dem Knappen so viel steckt, ist es eine Freude, die Bücher der Ebner oft zu lesen. Es ist nichts hinein geheimnist. Aber die äußere Schlichtheit ist so groß, daß man erst beim wiederholten Lesen einzelne wirklich virtuose Feinheiten findet.

Das Dichterkunststück, das zuerst bei Goethe so klar erkannt worden ist: Personen nicht zu beschreiben, sondern durch kleine Handlungszüge dem Leser fast unmerklich nahe zu bringen, bis das Bild wie eine Vision plötzlich da ist, ist bei ihr auf dem Gipfel.

In welcher Verworrenheit ohne Licht fängt das „Gemeindekind" an, wie ein Ausschnitt aus einer Gerichtszeitung, kalt, scheußlich. Dreizehn Seiten lang ist auch der

kleine Pavel nur ein Schmutzfleckchen in dieſem Sumpf. Da wird ihm das Schweſterchen genommen. Sie ſoll aufs Schloß. „Bekommt ſie auch etwas zu eſſen? fuhr es Pavel durch den Sinn. Sie iſt gewiß hungrig. Seitdem er dachte, war es ſeine wichtigſte Obliegenheit geweſen, das Kind vor Hunger zu ſchützen.“ In dieſem Moment hat die Dichterin ihren Helden beim Schopf. Wir ſtehen auf Seiten des Kindes.

Es iſt wieder ein ſolcher kleiner großer Zug, wie viele Seiten ſpäter die Mutter im Zuchthaus auf einmal Leben bekommt. Pavel denkt an ſie. „Er erinnerte ſich mancher derben Zurechtweiſung, die er durch ſeine Mutter erfahren, und keiner einzigen Äußerung ihrer Zärtlichkeit . . . vieler jedoch ihrer ſtummen Fürſorgen, ganz beſonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Teilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für ſie ſelbſt.“ Von da ab (S. 63) glaubt man an die Unſchuld der Eingekerkerten, die auf S. 360 des Buches wie etwas Selbſtverſtändliches an den Tag kommt. Gern führt die Ebner ihre Geſtalten ſogar in Einzelzügen noch etwas gröber ein, als ſie nun doch ſchließlich ſind. Als ſollte offenbar werden, noch abgeſehen von jeder Technik: man irrt ſich leicht im Menſchen; die meiſten ſind doch nachher noch beſſer als im erſten Eindruck. Es iſt das ein Motiv, das auch die Droſte in Gedichten gern berührt hat.

Sie haben noch eine tiefe Verwandtſchaft, die beiden — dann aber auch noch etwas Grundverſchiedenes.

Die Droſte iſt darin unter unſeren klaſſiſchen Lyrikern geradezu einzigartig, daß ſie die Grazien hinter ſich hat, aber auch manchmal einen wahren Kobold ungelenker Sprache. Hart aufeinander prallen bei ihr Verſe von prachtvollſter Sprachbeherrſchung und ſolche, die wie mit Latten vernagelt ſind, Latten mit ſtechenden Nägeln nach außen. Ich habe mir nun immer die Maxime gebildet, daß man vor ſolchen

Dingen achtend etwas lernen soll, aber nicht leichtfertig tadeln. Der Tadel ist wirklich hier zu wohlfeil. Wenn ein Gigant an Gestaltungskraft so schreibt, so muß das einen tieferen und jedenfalls achtenswerten Grund haben. Wir besitzen ja Poeten genug, die ängstlich jeden metrischen Mißklang meiden und doch banale Stümper sind. Während echte Musenkinder bisweilen wahrhaft mit Steinen werfen.

Bei der Droste ist nun sehr einleuchtend, daß ihr im besten Sinne realistisches Streben oft einfach den Vers sprengt. Sie will schlicht, logisch, geradeaus bleiben — und das ist ihr schließlich mehr wert als ein Schlag ins Gehör. Sie vergißt ja nun wohl, daß die Gedankenlogik, selber gerettet, in solchem Falle eine Art formaler Unlogik wird, so daß doch ein Manko entsteht. Aber eigentlich werden wir doch einen logischen Dichtergedanken einer solchen Meisterin höher stellen als etwas Wohlklang, den jeder leicht machen könnte.

Von hier läßt sich dann eine Brücke bilden zu der Beobachtung, daß die Ebner-Eschenbach nicht eben unseren größten Stilisten beizurechnen sei. Auch ihr Ausdruck leidet an einer gewissen Herbheit, einem Holpern, das im stillen Fahrwasser des Erzählens nicht selten stört. Erst wenn man sieht, wie sie in den wirklich großen Erzählungsmomenten zum vollkommen adäquaten Werkzeug wird, ohne das die Größe gar nicht so heraus käme, findet man den rechten Standpunkt dazu.

Immer ist es der Anfang ihrer Erzählungen, wo man das Farblose des Stils empfindet. Und immer ist es der Fortgang, der herausreißt. Am reinsten, am gleichmäßigsten ist ihr Stil im Dialog. Vielleicht hat sie ihn da am früheſten geübt. Die Zwischenrede, die Schilderung ist matter. Bisweilen fühlt man auch, daß der Stil gelitten hat unter dem unabläſſigen Durchfeilen des Inhalts. So wandelt diese Meisterin in einem prunklosen Mantel in die Unsterblich-

keit. Aber was braucht ſie Prunk; ſie bringt ja doch ſich ſelber mit.

Weit voneinander ſtehen die beiden Dichterinnen aber in einem Punkte, der jedem auffallen muß. Die träumeriſche Seele der Droſte floß über in die weſtfäliſche Landſchaft, aus der ſie kam, und im Vers lebte dann dieſes Landſchaftsbild in einer realiſtiſchen Treue auf, daß wir es für immer nun feſt in der Weltlitteratur bewahren.

Die Ebner hinterläßt uns keinen deutlichen Naturhintergrund. Ihr eigentlicher Hintergrund iſt allemal das Sittliche. Der Menſch bewegt uns ganz, engt allen Raum ein. Sieht ſie ihn doch nicht bloß in der Gegenwart, ſondern in einer verbeſſerten Zukunft ſchon. Alles andere iſt Kuliſſe.

Man atmet eine beſtimmte Heimatsliebe wohl darin mit, daß alles ſo eng bei einander, faſt vor dem gleichen Hintergrunde ſpielt. Wer dort mit lebt, wird das ja noch viel ſtärker empfinden als der Fernſtehende. In der lieben Geſchichte von den Gemperlein fällt einmal das hübſche Wort von der Liebe zum heimiſchen Boden, daß man die Erde „ſchnupfen“ möchte.

Aber zum großen Bilde wirklich ausgeführt, ſo, daß wir gerade dieſe Landſchaft nun fortan auch beſitzen könnten, wird das nie. Wo die Landſchaft ſelbſt eingreift, wie der verhängnisvolle Strudel in „Unſühnbar“, habe ich ſie doch immer hinter den Menſchen, die ſo taghell daſtehen, verloren. Was hätte Storm aus dieſer Szene an Naturdämonik gemacht! Nur in wenigen Momenten iſt es, als falle ein verlorener Strahl der großen Seelenlaterne faſt zufällig auch auf die Wand. Dann blitzt wohl ein einzelnes Momentbild auf, das ſich feſtſetzt. Aber das entſchwebt wieder. Und hinter langen Szenen ziehen einförmig einfachſte Szenerien her: Wald; ein Park; eine einſame Hütte; Tag; Nacht. Aber nichts Individuelleres.

Und doch hat die Dichterin meiſterhaft eins in der Hand, wenn ſie will. Ein Naturbild am rechten Fleck, das mit eingezogen iſt in das Sittliche, gleichſam ein Reflex des Menſchenſchickſals in einem ganz jäh auftauchenden Lichtfleck des Hintergrundes im entſcheidendſten Moment.

Die gewaltigſte Stelle iſt der Schluß von „Unſühnbar". „Die Fenſter waren weit geöffnet. Am Himmel ſchwebte eine finſtere Wolke; ſie glich einem rieſigen Vogel mit weit ausgeſpreizten Flügeln. Der von ihr verhüllte Mond warf eine Fülle ſilbernen Lichtes über eine Stelle am Horizont. Auf dieſer ruhten Marias ſchon gebrochene Augen. Dort, wo es hell war, wo der verklärende Schimmer ſich breitete, — lag Dornach." Das Naturbild iſt noch einmal die ganze Dichtung. Es hat auch hier keine eigene Rolle. Der Menſch erſcheint darin vor der Welt. Nicht im engeren Rahmen.

Trotzdem genügt die eine Probe, um zu zeigen, wie jeder Vorſtoß dieſer ſtarken Dichterin in irgend ein Gebiet Kraft iſt. Ihre Beſchränkungen ſind ihr Meiſterrecht, an dem wir, meine ich, nicht zu mäkeln haben.

Die Ebner-Eſchenbach gehört keiner Dichterſchule, keiner lokalen, noch zeitlichen, noch durch eine Technik beſtimmten, an.

Ihre größten Werke fielen in der Wirkung bei uns in die Zeit des ſchärfſten Naturalismus. Weil ihre Kraft ſo gewaltig war, daß man ſie innerhalb dieſer Strömung doch noch mit voller Wucht empfand, taufte man auch ſie eine naturaliſtiſche Dichterin.

Sie gehört aber einem Größeren an, — ſie iſt eine Dichterin.

Freie Universitäten

Ein Weckruf

Das Wort ist nicht ein Hirngespinst von mir.

Es gärt seit Jahren in zahlreichen Köpfen, in den verschiedensten Ländern.

Seitdem der Begriff „Bildung" flüssig geworden ist, seitdem er sich losgelöst hat von einer einzelnen Klasse, einer bestimmten Erziehungsmethode, — seitdem ist auch der Gedanke nicht zur Ruhe gekommen, daß mit dem Begriff der „Universität" noch etwas Universaleres gefaßt sein könne, als wir in das gangbare Wort hineinlegen, — daß auch dieser Begriff noch eine Entwickelung zulasse weit über seine bestehende Erscheinungsform hinaus.

Allmählich sind dann Worte, Schlagworte gekommen. Sehr verschiedene Schlagworte. Der eine fühlt am stärksten eine gewisse Beengung, einen Zwang in unserem offiziellen Universitätskörper: er faßte das, was ihm unklar als Erweiterung vorschwebt, in das Wort „Freie Universität". Andere, die mehr aus der sozialen Bewegung kamen, fanden den Gegensatz am kürzesten mit „Volksuniversität" ausgedrückt.

Suchen wir das Gemeinsame zu fixieren.

Bildung soll auf alle Fälle in einer neuen, verstärkten Weise verbreitet werden. In „freierer" Weise, als es die bestehenden Universitäten ihrem Bau nach vermögen. Im Sinne einer „Volksuniversität", indem nicht an einen auserwählten Kreis studierender Jugend gedacht wird, sondern an die ganze Masse der irgendwie Bildungsbedürftigen ohne Unterschied des Standes.

Im ganzen soll zusammengefaßt werden, was bisher überwiegend als Arbeit einzelner, in populären Schriften, in gemeinverständlichen Vorträgen, für die Allgemeinbildung geleistet worden ist.

Und zwar soll es zusammengefaßt werden in einer Form, die am meisten Ähnlichkeit doch immer wieder mit der alten „Universität" hat.

Wobei auch Vorschläge laut werden, es solle nicht nur ein ideelles, sondern ein wirkliches Band zwischen der alten Institution und der neuen gesucht werden, in irgend einer Weise, über die man sich allerdings nicht sehr klar ist.

Überall schwebt so ein allgemeines Bild vor, aber die Bestandteile, die es bilden, decken sich dabei nicht allgemein. Das ist gerade typisch für eine echte Bewegung. Es sprechen in ihr viele Faktoren mit, sie vereinigt eine ganze Reihe von Bedürfnissen. Aber je tiefer, je verzweigter die Wurzeln, desto schwerer ist es oft, in der Praxis etwas aus solcher vielköpfigen Empfindung zu machen.

Die Sache erscheint vielen im Augenblick schon so brennend, daß sich die Vorboten der Praxis, gewisse erste Experimente, einstellen. Jeder Tag kann Ernsteres bringen. Aber gerade jetzt wird auch die Gefahr akut, daß die verschiedenen Motive ein ganz unklares Programm erzeugen.

Man kommt zusammen und redet. Eines jener Schlagworte oder auch beide kombiniert schweben als Geist über den Wassern, und jeder glaubt beim Eintritt zu wissen, was

alle beseelt. Aber dann kommt die Debatte und es scheint dem unbefangenen Hörer, daß jeder thatsächlich etwas anderes wolle als jeder zweite. Statt zu klären, verwirren sich die Parteien aneinander. So könnte es leicht geschehen, daß gerade der wohlgemeinte Ruf zur Praxis die gesunden Gefühle zunächst verschütte und das Ganze rückwärts treibe statt vorwärts. Ich habe die Empfindung, als solle hier jeder eingreifen, der auch nur ein ganz klein wenig Klarheit über die berechtigte Verschiedenheit der Motive, ein ganz klein wenig Überblick aber auch über die trotzdem vorhandene Einheit des Hauptgedankens zu besitzen glaubt.

Persönlich kann ich für mich anführen, daß mir wenigstens einige praktische Erfahrung nicht fehlt.

Auf der einen Seite verknüpfen mich starke Gefühle der Dankbarkeit mit der echten Universität; freundliche Beziehungen zu trefflichsten Hochschullehrern sind mir durchs Leben geblieben. Auf der anderen habe ich aber seit rund fünfzehn Jahren in intensivster Weise mich an allen möglichen Versuchen für freie Volksbildung beteiligt.

Ich habe in Arbeiterkreisen wie auch in anderen hunderte von populären Vorträgen über die verschiedensten mir zugänglichen Stoffe gehalten. Ich gehöre zu den Mitbegründern der Berliner „Freien Volksbühne", die im Sinne freier ästhetischer Kultur ins Weite zu wirken versucht hat. Ich habe mehrfach an der Berliner „Arbeiter-Bildungsschule" unterrichtet. Ich habe der sogenannten freireligiösen Bewegung, die ja in ihrer überwiegenden Form auch nur volkstümlichen Bildungszwecken ohne besondere religiöse Färbung dient, in dieser ganzen Zeit nicht nur praktisch (durch regelmäßige Vorträge in der Berliner Gemeinde) nahe gestanden, sondern gerade diese Bewegung auch mit allem, was darum und daran hängt, systematisch selbst zum Gegenstande meiner Studien gemacht. Der deutschen „Gesellschaft für ethische Kultur" habe ich eine Zeitlang als Vorstandsmitglied an-

gehört. Mit der modernen Frauenbewegung (auf die ich unten zurückkomme) habe ich mich sowohl in Berlin wie in Zürich eingehend befaßt. Meine vollkommen unabhängige Stellung als freier Schriftsteller in diesen ganzen Jahren hat bei mancher Schwierigkeit mir doch wenigstens Gelegenheit geboten, unbefangene Erfahrungen im guten wie im bösen Sinne auch über diesen meinen eigenen Stand zu machen.

Überblicke ich diese anderthalb Jahrzehnte recht energischen und bewegten Kampfes, so glaube ich doch sachlich einiges darin gelernt zu haben. Wer freilich, wie so viele, diesen ganzen Dingen praktisch vollkommen fern steht, wird vielleicht gerade deswegen meine Anschauungen für besonders abstrus und unberechtigt halten, — er wird von seinem unberührten Boden aus das für phantastisch halten, was für mich das Ergebnis äußerst nüchterner Erfahrung ist, die ich nicht dirigiert, sondern einfach zwangsweise gemacht habe. Das geht immer so und wird jedem so gehen in dieser defekten Welt.

Setzen wir bei dem Worte ein, das überall den gemeinsamen Grundstock der Schlagworte bildet: dem Worte Universität.

Es scheint mir dringend nötig, daß über unsere offiziellen Universitäten volle Klarheit herrsche, ehe der Begriff in einem neuen Sinne verwertet wird. Für die Praxis erhellt daraus dann auch sofort, ob die geplante Neuschöpfung ein Ableger dieser offiziellen Universitätspflanze sein könne oder ob sie völlig unabhängig ihre Existenz aufbauen müsse; gleich hier ist die Konfusion in den mir bisher sichtbar gewordenen Äußerungen ganz außerordentlich groß und möglicherweise verhängnisvoll für das ganze Beginnen.

Der geschichtliche Lauf der Dinge mit seiner untrennbar engen Verknüpfung sozialer Verhältnisse und geistigen Fortschrittes hat es mit sich gebracht, daß in dem Wesen unserer

Univerſitäten gegenwärtig ein Doppelmotiv ſteckt, eine Zweiheit, die unverkennbar auf den Geſamtwert drückt.

Auf der einen Seite iſt die Univerſität eine Hochburg der Forſchung. Sie ſchafft dieſer Forſchung die möglichſt günſtigen Bedingungen unter den augenblicklich Mitarbeitenden. Und ſie pflanzt gleichzeitig ihre Methode fort, hilft die Praxis des Forſchens auf neue Kräfte übertragen, erzieht immer friſche Generationen von Forſchern, die ein einheitliches Werk ohne Unterſchied der Perſon fortzuführen beſtrebt ſind.

Auf der anderen Seite dient die Univerſität dem Brotſtudium einer Anzahl junger Leute; ſie vermittelt gegen Bezahlung eine gewiſſe Summe von Kenntniſſen, über die bei einem Examen quittiert wird; die Quittung ermöglicht dem Betreffenden, eine gewiſſe wirtſchaftliche Verſorgung zu erlangen oder wenigſtens ins Auge zu faſſen; von einer einheitlichen Idee, die über den Perſonen ſtände, iſt nach dieſer Seite keine Rede, es wird einfach etwas verkauft und jeder macht damit, was er für ſich braucht im allgemeinen wirtſchaftlichen Konkurrenzkampfe.

Es iſt klar, daß dieſe beiden fundamental verſchiedenen Zwecke zu ſehr fühlbaren Schwierigkeiten drängen müſſen, und in der That bewegt ſich unſer offizielles Univerſitätsleben innerhalb der Unruhen und Unzuträglichkeiten von jener Seite immer mühſamer vorwärts. Bisweilen glaubt man bereits eine Zukunft aufdämmern zu ſehen, wo das einheitliche Inſtitut zu gunſten ſeiner zwei Motive ſich in zwei geſonderte Körper auflöſt.

Was gegenwärtig die Einheit mühſam aufrecht erhält, iſt zum Teil nur noch der Glaube, daß durch die Verknüpfung von idealem Forſchungs-Inſtitut und reinem Brot-Inſtitut doch auch auf die Studenten, die der Forſchung nie angehören werden, eine gewiſſe Läuterung und ideelle Weihe übergehe, wie ſie die ſelbſtloſe Forſchung an ſich zweifellos ausſtrahlt.

Leider ist aber in der Praxis heute zu behaupten, daß die Verknüpfung sich mehr und mehr zum Schaden der Forschung selbst entwickelt; der grob materielle Zug, den das nackte Brotstudium in die Dinge bringt, überwuchert alle Tage mehr auch die Forschung, anstatt umgekehrt. Dazu kommen andere unvermeidliche Konflikte.

Die Forschung ist ihrem tiefsten Wesen nach unabhängig, frei, ohne andere Verantwortung als die vor dem heiligen Geist der Wahrheit. Sie hat innerlich mit dem Staate nichts zu thun, und ihr äußeres Verhältnis zu ihm wird allezeit ein loses, jeden Augenblick kündbares sein. Jene Institution dagegen, die gewisse Zeugnisse für den Broterwerb liefert, läßt sich unmöglich aus der Abhängigkeit von anderen Institutionen, und zwar in erster Linie dem Staat, herauslösen. Jene Zeugnisse sollen ja in allererster Linie gewisse Arten des Broterwerbes ermöglichen, deren Vergebung der Staat ganz oder doch in den wesentlichsten Punkten in Händen hat. Das ist nur möglich, wenn der Staat die volle Kontrolle über die Zeugniserwerbung und Zeugnisverleihung sich wahrt.

So ist die Universität in ihrer Doppelrolle zugleich ein freies und ein staatliches Institut — eine Unmöglichkeit, die sich einfach darin rächt, daß auch die Freiheit der Forschung bei den verschiedensten Gelegenheiten praktisch unter Staatskontrolle gerät und damit naturgemäß eine schwere Einbuße erleidet.

Es ist nötig, sich diese Dinge klar zu vergegenwärtigen, um ein Bild davon zu bekommen, was man von der modernen Universität erwarten darf und was nicht. Wie sie vor uns steht, trägt diese Universität in sich einen solchen Konflikt, daß sie in absehbarer Zeit genug zu thun haben wird, um in sich selbst auch nur eine annähernde Klärung herbeizuführen. Jedenfalls ist es schlechterdings unmöglich, ihr noch neue Lasten aufzuhalsen, ganz einerlei, ob diese nun

realer oder idealer Natur seien. Jede Form einer Erweiterung des vorhandenen Universitätskörpers wäre aber eine solche Last.

Wenn ich mich allerdings auf eine ideale Höhe stelle, so ist gewiß sehr leicht ersichtlich, daß in den „Begriff" der Universität noch etwas hineinpaßte, das als vollkommen gleich mächtiges Drittes neben jene beiden genannten Motive zu stellen wäre.

Zu der reinen Forschungsanstalt und der reinen Brotanstalt ließe sich nur zu gut denken eine dritte Rolle als Anstalt für allgemeine Bildung — allgemeine Bildung im Sinne einer Bildung für solche, die weder ihr Leben der strengen Forschung selbst widmen möchten, noch auf der anderen Seite durch Einpauken einiger Ergebnisse dieser Forschung sich eine Anwartschaft auf Brot erwerben möchten.

Im weitesten Sinne berührte sich gerade dieses Programm wohl mit allem, was trotz verschiedenster Detailmeinung für die „Volksuniversitäten" oder „Freien Universitäten" erwartet wird.

Aber wie die Dinge liegen, wäre seine Einfügung in den Lehrkörper der bestehenden Universität der Tod dieser Universität. Ich werde gleich noch darauf kommen, welche Kreise eigentlich mit dem Worte „Volk" heute gemeint sein sollen. Jedenfalls aber werden es in jeder Auffassung beträchtliche Massen sein. Gegenwärtig ist das Schutzmittel, mit dessen Hilfe die offizielle Universität in ihrem bestehenden Zustande allein existieren kann, die Beschränkung ihrer Zuhörerschaft auf eine immerhin noch relativ kleine Auswahl von Hörern. In diese Auswahl wird zugleich eine gewisse Einheit hineingebracht durch die Forderung einer bestimmten Vorbildung, die den Universitätsunterricht sowohl nach der Forschungs- wie nach der Brotseite außerordentlich erleichtert. Eine plötzliche rapide Zahlenvergrößerung unter gleichzeitigem Fall jener Vorbildungseinheit würde die beiden gegenwärtigen Zwecke der Universität gleichmäßig lähmen.

Die strenge Forschung, die ihrem Wesen nach stets in möglichst engem Kreise blüht, würde noch mehr leiden als jetzt. Es ist jetzt schon schlimm genug, wenn der Professor von seiner echten Forscherarbeit jeden Augenblick abberufen wird, um — nicht junge Kräfte in die Forschungsarbeit einzuweihen, was immerhin noch ein sehr edler und notwendiger Beruf ist — sondern um jungen Leuten etwas zum Zweck ihrer wirtschaftlichen Versorgung einzutrichtern und sie darüber zu examinieren, ob sie reif zur Anwartschaft auf diese Versorgung sind. Diesen Professor jetzt noch mit der Sorge für tausend gemischte, in ihrer Vorbildung unübersehbare „allgemein Bildungsbedürftige" belasten, hieße ihm den letzten Rest von Zeit für seine eigentliche Lebensaufgabe als Forscher endgültig wegnehmen.

Nicht minder würde von solcher Sorge die andere Seite der Universität geschädigt. Solange wir aber in einem Wirrwarr sozialer Dinge leben, bei dem von so und so viel Menschen ein gewisses mäßiges Quantum eingepaukter medizinischer, juristischer, theologischer oder philosophischer Weisheit wirklich als Schlüssel zur wirtschaftlichen Versorgung benutzt wird, so lange müssen wir auch hier den Dingen ihr leidiges Existenzrecht wenigstens ungeschmälert lassen. Wir dürfen jedenfalls billigerweise nicht verlangen, daß so und so viel Existenzen in der Vorbedingung ihrer Brotversorgung benachteiligt werden sollen, weil so und so viel andere in derselben Zeit die verfügbaren Lehrkräfte für allgemeine Bildungszwecke in Anspruch nehmen wollen.

Schließlich aber: selbst angenommen, es ginge durch eine ungeheuerliche Mehrbelastung der Dozenten und Vergrößerung des ganzen Universitätskörpers zu machen, daß auch die Hebung der Allgemeinbildung im weitesten volkstümlichsten Sinne ein „dritter Zweck" der offiziellen Universität würde, — ich glaube gar nicht, daß damit der

wirklichen Bewegung selbst, wie sie der Ruf nach Freien und Volksuniversitäten markiert, irgendwie genützt wäre.

Mit der offiziellen Universität käme vor allem jenes oben schon gekennzeichnete Dilemma hinsichtlich des Staates in die Sache hinein. Das Streben nach Allgemeinbildung bei Leuten, die von vornherein durchaus nicht nach staatlicher Approbation durch Examina und Titel oder gar nach direkter Anstellung im Staatsdienste ausschauen, hat mit dem Staate innerlich ebensowenig direkten Zusammenhang, wie die freie wissenschaftliche Forschung. In den offiziellen Universitätsorganismus eingesperrt, würde es aber ganz in derselben Weise in ein lähmendes Abhängigkeitsverhältnis geraten müssen, wie es der freien Forschung und ihrer freien Lehre zu allen Zeiten widerfahren ist und nicht zum wenigsten auch heute wieder aller Enden widerfährt.

Im Sinne solcher Betrachtung scheint es mir also in erster Linie nötig, Universität im offiziellen Sinne und Volks- oder Freie Universität resolut getrennt zu halten.

Was immer sich für ideelle Verwandtschaften in der Praxis zeigen mögen: jede faktische Verknüpfung wäre im höchsten Maße vom Übel und zwar für beide Teile. Wenn im Moment gerade aus Dozentenkreisen hier und da lebhafte Zustimmung zu der neuen Bewegung laut wird und sogar praktische Anteilnahme versprochen oder bereits versuchsweise geleistet wird, so spricht das für den edlen und volksfreundlichen Geist in einem Teil unserer Universitätskreise, an dem ja ohnehin niemand leicht gezweifelt hat. Ich glaube sogar, daß unter unseren Professoren und Privatdozenten ein gewisser Prozentsatz vorhanden ist, der weder für die ganz strenge Detail-Forschung noch für die grobe Handlangerarbeit des Eindrillens zur „wissenschaftlichen" Lebensversorgung sehr geeignet ist, dagegen aufs beste für die Zwecke eines freien Instituts für Allgemeinbildung zu gebrauchen wäre.

Diese Thatsachen ändern aber nichts an der fundamen-

talen Gegensätzlichkeit des echten Universitätskörpers und der geplanten Neuschöpfung, soweit der eigentliche Bau, die innere Organisation als Ganzes in Betracht kommt.

Soll das Wort „Freie Universität" einen wirklichen Sinn haben, so kann er nur aus der klaren Erkenntnis dieser Gegensätzlichkeit hervorgehen. Es bedeutet dann soviel, wie: frei von den Motiven, Konflikten und Fesseln der bestehenden Universität — frei von der strengen Detail-Forschung, wie von der Versorgungs-Paukerei, frei von den Hemmungen, die aus der unnatürlichen Verquickung beider für beide entstehen, — und frei endlich von jedem intimeren Abhängigkeitsverhältnis vom Staate über das hinaus, was heute so wie so jedem Verein, habe er nun diese oder jene Tendenz, auferlegt ist.

Ich weiß allerdings sehr wohl, daß diese Auffassung von einer großen Zahl Vertretern der Bewegung selbst aufs Schärfste wird bestritten werden.

Bestreiten müssen sie alle, die davon ausgehen, daß diese ganzen Versuche, wenn auch nicht im Rahmen der offiziellen Universität selbst, so doch ausschließlich von Universitätslehrern gemacht und geleitet werden müßten. Der Universitätslehrer bleibt aber nach der gangbaren Rechtsauffassung unserer geistlichen Behörden Staatsbeamter auch außerhalb der offiziellen Universität, — der Fall Arons ist in aller Denkenden Gedächtnis. Wenn sich also Staatsbeamte zu noch so viel neuen Schöpfungen zusammenthun, so bleibt jede dieser Schöpfungen doch von Beginn an und in alle Zukunft hinein ein Staatsinstitut, ganz einerlei, ob der Staat es nun auch noch materiell unterstützt oder nicht.

Ich verwerfe nun eben *wegen* dieser logischen Folgerung die Voraussetzung.

Wie gefährlich schon der geringste Anlauf wäre, den Staat in die Sache irgendwie hineinzuziehen, darüber giebt nichts so gute Aufschlüsse wie eine Betrachtung der engeren

Elemente, die als Publikum gedacht werden. Wir kommen hier von selber auf einen zweiten hochwichtigen Punkt.

Auf welche Zuhörer wird gerechnet?

Hier ist das Wort „Volk“ zugleich glücklich und verhängnisvoll.

In gelegentlichen Besprechungen über die Sache, denen ich beigewohnt habe, sind mir sofort die wunderlichsten Gegensätze in der Auffassung des Begriffs „Volk“ zu Ohren gekommen.

Einige verstanden unter Volk ohne weiteres die „Arbeiter“ im engsten Sinne. Sie erinnerten sich dabei zum Teil an gewisse Selbsthilfsversuche der großstädtischen Arbeiter, um zu besserer Bildung zu kommen, und hofften von einem lebhaften Entgegenkommen bei dem geplanten Unternehmen das Beste.

Andere dachten an die Masse aller Halbgebildeten, denen die neue Universität jetzt echte Bildung beibringen solle, wobei freilich auch gegnerische Stimmen laut wurden, die gerade ein Anwachsen der unbrauchbaren Halbbildung als Ergebnis der neuen Bewegung prophezeihten.

Ein Professor sprach von den Männern der Wissenschaft, die jetzt zum Volke herabsteigen würden; ihm war das Volk offenbar die Gesamtheit aller Laien vor den Stufen jeder einzelnen Fachwissenschaft.

Ich muß gestehen, daß ich mit all diesen Definitionen: Arbeiter, Halbgebildeter, Laie bei der praktischen Begründung einer wirklichen Volksuniversität in dieser Stunde und unter diesen Verhältnissen verzweifelt wenig anzufangen wüßte.

Sollen wir die „Arbeiter“ (das Wort in Anführungszeichen gebraucht!) als unser Publikum denken, so müssen wir eine Universität schaffen für solche, denen ihre Lebenslage im allgemeinen schon den Besuch eines Gymnasiums versagt hat. Eine Universität für die sogenannten „Halbgebildeten“ müßte wohl vor allem die berücksichtigen, die

ungefähr Gymnasialbildung besäßen, aber die offizielle Universität nicht besucht hätten. Bei der Rubrik „Laien" aber kämen auch noch die in Betracht, die die offizielle Universität mit Erfolg besucht, aber naturgemäß dort nur ein Fach studiert hätten; denn auch der beste Fachmann ist dem fremden Fach gegenüber wieder „Laie".

Alle drei Forderungen zusammengefaßt, hätten wir die Totalität aller Menschen in der ganzen Kulturnation vor Augen als Zuhörer unserer Volksuniversität.

Das mag nun gut klingen, wenn es sich um die Kraftstelle einer Festrede handelt. Aber für die Praxis löst sich damit das Projekt in blauen Dunst auf, und wir nähern uns jenen trefflichen Vereinen, die die „Menschheit" zu sich einluden und verwundert waren, leere Bänke zu sehen, während sie ohne Frage ein volles Haus mit einem Reformprogramm für die Radfahrer oder die Kanarienvogelzüchter erzielt hätten.

Es gilt meines Erachtens nicht, den Begriff Volk in allerlei Varianten zu definieren: es gilt einige Punkte zunächst herauszuheben, wo der Bewegung für Volksuniversitäten ein unmittelbares Bedürfnis entgegenkommt. Nur diese und keine anderen Punkte sind reif für eine Neuschöpfung.

Würde man in die Tiefe blicken können, so würde man sehen, daß sie sogar die Bewegung eigentlich direkt angeregt haben. Denn diese ist, wie ich schon zu Beginn gesagt habe, nicht am grünen Tisch erfunden worden. Wohl aber hat man am grünen Tisch trotz bester Absicht bisher sehr stark dahin gearbeitet, die wahren Motive wieder zu verschütten.

An drei Stellen unseres Volkslebens ist das Bedürfnis nach Volksuniversitäten oder Freien Universitäten irgend welcher Art nicht bloß vorhanden, sondern man kann wohl sagen, es schreit geradezu zum Himmel.

Alle drei Stellen ſind außerhalb jeder Verſchwommenheit und die Frage der Praxis iſt bloß die, ob ſie ſich alle drei unter einen Hut bringen laſſen. Jedenfalls aber muß man ſie, ehe man an das letztere Problem herantritt, klar vor Augen haben.

Auf unſere offiziellen Univerſitäten wandert da zunächſt alljährlich ein ganz beſtimmter Prozentſatz junger Leute, die dort etwas ſuchen, aber nicht finden. Nach ein paar Semeſtern verſchwinden ſie wieder, in den meiſten Fällen ohne irgend eine Examenshöhe erklettert zu haben. Nach kürzerer oder längerer Friſt ſehen wir ſie dann auftauchen in der ſogenannten „freien Karriere“ der Schriftſtellerei.

Die Wege dieſer freien Karriere ſind ſehr buntſcheckig und vielgeſtaltig. Aus dem einen „verlorenen Studenten“ entpuppt ſich ein echter, nachhaltiger Dichter. Ein anderer wirft ſich auf die freie äſthetiſche Kritik. Der dritte ſegelt ins politiſche Fahrwaſſer. Ein paar legen ſich auf Populärwiſſenſchaft. Ein großer Teil endlich bleibt in der einfachen Tagesjournaliſtik untergeordneter Art hängen, ein Beruf, der vielleicht jämmerlich ausſieht neben den anderen, aber für den es ſchließlich doch auch Leute geben muß.

Auf der Höhe ihrer Bahn mögen alle dieſe Köpfe recht weit voneinander ſtehen, — tiefer als zwiſchen dem echten Dichter etwa und dem kleinen Zeilenreporter, oder auch dem Dichter und dem vollbewußten politiſchen Leitartikler, kann die Kluft in unſerem Geiſtesleben kaum gähnen. Aber in ihren jugendlichen Anfängen laufen ſie durchweg eng genug aneinander. Auf der Univerſität jedenfalls bilden ſie eine ganz konſtante Erſcheinung, völlig charakteriſtiſch zwiſchen dem Gros der Studenten, das auf ein ſtaatlich privilegiertes Brotfach hinhetzt, und dem anderen, kleineren Teil, der auf die ſtreng wiſſenſchaftliche Facharbeit losſteuert, — zwiſchen den künftigen Ärzten, Pfarrern, Staatsanwälten und Gymnaſial-Oberlehrern und den werdenden Privatdozenten und Profeſſoren.

In dieſem charakteriſtiſchen Bilde iſt aber der charakteriſtiſchſte engere Zug wieder, daß die ganze Schar dieſer „Auch-Studenten“ von ihrem geſamten Studium auf der offiziellen Univerſität troſtlos wenig „hat“. Sie finden etwas Allgemeinbildung — wenig genug; etwas Anſchluß aneinander, — meiſt auch ſehr erſchwert; und etwas Vertiefung der Perſönlichkeit durch das freiere akademiſche Leben. Das iſt aber auch alles.

Im eigentlichen ſachlichen Sinne bietet ihnen die ganze Univerſität trotz ihrer ungeheuerlichen Zerſplitterung in alle Sorten geiſtiger Nährmittel ſo gut wie gar nichts.

Und zwar liegen die Dinge nicht etwa ſo, daß jene künftigen Kandidaten der „freien Karriere“ überhaupt nicht wüßten, was ſie ſuchten und ſollten. Das wird wohl als Weisheit verzapft an Orten, wo man den Stachel des Vorwurfs bereits zu fühlen beginnt. Aber es ſteckt eine glatte Unwahrheit darin. Was letzten Endes aus ihnen werden ſoll, wiſſen angehende Schriftſteller gewiß nicht ſicher. Aber auch der gangbare Fakultätsſtudent pflegt meiſt bis tief ins Studium hinein nicht klar zu wiſſen, ob er künftig etwa der Forſchung oder der Praxis angehören wird. Darauf kommt es ja nicht an. Auch der verträumteſte Jüngling jener Spezialgruppe pflegt aber heute ſchon genau zu ſehen, daß er ein Refugium in ſeinem Lebenskampfe immer wird anerkennen müſſen: die Journaliſtik.

Wenn es Journaliſtik als feſtes Lehrfach auf unſeren Univerſitäten gäbe, ſo wüßte jeder von jener Seite, in welches Kolleg er zunächſt gehörte, — die Univerſität hätte wenigſtens einen feſten Anhaltspunkt für ihn.

Journaliſtik kann ſehr gut als wiſſenſchaftliches Fach gelehrt werden. Natürlich dürfte ſie ſich nicht auf ein klein wenig Handwerksbrauch beſchränken. Sie müßte nicht bloß die Bedeutung der Korrekturzeichen oder die Einrichtung einer Setzerei beibringen. Wichtig und zeiterſparend wäre

für den Lernenden ſchon das. Aber es gälte, viel weitere Dinge zu treffen. Die einzelnen Teile des modernen Journalismus müßten ſachgemäß behandelt werden: Grundlagen und Geſtaltung der politiſchen Parteien; Theorie der wiſſenſchaftlichen und der Kunſtkritik; Geſchichte des Zeitungsweſens, Ziele und Bedeutung der Preſſe in unſerer Zeit; Beobachtung, Thatſachenwiedergabe, alles, was den Reporter angeht; die juriſtiſchen Vorausſetzungen im geſamten Schriftſtellergebiet.

Es iſt klar, daß ſich um die eine Journaliſten-Fakultät (wenn wir davon einmal reden ſollen) eine Menge Hilfsdinge oder faktiſch bedeutſame Erweiterungen gruppieren müßten. Geſchichte und Theorie des Buchhandels, des Verlegerweſens. Auf der anderen Seite, im Anſchluß an den kritiſchen Teil: praktiſche Äſthetik mit Übungen am aktuellſten Stoff, moderne Litteraturgeſchichte, Grundzüge der Schauſpielkunſt. Es iſt keine Frage, daß durch geeignete Lehrkräfte hier eine einheitliche Wiſſensbaſis für alle unſere Journaliſten geſchaffen werden könnte, deren Wirkung wir alsbald in einer Aufbeſſerung des Geſamtniveaus aller unſerer Zeitungen wahrnehmen müßten. Dieſer Zeitungen, auf die man ſchimpfen mag, ſo viel der Atem reicht, und von denen doch keiner mehr leugnen kann, daß ſie unſer größtes ſoziales Geiſtesorgan ſind, das weiter als Buch und Rede dringt und deſſen Aufbeſſerung uns eine heiligſte Sache der Kultur beſtändig ſein ſollte.

Der Schriftſteller käme nicht als der „verbummelte“, ſondern als der reife Student von der Univerſität, — wenn auch wohl eine beſondere Quittung über ſolche Reife durch ein Examen hier außer Betracht bliebe und rein die faktiſche Leiſtung nachher entſchiede.

So wäre denn, ſcheint es, als der Weisheit letzter Schluß nichts nötig, als daß unſere offiziellen Univerſitäten ſich dazu aufrafften, endlich dem Journalismus als einer wahren

modernen Weltmacht auch die entsprechende Stellung innerhalb ihres Lehrkörpers einzuräumen. Wir brauchten Kollegien, Seminare, Professoren für die bisherigen Stiefkinder des Universitätslebens, die Schriftsteller, und zwar solche, die ihren Bedürfnissen ausschließlich entgegen kämen.

Ich will erwähnen, daß der Zopf unserer offiziellen Hochschulen zwar groß ist, aber doch nicht so groß, daß nicht hier und da wirklich bereits Anregungen der Art aufgebracht, ja, Versuche mit einzelnen Kollegien über Journalismus gemacht worden wären. Wenn wir also recht artig warten, einstweilen noch ein paar Generationen verschmachten lassen, aber vertrauend auf das langsame „Vonselbstwerden" der Dinge in der Zukunft blicken wollten, so dürfte sich da vielleicht manches wirklich noch regeln. Ich finde nur, daß die Sache, selbst ihren Schneckengang einmal zugestanden, von Beginn an theoretisch einen Haken hat.

Und ich glaube, es ist im Grunde genommen doch auch dieser Haken gewesen, der bisher die ernsthaften Experimente der Art immer im ganzen gehemmt hat. Ich traue ja willig dem Universitätszopf das Unglaublichste zu. Aber diese andauernde Unbeweglichkeit an einer Stelle, die, wie alles, was mit dem Journalismus zusammenhängt, doch eigentlich so im grellsten Licht der großen Landstraße liegt, scheint mir denn doch auch einen sachlichen Grund zu haben.

Die journalistische Fakultät, um bei dem Worte zu bleiben, hätte, in den Rahmen unserer offiziellen Universitätsfakultäten mit eingesperrt, gewisse Eigenschaften, die sie sehr bald zum enfant terrible der ganzen Universität machen müßten.

Zunächst schon in äußerlichen Dingen.

Staatliche Examina wären bei ihr wohl ein Unding. Es wäre die einzige Fakultät, wo schlechterdings nur gelehrt und freiwillig gelernt würde, von irgend welchen Quittungen aber nicht die Rede sein könnte. Denn es liegt in der oben

ſchon geſtreiften Vielköpfigkeit der ſpäteren freien Karriere aufs Bündigſte enthalten, daß bei dieſem Studium jedem ganz individuell überlaſſen bleiben müßte, wie viel er ſich aus dem Gebotenen aneignen und was er daraus machen will. Jeder Verſuch, die Schriftſtellerei durch ſtaatliche Examina zu verbarrikadieren, wäre nicht ein Fortſchritt, ſondern die ſchwerſte Schädigung, die man dem ganzen Beruf anthun könnte, — ein Angriff auf das Freiheitsprinzip, das ihm trotz ſo vieler Mißſtände nach wie vor als geſundeſtes Beſitztum angehört.

Das Fehlen eines Schlußexamens würde aber rückwirkende Kraft haben auf die Forderung des ſonſt üblichen Einleitungsexamens, des Abiturientenexamens, das hier faktiſch äußerſt wertlos bliebe, was die eigentliche Karriere anbelangt. Die Feſtungswerke, wie ſie die gegenwärtige Univerſität ſich nach oben und unten geſchaffen, könnten an dieſer Journaliſtenecke alſo höchſt bedenklich bedroht werden, — durch die feſt verbarrikadierte Inſtitution zöge ſich mit dieſer neuen Fakultät gleichſam eine offene Gaſſe, durch die jeder frei ein- und ausgehen könnte. Wie ſich die ganze, ohnehin ſchon ſo innerlich ſchwankende Inſtitution über dieſes Wagnis wegretten ſollte, wäre mindeſtens ein ſchwieriges Problem.

Die Dozentenfrage machte alles noch vielfach verwickelter. Der zünftige Litteraturprofeſſor würde hier vollkommen verſagen. Es gälte erſt, einen ganz neuen Profeſſorentypus zu ſchaffen. Zunächſt würde man jedenfalls der Notwendigkeit nicht entgehen können, angeſehene Leute aus der freien Journaliſten- und Schriftſtellerkarriere heraus als Dozenten zu berufen. Dieſe Leute könnten nun ſo ausgezeichnet ſein, wie ſie wollten: in den Reihen der bisherigen zünftigen Univerſitätsdozenten würden ſie ein zunächſt fremdes, vielleicht dauernd ſogar unmögliches Element bilden. Mindeſtens wäre die Wahl ſehr ſchwer.

Wenn man solche suchte, die noch am ehesten ihrer ganzen Lebensführung und Karriere nach in einen Staatsorganismus, wie die Universität, paßten, so käme man vielleicht auf eine Auswahl der schlechtesten Musikanten in der Reihe.

Die Bedenken ließen sich geradezu endlos ausspinnen. Und je höher man die besten Elemente des freien Schriftstellerstandes schätzt, desto gröber werden die Bedenken.

Nun kommen zu all diesen äußeren Schwierigkeiten aber noch ein volles Maß innerliche.

Ich habe von dem Dilemma gesprochen, das auf der freien Forschung durch ihre Verkettung mit dem Universitätskörper als staatlicher Institution lastet. Die wissenschaftliche Forschung richtet sich ihrem Wesen nach an einen Stand vollkommen freier, lediglich der Wahrheit verpflichteter Menschen, nicht an irgend welche Staatsbürger, die auf bestimmte Institutionen eingeschworen sind und ihr Lebenswohl und Wehe, ihre materielle Versorgung und ihren ideellen Standeswert nur in vollkommener Abhängigkeit von diesen Institutionen sich wahren können, also zu unausgesetzter Rücksichtnahme gezwungen sind. Die Verknüpfung von Forschung und staatlicher Universität bedeutete in diesem Sinne ein gewisses Ablenken vom Grundprinzip, und die Folgen stehen vor Augen.

Nun ist der Schriftstellerstand seinem Prinzip nach jedenfalls auch als ganz frei, ganz unabhängig anzusehen. Die Dichtung hat mit dem Staat für sich so wenig zu thun, wie die Wissenschaft. Die Kritik unterliegt selbst vollkommen den Forderungen der Wissenschaft, also auch der Unabhängigkeitsforderung. Für die politische Journalistik aber muß als Grundsatz gelten, daß ideell zu ihr zwar Elemente zählen, die sich bewußt in den Dienst oder wenigstens die geistige Gefolgschaft des bestehenden Staates stellen — daß aber ebenso dazu gehören alle die Elemente, die auf dem Wege

der Tagespresse diesen Staat oder gar den Staatsbegriff überhaupt aufs Entschiedenste befehden; also der Konservative oder Nationalliberale genau so, wie der Sozialdemokrat oder Anarchist. Jede Einsperrung der journalistischen Fakultät in ein Staatsinstitut, wie die offizielle Universität, müßte also die Schäden, die sich bei der freien Forschung schon zeigen, wiederholen.

Und sie müßte sie sogar in gewissen Punkten entschieden weit überbieten.

Man braucht bloß an Kurse über die politischen Parteien unserer Zeit für angehende politische Redakteure im Rahmen einer Staatsuniversität zu denken. Sollte die Fakultät hier irgend welchen Zweck haben, so müßte sie die Möglichkeit gewähren, politische Entwickelungen von den verschiedensten Parteistandpunkten aus zu hören. Ich glaube, daß ich den Schluß nicht weiter auszuführen brauche, der sich jedem von selbst aufdrängt.

Eine Journalisten-Fakultät, aufgethan inmitten der bestehenden Staatsuniversität, wäre einfach ein von Beginn an verlorener Posten. Wir würden erleben, daß sie, anstatt zu helfen, sehr bald zu einer Hochburg aller Versuche würde, die Unabhängigkeit des freien Schriftstellerstandes herabzudrücken.

Einmal die Dinge so verfahren, würden wir einen „studierten Journalisten" bekommen, der sich zu einem äußerst bedenklichen Typus entwickeln könnte. Ganz unzweifelhaft würde wenigstens der Versuch gemacht werden, diesem offiziellen Journalisten ein Teil Beamtenblut einzuimpfen — man würde die schöne Phrase hören, daß durch die neue Fakultät der rüde Stand der Schriftsteller „veredelt" werden solle — es ist aber ein böses Ding heute um solche wohlmeinende Veredelung und der Schriftsteller dürfte hier mehr als irgend einer um Schutz vor seinen allzu väterlich besorgten Freunden bitten. „Geht mir aus der Sonne!" spricht der weise Diogenes.

Indessen, ich glaube gar nicht, daß wir dieser Gefahr so bald entgegenlaufen, — ihr so wenig, wie dem Nutzen. Denn der offizielle Universitätskörper, gequält durch eigene innere Leiden, wird sobald gar keine Zeit finden, sich an sachlich wie formell so heikle Dinge heranzumachen. Es wird nach wie vor hier und dort ein kleines Scheinkolleg über Journalismus gelesen werden, dabei aber wird es bleiben.

Inzwischen schreit aber der wahre Notstand wirklich gen Himmel.

Wir sehen einen Kreis junger Leute vor uns, der unablässig sich erneut. Auf ihm ruhen hochwichtige Hoffnungen unseres geistigen, unseres öffentlichen Lebens. Er sucht etwas, was äußerlich einer Fakultät unserer offiziellen Universitäten durchaus ähnlich wäre. Aber im Wesen dieser Universitäten liegt etwas, was der Bildung gerade dieser Fakultät widerstrebt. Ist der Gedanke nicht aufdringlich genug, daß hier ein Bedürfnis vorliegt, das auf die Bildung von Freien Universitäten hindrängt? Nicht ein Schlagwort von oben, nicht ein papierener Beschluß vom grünen Tisch, sondern ein Notruf, hinter dem eine ewig neu zuwachsende Kette junger Kräfte steht.

Alle Übelstände, die für die alte Universität in dem Begriff einer Schriftstellerhochschule stecken, sind für eine Freie Universität ebenso viel Vorteile.

Die resolute Anlehnung an Zwecke des Schriftstellerstandes würde von Beginn an dem Wörtchen „frei" nicht nur eine erhöhte, sondern vor allem eine reale, gleichsam konkrete Bedeutung geben.

Frei „wovon", wäre damit klar vorgezeichnet.

Die Beseitigung der Examenfrage schaffte größeren Spielraum, anstatt Verwirrung anzustiften; jenes Bild von der offenen Gasse, das ich oben gebraucht habe, träfe ja hier ins Herz der besten Absichten. Die Wahl der Dozenten wäre gewiß auch jetzt keine ganz leichte Aufgabe. Sie würde

schwerer oder leichter, je nach der Art, wie man sich die Leitung des ganzen Unternehmens gestaltet denkt. Aber das bliebe unanfechtbar: je besser (und freier!) an sich und in ihrem Fach die Kräfte aus dem Schriftstellerstande selbst wären, die in Frage kämen, desto größer wäre hier die Aussicht auf Gelingen, da es sich ja um eine besondere Eigenart, einen zu schaffenden Neutypus von Dozenten handelt, — während bei der offiziellen Universität zunächst nichts in die Wage fiele als die Ähnlichkeit mit dem dort althergebrachten Professorentypus.

Wichtige Begleiterscheinungen kämen noch in Betracht. Der Prozentsatz an jungem Schriftstellernachwuchs unter den jungen Leuten, denen die häuslichen Verhältnisse überhaupt ein paar Semester materiell gesicherten Universitätsstudiums erlauben, ist bei uns groß. Aber er ist doch nicht so groß, daß etwa jede Universität, an der deutsch doziert wird, eine eigene Fakultät darauf aufbauen könnte. Mir scheint, als wenn ein bis zwei deutsche Freie Universitäten vielleicht schon im ganzen genügen, mindestens drei vollkommen ausreichen könnten. Das wäre für die Gründung Freier Universitäten sehr wichtig.

Angenommen, es entstände zunächst geradezu nur eine einzige. Sagen wir in Zürich, — man hat den Ort mehrfach als besonders günstig empfohlen. Ich glaube, daß sich gerade darüber sehr streiten läßt, aber ich lege jetzt darauf kein Gewicht. Es ist außer Frage, daß im Moment, da der Ruf von einer wirklich planmäßigen Journalistenuniversität in Zürich sich allgemein verbreiten würde, ein Zuströmen geradezu aller Studenten von überall her stattfinden würde, die nach der Schriftstellerei hinüberschauen. Welcher Ort es ist, wäre dabei ganz gleichgültig. Es käme einfach alles, was jetzt vergebens die vorhandenen Fakultäten und Universitäten durchsucht, an dem einen Ort zusammen.

Die Sache vereinfachte sich außerordentlich, und wenn

selbst ein paar Städte zugleich einsetzen wollten, so bliebe immer noch eine gewisse Fülle zu erwarten, die das ganze Bild sofort zu einem höchst auffälligen, lebenswarmen machen müßte. Alles Gekennzeichnete in Ehren, behielte das Gesamtbild immer noch viel von einer regelrechten Universität an sich. Den Grundstamm bildeten durchaus Elemente, die sonst die gewöhnliche Universität (wenn auch zwecklos) besucht haben würden, also regelrechte Studenten. Und der Grundbau der Kollegien, Seminarien u. s. w. müßte zwar zum Zweck gründlich reformiert werden, aber allzu weit brauchte er sich vom Herkommen der anderen Universität nicht zu entfernen. Vieles in jenem Herkommen, soweit es nicht auf grobe Examenszwecke zielt, hat ja sein gutes historisches Recht als wirkliche Auswahl des Passendsten, und das auszuscheiden hätte keinerlei Grund.

Im ganzen würde eine solche Universität ein lebhaftes, schönes Bild gewähren. Ihr Nutzen für die Beteiligten wäre unberechenbar. Denn es ist klar, daß nicht nur hier wirklich das Bildungsniveau eines ganzen Standes merklich erhöht würde: es kämen auch direkte Förderungen für den einzelnen in Betracht.

Der Horizont würde sich ihm klären. In Jahren, die er sonst zwecklos auf der offiziellen Universität verbummelt hätte, lernte er schon deutlich in sein eigenes Fach hineinsehen, lernte, wie vieldeutig es ist, wie viel Wege es ermöglicht. Der lebhafte Gedankenaustausch, in den (gerade bei möglichst freier Organisation) jedenfalls die Dozenten (und indirekt damit auch schon die Schüler) mit den ganzen thätigen journalistischen und schriftstellerischen Kreisen kommen würden — er würde auch ohne besondere Examensquittungen sehr vielen begabten jungen Elementen ihre Karriere unmittelbar erleichtern können. Wie viel zwecklose Lebenskämpfe, wie viel sinnlose Katastrophen wären auf diesem Boden zu vermeiden!

Schon der Zuſammenſchluß vieler, im Wollen und in gewiſſen Grundzügen der Begabung einander ähnlicher junger Leute hätte ſtarke Vorteile. So von unten auf würde ſich wirklich vielleicht das Ideal einer gewiſſen Solidarität des Schriftſtellerſtandes erreichen laſſen, — jenes Ideal, das „von oben“ trotz aller Verbände, Vereine und Feſteſſen immer noch nicht über die Stufe der grotesken Karrikatur hinausgebracht worden iſt.

Und ſo reiht ſich, ſowie man weiter denkt, Perle an Perle in der Kette aneinander, ſoziale und ideelle Fortſchritte aller Art, und alles im feſten Bann eines einzigen konkreten Bedürfniſſes, — kein vager Ruf in die weite Volksmenge hinein, ſondern ein richtiges Wort zur rechten Stunde an einen ganz beſtimmten, längſt des Wortes harrenden Kreis.

Der Vorſchlag, wie er hier gemacht iſt, malt nicht „die“ Freie Univerſität. Er kennzeichnet eine der konkreten Formen, auf die nach meiner Anſicht das Wort paſſen könnte. Es giebt aber noch andere Formen neben dieſer, über deren Berechtigung ſich ebenſo gut reden läßt.

Jene Journaliſtenuniverſität bliebe, wie leicht erſichtlich, im weſentlichen eine Berufsuniverſität.

Nur inſofern, als dieſer Beruf hier, der Beruf des Schriftſtellers, heute ein relativ „freier“ iſt, könnte auch auf ſie das Wort „frei“ angewendet werden, — in dem Sinne iſt es allerdings ganz unerläßlich und faßt den tiefſten Kern der Sache; aber darüber hinaus bliebe jene Univerſität trotzdem in jedem Zuge eine unverkennbare Univerſität für den Spezialzweck eines ganz beſtimmten Lebensberufs. Das würde ſie zunächſt wenigſtens ideell trennen von all den freien, aber der Univerſität ähnlichen Unternehmungen, die von jeder Vorbereitung für einen beſtimmten Lebensberuf abſehen und das ganze Gewicht auf allgemeine Bildungszwecke legen.

Fassen wir jetzt diese anderen Unternehmungen etwas schärfer ins Auge, ob sich nicht auch da konkrete Dinge finden lassen über den allgemeinen Phrasenschwall vom „ganzen Volk“ hinaus.

Für eine Institution, die in sich prinzipielle Schwierigkeiten birgt, sind Neuerungen durchweg eine Gefahr, auch wenn sie ganz in der Linie des ursprünglichen Prinzips liegen, also eigentlich gesunde Entwickelungen sein sollten. Es ist bezeichnend, wie unsere offizielle Universität in Deutschland Angst hat vor dem Frauenstudium.

An sich streitet es gewiß wider keines der beiden Grundprinzipien der Universität.

Wenn die Frau sich über die nötige Vorbildung ausweist und dann Geld auf den Tisch legt, um sich dafür ihren Anteil zu sichern an der medizinischen, juristischen oder philologischen Eindrillerei zum Zweck einer Examensquittung: wer will sie zurückweisen? Eine Universität, die sich für ihre Lehrstunden bar bezahlen läßt, hat so wenig einen vernünftigen Grund dazu, wie der Kaufmann ihn hat, bei dem eine Frau sich ein Pfund Bartwichse kauft. Was die betreffende Käuferin mit der Bartwichse anfangen will, das dürfte wohl ihre Sache sein und den Verkäufer nicht schädigen. Die Verhältnisse liegen aber heute sogar schon so, daß eine Frau, die sich der Universitätsschulung im strengen Berufs- und Examensinne unterzieht, von dort etwas holen kann, was für sie nicht bloß Bartwichse ist: sie kann eventuell wirklich schon ihre materielle Lebensversorgung darauf aufbauen. Also ihr Recht ist doppelt und dreifach da.

Auf der anderen Seite: wenn sich die Frau nun der wirklichen strengen Forschung widmen will? Hat die Wahrheitsforschung in der Astronomie etwa gewisse Kometen aus ihren Büchern gestrichen, weil sie nicht der alte Wilhelm Herschel selbst, sondern seine Schwester Karoline entdeckt hatte? Vor der Forschung giebt es so wenig ein Geschlecht, wie einen

Stand, und wer das noch glaubt, der ist wert, selbst aus den Hallen der freien Wissenschaft hinausgeworfen zu werden.

Aber die eigentliche Angst stammt auch gar nicht aus solchen Zweifeln und willkürlichen Abgrenzungen.

Man fühlt hier dasselbe, was dem ganzen Prinzip der Freien Universitäten und was jener oben gekennzeichneten Journalistenfakultät widerspricht: — man ahnt einen außerordentlichen Andrang neuer Elemente überhaupt, eine Mehrbelastung, — und zum Teil in diesen Elementen der Mehrbelastung gerade auch hier wieder etwas Zersetzendes, etwas, was den ohnehin vorhandenen chronischen Konflikt innerhalb der offiziellen Universität verstärken und akut machen könnte.

Und wiederum, wie bei dem Journalistenproblem, fragt es sich da, ob es nicht wirklich für einen großen Teil der Frauenbewegung, die im Augenblick an das alte Universitätsgebäude anbrandet, im eigenen Interesse besser wäre, von dem alten Bau abzusehen und sich selber eine eigene, praktischere Institution zu schaffen.

Auf einem Frauenkongresse in Berlin konnte man gelegentlich Urteile aller Art über Frauenstudium hören, vernünftige und bornierte in abwechslungsreicher Fülle. Es war typisch für den ganzen Kongreß, daß eine große Menge der Rednerinnen Frauenfrage und Frauenstudium geradezu zusammenwarfen: die große Frauenfrage unserer Zeit erschien wie erschöpft in der Frage, ob und wie ein enges Verhältnis von Universität und Frau zu schaffen sei.

Das war natürlich ein verzweifelter Schnitzer. Nach jeder Richtung schlug hier, wie mir scheint, die herbe Kritik ein, die vom sozialdemokratischen Standpunkte aus geübt wurde. Die Frauenfrage im Großen fällt zusammen mit der großen sozialen Frage unserer Zeit und nur im Zusammenhang mit umfassenden sozialen Lösungen ist auch ihre Lösung im Innersten möglich.

Nehmen wir, wie es dort (auch das noch einseitig genug)

vielfach gethan wurde, die bestehende offizielle Universität bloß als ein Institut, das zu einer bestimmten Lebensversorgung verhilft, und sperren wir alle Thore dieser Universität für die Frauen auf. Wo wird geholfen sein?

Für die Auswahl von Frauen, die zugleich mit den nötigen Gehirnfähigkeiten das Geld besitzen, um sich zunächst die Vorbildung zur Universität und dann die langen Semester der Universität selbst „erkaufen" zu können; ja ich lasse beiseite, daß selbst von diesen im heutigen Konkurrenzkampf innerhalb der akademischen Berufe auch bei absolutem Offenstehen aller dieser Berufe nur wieder ein kleiner Teil wirklich lebenslänglich „auf die Kosten käme". Jedenfalls wäre wohl ein solcher kleiner Teil da.

Aber wie winzig ist jene Auswahl überhaupt, jene Auswahl von Frauen, die das Geld zum Studium haben, gegen die Masse der armen Mädchen, die nie daran denken können, Geld an Studien zu wenden, die von früh an in den bittersten Existenzkampf geworfen sind und Tag um Tag von der Hand in den Mund leben, falls sie überhaupt zu leben haben! Hier von einer Lösung der Frauenfrage durch die Universitätsfrage zu reden, ist ein so offenkundiger Hohn, daß die schärfste Kritik am Platze ist.

Auf dem betreffenden Kongresse wurde diese Kritik herausgefordert und sie ist scharf genug gegeben worden. Damit aber ist nun auf der anderen Seite durchaus nicht etwa widerlegt, daß es eine „Universitätsfrage" giebt innerhalb der Frauenfrage. Es giebt sie genau so, wie es innerhalb der großen sozialen Frage unserer Zeit für einen gewissen Kreis von Männern jene oben berührte „Journalistenfrage" giebt. Nur muß man von vorne herein den Rahmen ganz scharf ziehen.

Man muß bewußt absehen von der ungeheueren Zahl jener Frauen, denen vollkommen die Mittel fehlen, sich auf einen Lebensberuf lange Jahre hindurch vorzubereiten. Man muß sich beschränken auf gewisse Kreise von Mädchen, die

mindestens ein Stück weit ins Leben hinein durch die nötigen Mittel von Hause aus „getragen" werden, bei denen der eigene Gelderwerb aber erst jenseits der Universität anfängt, falls er überhaupt anfängt.

Die erste Forderung, die für diese Frauen in Betracht kommt, ist dann natürlich die schrankenlose Öffnung der offiziellen Universität für alle Frauen, die sich über die genügende Vorbildung ausweisen können und die mit der festen Absicht kommen, entweder sich der strengen Forschung zu widmen oder die normale Examensbahn für Berufszwecke zu durchlaufen. Jeder Versuch, diese Forderung einzuengen, wäre geradezu ein Schlag ins Gesicht für jede vernünftige Auffassung der Dinge. Und wie die Sachlage im Moment steht, kann auch kaum noch ein Zweifel sein, daß wir in dieses Fahrwasser bereits mit vollen Segeln hineinsteuern.

Aber inmitten dieses Prozesses sehe ich einen zweiten sich entwickeln. Er ist in vieler Hinsicht der interessantere, weil er umfassender ist. Und er ist jedenfalls der, vor dem im Kern den Angstmeiern, die der Frau die offizielle Universität noch verschließen möchten, am meisten graut.

Nehmen wir an, die offizielle Universität steht allen materiell dazu befähigten jungen Mädchen von heute offen — allen den Schwestern, sagen wir einmal, aller der jungen Leute, die heute zur Universität kommen.

Sie steht ihnen ohne jeden Rückhalt offen, soweit sie die echten Befähigungsnachweise erbringen, sie ist aber innerhalb der Bestimmungen, die jetzt schon jungen Leuten auch ohne Abiturientenzeugnis den Besuch ermöglicht, auch noch sonst erreichbar.

Eine größere oder geringere Zahl Mädchen benutzt die Gelegenheit, sich auf einen Beruf dort vorzubereiten; die Zahl wird hier rasch wachsen, wenn erst einmal die Dinge jenseits der Universität sich in unserem Berufsleben selbst besser für akademisch voll gebildete Frauen geregelt haben

werden; jedenfalls aber zeigt die Bewegung nach dieſer Seite ſchon jetzt, daß ein ganz beſtimmter Prozentſatz da ſein wird.

Einige Mädchen kommen auch, um in die Fachforſchung einzutreten; wie viele das in der Maſſe ſein werden, das iſt ſchwer zu ſagen und Skeptiker werden hier am längſten die Köpfe ſchütteln; aber ich bin überzeugt, daß ſich auch hier mit der Gelegenheit Kräfte finden werden, — bedeutendere vielleicht, als ſelbſt die Wohlwollenden heute ahnen.

Sehr bald wird die Studentin in unſeren mittleren und oberen Kreiſen, ſoweit dort einige oder ſogar reichliche Geldmittel da ſind, eine feſte, allgemein anerkannte Erſcheinung werden.

Alsbald jetzt aber wird ſich etwas ganz Unvermeidliches vollziehen.

In den Kreiſen aller jungen Mädchen jenes Standes, nicht nur bei den teilweiſe materiell verſorgten, ſondern auch bei den ganz verſorgten, wird eine zunehmende lebhafte Bewegung entſtehen, die nach der Univerſität hindrängt. In dem, was wir heute „bürgerliche Frauenbewegung" nennen, ſteckt durchaus nicht bloß der Kampf um die geiſtigen Berufe, um die offizielle akademiſche Examensbildung zum Zwecke einer feſten, ernährenden Lebensarbeit. Die Sehnſucht, der ungeſtüme Drang von tauſend und tauſend jungen Mädchen ſteht dahinter, die überhaupt nach einem tieferen Anſchluß an die Geiſtesbildung unſerer Zeit ringen und zwar nach einem Anſchluß unter den freien Formen, die, allen Verflachungen und Verrohungen zum Trotz, ſchließlich doch unſer Studentenleben immer noch am beſten verkörpert.

Es ſchließt ſich in dieſem Drange dunkel alles Beſte zuſammen, was aus der ganzen Verworrenheit unſerer bürgerlichen Mädchenexiſtenz herausdrängt: aller Hunger nach Wiſſen, nach Anteil am wahren Leben des Tages, alle Sehnſucht nach einer individuellen Ausgeſtaltung der Perſön-

lichkeit inmitten einer gewissen Freiheit, aller Haß gegen die grenzenlose Öde und Tyrannei in jenem leider nur schon zu konventionellen Pseudo-Familienleben, dem das Mädchen Heiratsobjekt, Spekulationsgegenstand, Ballast, sitzen gebliebene alte Jungfer, alles mögliche ist, nur niemals „Weib", auf sich stehende, für sich existierende weibliche Persönlichkeit.

Mögen die Lobredner gewisser alter verrotteter Familientraditionen den Mund noch so voll nehmen und aus diesem armen Opfer verschrobenster Ehrbarkeitsbegriffe und armseligster Heiratsschacherei, wie es die bürgerliche Tochter von heute in unzähligen Fällen darstellt, immer wieder das Ideal einer „deutschen Jungfrau" herauslügen: jener Drang brandet und brandet an allen Ecken und Enden herauf und keine Schönrederei kann ihn mehr aufhalten.

Und es ist ein Herzensruf darin, der weit über die nüchterne Erwägung, die auch dem Weibe geistige Berufe zum Broterwerb erringen will, hinausgeht, — ein Notschrei nach Licht und Luft, der ganze Bankerott einer Ordnung der Dinge, die nicht einer wirklichen Idealauffassung hinsichtlich des werdenden Weibes entsprang, sondern einer tiefen Verachtung aller echten individuellen Regungen im Weibe.

Laßt inmitten dieser Gärungen, dieses allerorten andrängenden brennenden Verlangens nun die Studentin aus einem fremdartigen, mit Mißtrauen begrüßten Sonderwesen zu einem ehrlichen, klaren, selbst von der bestehenden Gesellschaft schließlich anerkannten Typus werden, laßt die Thore der Universität sich öffnen: — der ganze Drang wird sich nach dieser Seite hin ergießen.

Ich rede hier nicht von Utopien, sondern von Dingen, die schon übermorgen, schon morgen vor der Thür stehen.

Ein paar Jahre studieren — das wird ein Schlachtruf werden auch überall da und erst recht da, wo man gar nicht an Broterwerb denkt.

Und hier entsteht nun die Frage: soll die „Universität", die da gesucht wird, wirklich bloß und ausschließlich die „offizielle Universität" sein?

Oder ist es denkbar, daß wir, den Typus der „Studentin" zugegeben, für ihn im weitesten Sinne noch einen anderen, einen besseren Hintergrund schaffen könnten?

Wenn wir fortlassen, was einen Brotberuf in der offiziellen akademischen Form sucht, wenn wir abziehen, was sich der strengen Forschung widmen will: was bleibt als Masse übrig? Mädchen, die „Bildung" suchen. Ja wohl. Aber Bildung allein drückt es noch nicht ganz rein aus.

Es gehört etwas dazu, was die individuelle Freiheit in der Aneignung dieser Bildung betont.

Sie suchen über die Bildung hinaus die „Studentin" als Persönlichkeit.

Ich meine das bei Leibe nicht im tadelnden Sinne. Mancher von uns Männern giebt in späteren Jahren billig daran, was er auf der Universität als Berufsfach gelernt hat. Aber die Erinnerung an das Studententum als solches will keiner so leicht missen. Es will das viel heißen, denn auch in dem Studentenleben unserer offiziellen Universitäten sind tiefe und ernste Wunden. Und doch muß das Gute überwiegen. Man hat das Warum in Händen, sobald man sich erinnert, was schon dieses kleine Endchen Freiheit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit in diesen besten, goldensten Lebensjahren für Wunderdinge leistet für die Kräftigung des Individuums, — wie es einen Lichtschein von Glück erzeugt, der durch ein ganzes langes Leben zu leuchten vermag.

Und das wäre nun auch für das junge Weib zu erringen.

Möchte später werden, was wollte. Möchte sie heiraten oder frei bleiben, eine feste Thätigkeit finden oder nicht. An einer Stelle, die jetzt vielleicht die ödeste, unzufriedenste

ihres Lebens ist, schöben sich ein paar Jahre echter Studentenfreiheit ein. Studentenfreiheit, die sie in Verbindung brächten mit ebenso freien Kameradinnen und, nicht zu vergessen, auch Kameraden, — alle nicht zusammengeschmiedet durch die Thorheiten eines Ballabends und die Intriguen mütterlicher oder sonstiger Heiratsinteressen, sondern zunächst in gewissen idealen Bund gebracht durch geistige Interessen, Bildungswünsche, gemeinsam ansteigende geistige Entwickelung.

Ich will wenigstens andeuten, daß ich persönlich ein solches Zusammensein in relativer Freiheit auch für die Entstehung wirklicher Beziehungen zwischen Mann und Weib, für Erfahrungen auf diesem Gebiete, von sehr viel größerer und förderlicherer Bedeutung halten würde, als die ganze erniedrigende Art, wie jetzt in unseren gebildeten Kreisen das junge Mädchen auf die Ehejagd geschickt und gleichzeitig der junge Mann bis zur Verheiratung auf die Prostituierte verwiesen wird. Doch das sei selbst eine Sache für sich.

Die Hauptfrage scheint mir: entspricht unsere offizielle Universität den Zwecken, die hier für die Studentin vorgezeichnet sind?

Ich glaube nicht.

Auch hier ist Boden, wo die „Freie Universität" wurzeln könnte.

Zunächst ist unsere offizielle Universität für diese große Masse von Studentinnen nach unten zu sehr verbarrikadiert. Obwohl man ja heute schließlich auch ohne Abiturientenexamen auf die Universität kommen kann (natürlich unter Verzicht auf spätere Staatskarriere), so würde doch, fürchte ich, einerseits dieser Weg bei zu großem Ansturm rasch offiziell verrammelt werden, — und anderseits dürfte bei einer Masse vernünftiger Mädchen der Drang entstehen, auch hier möglichst „vollberechtigt" zu werden: — es finge eine allgemeine Examensochserei an, zu der sich ja schon heute in Mädchengymnasien der Weg ebnet.

Nun meine ich: wer für ſpäter die Staatskarriere braucht — gut, mag er auch dieſen Block wälzen. Aber für die große Maſſe derer, die bloß ein paar bildende freie Studentenſemeſter ſuchen: um Gotteswillen nicht. Alles Gute, was ſich trotz aller Detailſchäden immer und immer wieder für die Univerſitätsjahre anführen läßt — es findet ſein äußerſtes Gegengewicht in ebenſoviel Schlechtem, was die Gymnaſialjahre anbetrifft. Nach jeder Richtung, geiſtig wie geſundheitlich, gilt es, das junge Mädchen vor dieſem Marterweg zu bewahren, wo immer es geht.

Auf der anderen Seite iſt aber kein Zweifel, daß ein Univerſitätsunterricht, der, — ich will natürlich nicht ſagen, von jeder einfachſten Vorbildung — aber doch gänzlich vom Gymnaſium und ſeiner Reifeprüfung abſieht, anders eingerichtet ſein müßte als der vorhandene. Er müßte es nicht minder ſein, weil ihm in gleicher Weiſe ein Schlußexamen fehlte. Je mehr ein Ton auf dem Freiheitlichen, auf der Erziehung zur Individualität liegen ſoll, um ſo entſcheidender fiele der Begriff eines ſolchen Schlußexamens. Man kann heute an dem männlichen Studenten meiſt ſehr gut verfolgen, wo für ihn die in jenem Sinne verhängnisvolle Wende liegt. Die erſten Semeſter thun die Hauptarbeit, oft die ganze Arbeit hinſichtlich der freien Perſönlichkeitsentfaltung. Sobald die Examensangſt aber einzugreifen beginnt, ſobald die Berufsfrage akut wird, beginnt eine rückläufige Bewegung, es erfolgt ein wachſendes Hinneigen wieder zur Schablone, jener Schablone, die nachher im Beruf ſelbſt ſo oft mit unheimlicher Geſchwindigkeit zum vollkommenen Stillſtand jeder Individualentwickelung, zur abſoluten Verſteinerung führt. Den Geiſt jener erſten Semeſter allein gälte es zu retten für die Freie Frauenuniverſität, wie ſie mir vorſchwebt, der Geiſt der ſpäteren aber wäre bewußt zu bannen.

Nun haben wir ja in der Journaliſtenuniverſität ſchon ein ſolches Inſtitut uns theoretiſch vorgeſtellt, das jedes

Schlußexamens ermangelte. Aber der Sachverhalt ist hier im Wesen doch noch wieder ganz anders.

Die Journalistenuniversität bleibt auch ohne Examen Berufsuniversität. Die Frauenuniversität in diesem Sinne wäre eine Bildungsuniversi ät in strengem Gegensatz zu allem, was Beruf heißt.

Ich weiß wohl, was man hier einwerfen kann. Jede Frau sollte einen Beruf haben. Auch wenn sie von Haus aus Geld genug mitbekommt, um von dem eigentlichen Zwang eines Brotberufs frei zu sein. Das ist vollkommen richtig. Aber Beruf ist ein sehr weites Wort. Wenn ich die Freie Frauenuniversität in meinem Sinne von der offiziellen Universität mit ihren Berufsexamina trenne, so ist damit doch nicht gesagt, daß alle Mädchen, die statt der offiziellen akademischen Berufszuchtstätte die Freie Universität aufsuchen, auf jeden Lebensberuf verzichteten.

Im Gegenteil: ich denke mir die Semester auf der Freien Universität geradezu als den idealen Ausgangspunkt für alle denkbaren engeren Berufe. Das junge Mädchen soll in ihnen zum erstenmal lernen, sich auf sich selbst zu stellen. Es soll sich einen Grund Allgemeinbildung aneignen, der für jede individuelle Weitergestaltung des Lebens von fundamentalem Wert ist. Es soll Achtung bekommen vor den vielfachen Arbeitsmöglichkeiten des modernen Menschen, es soll — und hier rührt in gewissem Sinne das Lehrprogramm auch der Freien Frauenuniversität natürlich an das Berufsproblem — in diesen Semestern einen Einblick erhalten in die Berufsarten, die dem moderen Weibe offen stehen.

Aber ich bin fest überzeugt, daß eine Menge Mädchen nach Abschluß ihrer Universitätssemester keinen eigentlichen Beruf wählen werden, — und doch haben auch diese in der Bildung, die sie hier genossen haben, tausend Mittel zur Beschäftigung, zur ideellen Mitarbeit gefunden, die ihnen

gegenwärtig völlig versagt sind. Andere natürlich werden Berufe wählen, aber erst nachher und nachdem sie sich in Semestern reicher Anregung wie Selbstbestimmung klar geworden sind, was ihnen individuell am besten zusagt.

Die Betrachtung dieser Dinge schweift von selbst in das Gebiet der Frage, was denn eigentlich auf dieser Freien Frauenuniversität gelehrt werden soll.

Wahrscheinlich wäre der beste Weg zur Aufstellung eines konkreten Lehrprogamms, wenn man die nützliche Frage aufwürfe: was lernt ein braves deutsches Mädchen der mittleren und oberen Stände, in deren Familie es an den nötigen Geldern für Unterrichtszwecke nicht fehlt, heutzutage nicht?

Der ehrsame Vorkämpfer der bürgerlichen oder gar ganz vornehmen Pensionate und der offiziellen Töchterschulen wird uns hier versichern, daß schon fabelhaft „viel" gelernt wird, von der französischen und englischen Grammatik bis zum Bestimmen von Pflanzen nach dem Linnéschen System und bis zur Physik. Das ist alles ganz niedlich und ich will gar nicht bestreiten, daß auch die Freie Universität noch manches von dem aufnehmen könnte, was da (sagen wir wenigstens angeblich) so wie so heute bereits gründlich den Mädchen beigebracht wird. Aber ihr wahres Programm liegt ganz wo anders.

Nicht ein scherzhaftes Stündchen Physikunterricht hätte sie zu geben, sondern die Weltanschauung, bei der diese Physik gebraucht wird. Diese Weltanschauung würde aber nicht bei der Physik bleiben. Es gälte, moderne Wirklichkeit überhaupt zu lehren. Das Weib müßte sich selbst kennen lernen als Glied einer großen bewegten Welt. Die Grundzüge unseres wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens wären in freier, vielfältigen Standpunkten gerecht werdender Weise vorzutragen. Wo ist die Pension, die Töchterschule, die etwas von dieser Art beibringt?

Die Frauenfrage im ganzen wäre darzulegen.

Es wäre einzuführen, im Anſchluß immer an einen hohen Standpunkt, in den Kern künſtleriſchen Weſens, in die Äſthetik, in dieſe Dinge, die in unſerem Leben gerade dem beſſer ſituierten Weibe auf Schritt und Tritt begegnen und denen es zumeiſt doch völlig hilflos gegenüberſteht, ſelbſt wenn das Intereſſe aufs Lebhafteſte dafür da iſt. Läge ſchon in der Journaliſtenuniverſität ein Schwerpunkt auf dem Äſthetiſchen, ſo dächte ich mir eine ſolche Frauenuniverſität recht eigentlich als eine große Pflanzſtätte äſthetiſcher Kultur, wie ſie uns ſo not thut an allen Ecken und Enden.

Aber freilich will ich das Wort jetzt nicht in dem Sinne gedeutet wiſſen, wie man heute gern von „Äſthetik“ bei „höheren Töchtern“ ſpricht, ein bischen Lack zum guten Ton, etwas pinſeln und ſkandieren. Zur echten äſthetiſchen Kultur gehören zunächſt überhaupt echte Kulturmenſchen. Mit dem Wiſſensboden und dem unbefangenen Blick ihrer Kultur. Ich denke an die Erziehung geſunder, klarer, wiſſender Frauen, die als ſolche ſich dann auch in das Höchſte einleben mögen: das Äſthetiſche. Vor dieſem Wiſſen dürfte niemand zurückſchrecken.

Gleich hier wieder ein Rieſengebiet. Das Weib wird in vielen, bei geſunder Lage der Dinge vielleicht naturgemäß in allen Fällen, ſpäter Mutter werden; hier hätte die umfaſſendſte Belehrung einzuſetzen, nach allen Richtungen, ohne jede Engherzigkeit.

Das Weib ſoll eventuell Kinder erziehen. Gerade die naivſten Verfechter unſerer verrotteten Erziehungszuſtände in der Familie faſeln am liebſten von dem „natürlichen Beruf“ des Weibes zu dieſen Dingen. Laſſen wir einmal bei Seite, ob dieſer Beruf ſo ohne weiteres natürlich mit dem Begriffe „Weib“ verbunden iſt und ob es nicht eine Maſſe Weiber giebt, die, bei ſonſt beſter Veranlagung, hier ſchlechterdings gar kein Talent haben. Aber ſelbſt wenn es ein Beruf iſt,

zu dem alle taugen: soll er ohne Lehre bestehen? Wenn einer eine wahre Idealanlage zum Astronomen hat: soll ihm deswegen der Unterricht in den einfachsten Grundbegriffen der Astronomie hartnäckig versagt werden? So geht es aber heute mit dem Mutterberuf, sowohl was die körperliche Schaffung und Pflege der Kinder, wie was die geistige Leitung, die Erziehung, anbetrifft.

Hier läge ein Boden, allein wert, daß die ganze Frauenuniversität eigens ihm zu Liebe geschaffen würde.

Man male sich aus, was das für ein Unterschied wäre: ein Kreis junger Mädchen in dem Ernst eines wissenschaftlichen Hörsaals, von Ärzten oder Ärztinnen, die mit der sittlichen Reinheit der Wahrheitsforschung das wirkliche höchste Wissen ihrer Zeit verbänden, über die notwendigsten Fragen des Sexuallebens, der Sexualhygiene u. s. w. unterrichtet — und daneben die heutige Methode, wie die „Praxis" solche Dinge beibringt: bornierter Rat von Müttern und Tanten, in Angst und Scham hervorgelispelt und in zahllosen Fällen komplette Urväterweisheit, die um ganze Generationen zurück ist, ein bischen Lektüre der untersten Art, in der vielleicht das Beste noch das Konversationslexikon ist, schließlich die Belehrung gar noch durch Männer, die im Grunde ebenso unwissend sind und ihre Kenntnis aus Prostituiertenverhältnissen, also dem perversesten Extrem, schöpfen.

Wie man wohl sieht, wäre es ein Stück der Unmöglichkeit, diesen Lehrplan irgendwie unserer offiziellen Universität anzuhängen, — nicht einmal in Form einer neuen, besonders angepaßten Fakultät, wie es bei dem Journalistenproblem noch denkbar schien, wäre es zu machen.

Eine neue, frei aus sich und auf sich gebaute Institution könnte allein helfen.

Und wenn man denn einmal mit ganz eigenem Grundriß arbeiten sollte, so müßte alles auf die „Frau" und nur auf diese resolut zugeschnitten werden. Ich wüßte nicht, was

hindern sollte, mindestens die Mehrzahl der Dozentenstellen selbst mit Frauen zu besetzen, vorausgesetzt, daß genug dazu befähigte weibliche Kräfte da sind. Frauen müßten in allem und jedem hier die Initiative selbst in die Hand nehmen.

Es wäre im ganzen eine vortreffliche Probe zur Bewährung selbständigen Handelns, ein vortrefflicher Platz zur Bethätigung des Dranges nach solchem Handeln. Alle Gelegenheiten solcher Art, wo immer sie heute im öffentlichen Leben auftauchen, sind meines Erachtens ein wahrer Segen für die Frau. Sie führen zum faktischen Wirken, das, selbst wenn es zunächst alle Gefahren des ersten Experiments aufweist, tausendmal besser ist als alle theoretische Rederei.

Die Sphäre dieses Wirkens würde um so weiter sein, um so mehr Personen heranziehen und beschäftigen können, als mit einer Universität dieser Art etwa für ganz Deutschland nicht viel gethan wäre. Es müßte wohl schon jede unserer größeren Universitätsstädte mindestens heran. Die Nähe einer offiziellen Universität hätte dabei große, kaum zu entbehrende Vorteile auch bei denkbar freiester, individuellster Ausgestaltung. Das Warum habe ich oben angedeutet: es liegt darin, daß ich nicht bloß die Studentin mit der studentischen Kollegin, sondern auch mit dem Studenten zusammenbringen möchte.

Auch von dieser Art Freier Universität verspreche ich mir außerordentlich viel für die Zukunft.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß auch sie kommen wird, genau so wie die Journalistenuniversität kommen muß. Die Spannung, die sich nach hier herüber notwendig einmal auslösen muß, ist noch unvergleichlich viel stärker als die bei der Journalistenschule.

Für einen wahrlich nicht kleinen Kreis Mädchen wird etwas Entscheidendes, in anderer Form gar nicht zu Erreichendes hier wirklich gelöst und gewonnen sein, — etwas, was weit über die doch nur beschränkte soziale Hilfe, die

das Freigeben der offiziellen akademischen Kollegien, Examina und Berufe an die Frau liefern kann, hinausgeht.

Die sozialen Verhältnisse des modernen Frauenlebens, soweit direkter Broterwerb nötig wird und erstrebt wird, verwirren sich ja in dem Gewirre unserer gesamten wirtschaftlichen Notstände heute von Tag zu Tag immer mehr und werden nur im Zusammenhang dort gelöst werden können. An ihnen änderten auch diese neuen Frauenuniversitäten an sich nur sehr wenig, direkt eigentlich gar nichts. Aber ideell würde doch ungemein viel gewonnen.

Eine ganze Klasse von Mädchen mindestens fände eine Gelegenheit, sich aus einer dumpfen Misere herauszuretten, die im Grunde auch sozial ist, obwohl sie mit Broterwerb unmittelbar nichts zu thun hat. Die Frauenuniversitäten, wie ich sie meine, würden, indem sie Bildung verbreiteten und Mädchen in großer Zahl aus einer Art Pflanzenschlaf erwachen machten, notwendig eine mächtige Agitation treiben auch für alle weiter gerichteten Besserungsversuche. Nicht im Sinne einer Agitationsschule für engere, genau umgrenzte Zwecke. Aber im Sinne jener unwiderstehlichen Agitation, die von jeder Erweiterung des Kreises der Bildung, der Wahrheitsforschung, des unbefangenen Anschauens der Wirklichkeit mit der Wucht eines Naturgesetzes ausgeht.

Ein drittes Feld jetzt, — neben den Schriftstellern und den Frauen.

Oben habe ich erwähnt, daß eine ganze Menge Menschen, mit denen ich über Volksuniversitäten sprach oder die ich öffentlich darüber reden hörte, durchaus dabei nur an eine Universität für „Arbeiter“ dachten.

Und wer will leugnen, daß auch hier ein großer, fruchtbarer Boden anhebt für die Wirksamkeit irgend welcher den „Freien Universitäten“ anzugliedernden Bildungsinstitute?

Bloß, daß alle praktischen Voraussetzungen hier so voll-

ständig andere sind als bei den bisher betrachteten Versuchen, daß die schärfste Sonderung notwendig wird.

Es bleibt als Vergleichungspunkt, als Reifen gewissermaßen, der auch hier umgreift und das Sonderinstitut im großen ganzen hält, die Absonderung von der offiziellen Universität, die freiheitliche Grundlage, die in erster Linie jede Staatshilfe und staatliche Einmischung hinsichtlich ihrer positiven Seite ablehnt. Es bleibt das Prinzip, das aus Bedürfnissen, die in dieser Form und Stärke unbedingt neu sind, mit vollem Recht ein Neues schaffen will und es abweist, sich in die alten Schläuche historischer Traditionen und Institutionsschablonen einpressen zu lassen.

Aber darüber hinaus ist auch alles wieder ganz individuell anders, und wir müssen uns hüten, für die „Volksuniversität" als solche wiederum schon eine starre Schablone zu erfinden, die das Individuelle in ihr auf dem Papier vergewaltigt, noch ehe sie in der Praxis da ist.

Ich habe Leute aus unseren besten Bildungskreisen eifrig über die Art disputieren hören, wie Arbeiteruniversitäten geschaffen werden könnten. Da sind riesige Volksmassen, hieß es, die andrängen und Bildung heischen. Unbedingt muß etwas geschehen. Wir sind verpflichtet einzugreifen, zu helfen. Das Beste muß geöffnet werden. Die Arbeiteruniversität muß den edelsten Extrakt der anderen Universität übermitteln, das Beste ist hier gerade gut genug, denn die „Volksseele" ist es, die uns anruft, der wir emporhelfen sollen in ihrem heiligen Prometheusdrang . . . .

Das klang groß und war meist auch wirklich höchst ehrenwert gedacht. Aber sobald die Debatte etwas im Gange war, erlahmte das Feuer bezeichnend schnell. Die Arbeiter kommen ja so gut wie ganz ohne Vorbildung, wurde eingewandt. In welcher Form sollen wir solchem Publikum das Beste, das Höchste übermitteln? Ja, das geht eben nicht, hieß es; der Arbeiter muß sich dann erst gewisse Vorkenntnisse aneignen;

das muß er „aus ſich ſelbſt heraus“ thun, wir können ihm da nicht auch noch helfen. Der Arbeiter hat ja beinahe gar keine Zeit, hieß es von anderer Seite. Ja, dann muß er ſich eben Zeit ſchaffen — ſoviel Achtung vor der Bildung und vor uns, die wir ihm Bildung geben wollen, wird er doch wohl haben. Oder: die Arbeiter, die in Frage kommen, ſind überwiegend Sozialdemokraten. Nun, hieß es, das müſſen ſie ſich bei uns ganz abgewöhnen; mit Politik dürfen wir nichts zu ſchaffen haben, Parteidinge von dorther dürfen bei uns niemals irgendwie berückſichtigt werden. Und ſo ging es weiter.

Kein Wunder, wenn ein wirklicher Arbeiter, der ſolcher Verhandlung beiwohnte, in die vollkommene Leere ſah.

Man konſtruierte ſich zuerſt einen Idealarbeiter, dem zu helfen als Ehrenſache galt. Sobald dann die wichtigſten Punkte aus dem wirklichen Arbeiterleben von heute zur Sprache kamen, meinte man, es genüge, wenn man ſie einfach herunterſchlüge wie die Beine des Opfers im Prokruſtesbett. Auf ſolchem Wege kommt man natürlich niemals zu irgend einem brauchbaren Ziel.

Wenn wir ein großes, freies Bildungsinſtitut für Arbeiter aufthun, ſo müſſen wir von vornherein damit rechnen, daß Leute kommen, die von Jugend an in einen ſo harten Exiſtenzkampf geworfen ſind, daß ſie keine Zeit zu irgend einer ſoliden Vorbildung finden konnten. Der moderne Arbeiter in ſeiner typiſchen Geſtalt iſt kein Berufsmenſch in dem Sinne, wie unſere höheren Klaſſen das Wort gebrauchen: er iſt das Zwangsprodukt einer verzweifelten ſozialen Verwickelung; wenn er ſich Vorbildung hätte erwerben können, ſo hätte er eben von Anfang an einem anderen ſozialen Milieu angehört und wäre gar kein „Arbeiter“ geworden.

Wir müſſen ebenſo unſeren ganzen Bau darauf zurichten, daß Leute uns ſuchen, die durchweg nur ein außerordentlich geringes Maß Zeit beſitzen, das ſie Bildungszwecken widmen können. Nichts iſt ehrenwerter und ſpricht mehr

für die große Kraft und Lebensfähigkeit, die in weiten Kreiſen unſerer Arbeiterſchaft dauernd und trotz aller Notlage ſtecken, als die Zähigkeit, mit der dieſe wenigen Momente, meiſt ſpäte Abendſtunden, faktiſch noch für geiſtige Zwecke verwertet werden und alſo auch im gegebenen Falle den Zwecken einer Arbeiteruniverſität zur Verfügung geſtellt werden könnten. Aber dabei bleibt die Zeit an ſich immer eine minimale. Und ein beträchtlicher Teil geht von dieſer Zeit notwendig noch ab für politiſche Zwecke. Das berührt ſchon jenes dritte Argument.

Ebenſo unſinnig, wie es iſt, wenn man vom Arbeiter im doktrinären Prokruſtesbett den Mangel an Vorbildung als Bagatellſache abziehen will, ebenſo unſinnig iſt es, ſeine politiſche Stellung und Anteilnahme einfach ignorieren zu wollen. Der politiſche Kampf des modernen Arbeiters gehört einfach hinein in ſeinen Brotkampf, ſeinen Exiſtenzkampf. Wenn er abends in eine Wahlverſammlung geht, ſo zählt dieſe Zeit, obwohl ſie ſcheinbar ſeiner „freien“ Zeit abgezogen wird, eigentlich direkt noch zu ſeiner Arbeitszeit, wenn ſie auch vielleicht den angenehmſten Teil ſeiner Exiſtenzarbeit darſtellt. Es iſt der vollkommenſte Unſinn, wenn etwa ein wohlmeinender Verfechter der Volksuniverſität uns ſagt: der Arbeiter hat Zeit genug, um ſich Bildungszwecken hinzugeben, wenn er bloß aufhören wollte, in politiſche Verſammlungen zu laufen. Das iſt wie in dem alten Satz: der im ſozialen Notſtand Verhungernde hat Brot genug, wenn er ſich bloß die leidige Gewohnheit des Eſſens abgewöhnen wollte.

Nein! Zunächſt hat der Arbeiter überhaupt nur ein Minimum Zeit. Und von dieſem muß noch alles abgerechnet werden, was für politiſche Agitation nötig iſt, — erſt dann fängt an, was für eigentliche „Bildung“ disponibel iſt. Man kann einen Schrecken bekommen, wie wenig das iſt. Aber wir gehen eben vom modernen Arbeiter aus, deſſen

zwangsweise Lebenseinteilung wahrhaftig kein Ideal menschenwürdigen und erfreulichen Daseins darstellt.

Einmal den Arbeiter als Objekt unserer Debatte zugestanden, müssen wir eben mit all diesem Mißlichen rechnen, da hilft keine Vogel-Straußpolitik. Die Sache geht aber noch viel weiter.

Der Stamm von Arbeitern, der für Volksuniversitäten eigentlich in Frage kommt, beschäftigt sich nicht nur überhaupt mit Politik, sondern er steht faktisch auf sozialistischem Boden. Die große Mehrzahl werden von Anfang an ausgesprochene Sozialdemokraten sein.

Nun hat man gut reden, eine freie Bildungsanstalt habe sich darum nicht zu kümmern. Wir wollen einmal vom engsten Sinne der politischen Partei absehen. Selbst hier ist die Trennung ja geschichtlich nicht zu rechtfertigen. Die Anteilnahme am sozialdemokratischen Parteileben ist für die Erweckung allgemeinen Bildungsdranges in den Arbeiterkreisen von einer eminenten Wirkung gewesen, und so greift geschichtlich die Möglichkeit, heute überhaupt eine Volksuniversität zu begründen, aufs tiefste dort ein.

Aber ganz davon abgesehen: es giebt noch etwas anderes, als die politische Partei der Sozialdemokraten: es giebt eine allgemeine sozialistische Weltanschauung. Und ich möchte wohl wissen, wie man eine Arbeiteruniversität heute gründen sollte, ohne von vornherein mit einem sozialistischen Hauch aus dieser Ecke her zu rechnen. Wir haben heute schon unverkennbare sozialistische Regungen in den Kreisen unserer offiziellen Universitäten. Selbst dort! Ich erinnere an den Titel eines Blattes, das jetzt zu einer vortrefflichen Revue ausgewachsen ist: „Der sozialistische Akademiker". Für so etwas ist schon ein Bedürfnis da. Zu schweigen von den allgemein sozialistischen Anwandlungen bei Professoren und Privatdozenten, die durchweg bloß die Staatsstellung niederhält.

Was kann aber vollends für eine Arbeiteruniverſität heute das Wörtchen „frei“ anderes bedeuten, als daß ſie nach dieſer Seite hin Thür und Thor öffnet?

Und wir werden dabei niemals in der Praxis darüber hinauskommen, daß der Wunſch und die beſtimmt geſpannte Anteilnahme der Hörerſchaft gerade in einem geſund eingerichteten Bildungsinſtitut einen gewiſſen beſtimmenden Zug geben und auch alles geleiſtete irgendwie in den Bann ihrer Ideen bringen werden, — wobei man das Wörtchen „ſozialiſtiſch“ natürlich ſo weit faſſen mag, wie irgend möglich iſt.

Mit Willkür ändern können wir da nichts.

Entweder wir hören überhaupt auf, am grünen Tiſch wohlmeinende Reden über Arbeiteruniverſitäten zu führen und beſchäftigen uns lieber mit Akademieen für Schachſpieler oder Radfahrer, — oder wir erkennen an, daß zum modernen bildungsfähigen Arbeiter die Durchfärbung mit ſozialiſtiſchen Ideen einfach als Typusmerkmal gehört und daß unſere Univerſität hier mit einer Grundthatſache zu rechnen hat genau ſo wie hinſichtlich der Thatſachen, daß der Arbeiter geringe Vorbildung und nur ein Minimum disponibler Zeit hat.

Es erhellt ſchon aus den paar Punkten, die doch nur ein paar unter vielen ſind, welch ausgeſprochen individuelles Geſicht eine Arbeiteruniverſität unter den „Freien Univerſitäten“ erhielte.

Die Arbeiteruniverſität wäre kein Inſtitut, bei dem ſich immer wieder Generationen junger Leute anſammeln, um ein paar Jahre ihre ganze oder wenigſtens ihre beſte Zeit ausſchließlich dem Inſtitut zu widmen. Sie müßte ſich der Sachlage entſprechend mit ganz anderer Schwierigkeit hineinſchieben in die Exiſtenz von Leuten, auf deren Alter an ſich nichts ankommt, die aber jedenfalls, ob jung ob alt, alle ſchon in eine feſte Lebensſituation eingepreßt ſind.

Während alle die anderen denkbaren Formen freier

Univerſitäten damit rechnen, daß ſie „aufgeſucht“ werden, müßte in gewiſſem Sinne dieſe Univerſität ihr Publikum ſelbſt aufſuchen, — wenigſtens in dem Sinne, daß ſie ſich ſeiner (als feſt anzuerkennenden) Lebensführung nach allen Kräften anpaßte. Arbeiter können nicht ihre Arbeit verlaſſen und eine „Univerſität beziehen“. Die Univerſität muß, wenn ſie helfen ſoll, zu ihnen kommen, ſie muß ihre Kurſe möglichſt zwanglos in jene „Arbeit“ einſchieben, indem ſie jede Lücke ausnutzt.

Der ganze Schwerpunkt müßte auf Abendkurſe fallen.

Solche Kurſe wären nicht in einer Stadt allein abzuhalten, da der Arbeiter ja an ſeine Arbeitsſtätte lokal gebunden iſt — es würde ein verzweigtes Netz von Univerſitäten über alle größeren und fabrikreichen Städte auszudehnen ſein, ſobald einmal an einem Fleck die Probe erfolgreich beſtanden wäre.

Eine wichtige Sache, die auch aus allem ſonſt für Univerſitäten Gebräuchlichen herausfiele, beträfe die Dauer der Anteilnahme des Einzelnen an dieſen Kurſen. Hier, wo weder beſtimmte, ganz der Sache gewidmete Lehrjahre, noch ein beſtimmtes Alter der Lernenden oder gar direkte Berufsvorbereitungen auch nur ganz allgemein in Betracht kommen, könnte es ſehr gut eintreten oder ſogar Regel werden, daß ein Hörer viele Jahre durch feſter Stammgaſt der Univerſität bliebe, daß er erſt ganz langſam nach und nach von Kurs zu Kurs vordränge und bei Einlegung neuer Vorleſungen immer wieder zurückkehrte. In Anbetracht des Mangels einer Vorbildung wäre zu erwägen, ob die Kurſe nicht alle mehr oder minder ſtufenweiſe einzurichten wären — von leichten Einführungen für Anfänger bis zu ſchwierigeren Sachen für Vorgeſchrittene; es könnte das dieſer Univerſität eine wenigſtens äußerliche Ähnlichkeit mehr mit einem Gymnaſium als mit einer offiziellen Hochſchule geben; aber ich weiß allerdings nicht, ob dieſe Ähnlichkeit ſehr weit auszu-

dehnen viel Vorteil hätte, und ob es nicht doch ratsamer wäre, bei der Allgemeinheit des Bildungsstoffs, der in Frage kommt, auch ein gewisses Allgemeinniveau möglichst zu berücksichtigen und damit das Unzuträgliche der Spaltungen in „Noch nicht Gebildete", „Halb Gebildete" u. s. w. zu vermeiden.

Das sind alles Details aus der Außenseite, der äußeren Organisation. Individuell wie diese Außenseite müßte aber auch das Innere, der eigentliche Lehrplan sein.

Die Arbeiteruniversität hat sich meines Erachtens von vornherein klar zu machen, daß ihr zwei Klippen drohen, zwei ganz individuelle Klippen, die bei anderen Instituten nicht in der Weise zu befürchten sind.

Die eine Klippe erwächst zum Teil aus dem Mangel an Vorbildung, jenem oben gekennzeichneten Postulat, verquickt sich aber dann noch mit anderen Dingen.

In Kürze ausgedrückt bezeichnet sie die Gefahr, daß die Arbeiteruniversität sich den Arbeiterfachschulen zu sehr nähert.

Es liegt so nahe, das Bildungsinstitut über die allgemeinen Bildungszwecke hinaus zu einem Förderungsmittel doch auch für Berufszwecke zu machen. Je mehr infolge der mangelnden Vorbildung der reine Bildungsunterricht genötigt wird, auf elementare Dinge zurückzugehen, desto näher liegt die Möglichkeit, daß er, fortgerissen von solchen plötzlich sich aufthuenden Nützlichkeitszwecken, hier sich verzettelt und in das Gebiet der einfachen Fachschulen verliert. Ich glaube aber, daß weder den Fachschulen noch der Arbeiterhochschule mit solcher Verquickung genützt würde.

In unserer reaktionären Zeit würde man allerdings diese Verquickung von gewisser Seite nur zu gern sehen. Gern würde man sich in der Beruhigung sonnen, daß die gefährliche Bildungshochschule statt Weltanschauung und wahren Früchten vom Baum der Erkenntnis bloß etwas

Stenographie oder kaufmänniſche Buchführung ihren Arbeitern beibrächte. Dieſe billige Freude ſollten wir aber doch möglichſt nicht unterſtützen, und wenn wir das Wort „Hochſchule“ nur immer feſt uns vor Augen halten, ſo iſt von ſelbſt die rechte Bahn von dort fort gegeben.

Die andere Klippe iſt nicht ſo leicht zu definieren.

Sie liegt in der ſozialiſtiſchen Tendenz, die ich oben ebenfalls als Poſtulat des ganzen Unternehmens bezeichnet habe.

Die Volksuniverſität, wie ich ſie mir hier denke nnd wie ſie allein in den Rahmen des Begriffs „Freie Univerſitäten“ mir zu paſſen ſcheint, muß ſich entſchieden hüten, ihren ſozialiſtiſchen Zug nicht dahin zu übertreiben, daß ſie ſich in eine Vorbereitungsſchule für politiſche Agitatoren verwandelt.

Ich weiß ſehr genau, wie verwickelt dieſer Punkt iſt. Die ſozialiſtiſche Grundfärbung der ganzen Arbeiteruniverſität rundweg zugeſtanden, bleibt auch klar, daß jeder Verſuch, der gemacht wird, das Bildungsniveau der Arbeiter von hier aus heraufzurücken, in Anbetracht des ſchon vorher und ohnehin vorhandenen politiſchen Parteiſtandpunktes der einzelnen Arbeiter in gewiſſem Sinne auch der Parteiagitation zu gute kommt. Das wird ſo ſein und es ſoll auch ſo ſein und wer es ändern will, der muß eben überhaupt heute aufgeben, in freier Betrachtungsform Bildung weiterzugeben.

Aber es iſt doch von hier noch ein weiter Schritt bis zu der Frage, ob politiſche Agitation und die direkte praktiſche Erziehung dazu ein Zweck oder gar der Zweck einer echten, groß gedachten Arbeiterhochſchule werden könnten.

Mir ſcheint, daß der Begriff „Freie Univerſität“ an ſich ſchon widerſtreitet. Und abgeſehen von allem Tendenziöſen käme damit ein ſo enges Ziel in das Ganze, daß die Flügel ſchon beſchnitten wären, ehe der Vogel noch einmal aufgeflogen iſt.

Wie die Fachſchulen ohne jede Behelligung fortbeſtehen mögen und ſollen neben der großen Arbeiteruniverſität, ſo

mögen engere Agitatorenſchulen der Art von der Partei aus ruhig für ſich in Kraft treten. Die Berliner „Arbeiterbildungsſchule" war von Beginn an ſtark auf ſolche Zwecke (unter Verquickung allerdings auch mit gewiſſen Fachſchulzwecken) zugeſchnitten. Dagegen läßt ſich an ſich gewiß nichts ſagen. Aber dieſe Arbeiterbildungsſchule iſt bei allen vortrefflichen Abſichten bisher nicht in die Sphäre einer eigentlichen Volksuniverſität heraufgerückt — wobei freilich die ungeheueren Schwierigkeiten einer Pionierarbeit überhaupt abgezogen werden müſſen. Jedenfalls müßten wir in einer ganz groß gedachten „Univerſität" ganz anders weit greifen und niemals zur Hauptſache machen wollen, was höchſtens Begleiterſcheinung ſein darf.

Ich meine deshalb auch, daß eine ſolche echte Volksuniverſität nicht unmittelbar von einer politiſchen Partei aus begründet werden ſollte. Sie muß ein ſelbſtändiges Unternehmen ſein.

Jenſeits dieſer Klippen iſt der eigentliche Lehrſtoff einer Arbeiteruniverſität ja ziemlich leicht zu überſehen. Eine außerordentlich breite Rolle müßte Geſchichtsunterricht darin ſpielen, im Sinne freiheitlicher Kulturgeſchichte. Auf ihn allein ließe ſich die ganze Univerſität aufbauen: ſo wichtig, notwendig und — heute nicht vorhanden iſt er! Daneben träte Naturwiſſenſchaft und als Drittes Äſthetik, Einführung in die Kunſt, vor allem die Dichtung.

Auch hier würde ich mein Ideal einer äſthetiſchen Kultur auf einem neuen und äußerſt fruchtbaren Nährboden ſehen.

Ich weiß aus beſter Erfahrung, wie jeder leiſe Hauch Kunſt, den man in dieſe Kreiſe bringt, eine unmittelbare Erquickung bedeutet. Gerade bei dieſen überlaſteten, gepreßten Menſchen iſt aber das Unmittelbare, augenblicklich Glückbringende, Lindernde, das ideell auf Momente Befreiende eine Hauptſache. Das Äſthetiſche hat ja, iſt es einmal nur irgendwie hereingebracht, von ſelber die Kraft, ſich dann

weiterzufressen und auch ins Dauernde der Generationen sein Wurzelwerk zu treiben.

Auch ich weiß ganz genau, daß zum ästhetischen im höheren Sinne ein feiner Nerv gehört, die Wärme einer gewissen inneren Lebenssonne, für die in diesem Gebiete der Menschheit noch so gut wie gar nicht vorgearbeitet ist. Aber ich mache daraus nicht den Unterschied von ewiger Geistesaristokratie und ewigem Geistesproletariat im Sinne einer Prädestination. Lügen wir uns doch nichts ein. Auch der feinste ästhetische Nerv des geborenen Geistesaristokraten ist von seinen Vorfahren einmal erworben worden. Und es gilt einfach dieses Erwerben weiter und weiter durch die Menschheit zu treiben. Mit all unseren Volksschulen bis zu diesen Universitätsidealen herauf sind wir selber nur Werkzeuge des ewigen Entwickelungsnachschubs, der auch hier hoch will.

Ich will noch einen Punkt erwähnen.

Er trifft diese Arbeiteruniversität ungefähr ebenso wie die früher geschilderte Frauenuniversität.

Wir bauen hier Dinge, die in vollkommen verschrobene Zustände hineinleuchten sollen.

Es ist klar, daß die Schwierigkeiten deswegen doppelt und dreifach sind.

Wären die modernen Arbeiterverhältnisse „logische“ und nicht im schlimmsten Sinne „historische“, im Banne unglücklicher geschichtlicher Notwendigkeiten stehende, so wäre es ganz anders leicht, da zu helfen. So wird eine Arbeiterhochschule immer etwas Gekünsteltes, unheimlich Schwebendes in sich tragen. Das läßt sich nicht ändern. Einem Gefesselten, den seine Fesseln nur nach einer Seite schauen lassen, das Rundbild der Welt zu erschließen, zwingt dazu, dieses Rundbild in verrenkte Projektionen zu pressen. Aber wir dürfen nicht vergessen, um welchen Preis es geschieht.

Ich streue diese Aphorismen hier einfach aus, — mögen sie ihr Ackerland und ihren Frühling finden.

Kommen werden Dinge dieſer Art, denn das Bedürfnis dazu ſteigt mit jedem Tage. Und wie ich Entwickelung faſſe, iſt jedes Bedürfnis ſchon das Symptom ſeiner ſich anbahnenden Erfüllung. Wenn ſich Leute gefunden haben, die für die Entdeckung des Nordpols, für die Abſchaffung des Krieges, für die Erbauung einer Sternwarte Millionen auf den Tiſch gelegt haben, ſo werden ſich Geldkräfte einſtellen, einerlei, wie und woher, zur Gründung freier Univerſitäten, ſobald nur erſt einmal das Bedürfnis danach geiſtig genug überall geweckt iſt. Unvollkommene Experimente werden ebenſo verkrachen und den Fluch der Lächerlichkeit ernten, — das ſind auch nur gewohnte Phaſen zum Sieg.

Fechner

Du ſtiller Mann
In deiner grünen Laube:
Iſt Kot Tyrann,
König des Lebens iſt dein Roſenglaube.

Karl Henckell

Am 25. März 1801 iſt Novalis geſtorben.

Am 19. April 1801 iſt der große Philoſoph von Leipzig, Guſtav Theodor Fechner, geboren worden.

Fechner wollte im Grundſtamm ſeiner Ideen nicht als „Dichter" gefaßt werden. Sie waren ihm feſte Überzeugungen, an deren Beweiskraft er glaubte, — im Sinne, wie er Glauben definierte.

Und doch iſt ſeine innere Beziehung zu dem Dichter Novalis ſo ſtark, daß man eine Welle zu ſehen glaubt, die dort ſinkt, um hier zu ſteigen.

Ein junger Träumer verſchwindet im Märchenwalde des Weltgeheimniſſes, eben da die neue Sonne des Jahrhunderts ſich hebt. Und aus dem Morgenrot ſchafft ſich dieſes Jahrhundert zu dieſem Jünglinge ſelber den Mann.

Wenn Novalis noch fünfzig Jahre gelebt hätte, was er gut konnte innerhalb der menſchlichen Altersgrenze, — wenn er ſich auf die exakte Phyſik geworfen und hier die ſtrengſte Schule noch durchgemacht hätte, wie er es wollte,

als er ſtarb, — und wenn Novalis dann über dieſe ganze Phyſik des neunzehnten Jahrhunderts hinweg zu der Naturphiloſophie heimgekehrt wäre, von der er als ſuchender Knabe ausgegangen war: — Fechner wäre er geworden. Keine Geſtalt dieſes Planeten in der ganzen Zeit nach ihm ſteht ihm ſo innerlich nahe, iſt ſo noch einmal, wenn auch jahrhundertgemäß fortentwickelt, er ſelbſt, wie der Mann, der aus dem Unbekannten in die Wiege ſtieg, als Novalis durch die hölzerne Pforte der vier Bretter ins Unbekannte trat.

Fechner gehört zu den Geſtalten im neunzehnten Jahrhundert, die um Weltanſchauung *geblutet* haben. Einſam im Kämmerlein geblutet.

Als der Chriſtophorus der Legende das Jeſuskind über den Strom trägt, da bilden nicht die Wellen, die wider ihn anbranden, die eigentliche Gefahr. Das Kind ſelbſt bedrängt ihn, denn es wird mit jedem Schritte ſchwerer. In hohem Alter, in der Schrift, die ſein philoſophiſches Teſtament bilden ollte, hat Guſtav Theodor Fechner dieſes Bild einmal gebraucht. Er deutete es auf ſeine eigene Weltanſchauung.

Die „Tagesanſicht“ nannte er ſie.

In den herrſchenden Meinungen der Zeit glaubte er eine verhängnisvoll falſche Grundanſchauung zu bemerken. Das Auge des Greiſes, das phyſiſch ſeit Jahren einen unabläſſigen Kampf gegen völliges Erblinden führte, ſah geiſtig dort nur noch eine „Nachtanſicht“. Ihr ſetzte er als Summe ſeiner eigenen raſtloſen Denkerarbeit die „Tagesanſicht“ gegenüber. Aber der Sieg dieſer „Tagesanſicht“ würde nach ſeiner eigenen Meinung kein leichter ſein. Heute noch ein Kind, ſollte ſie ſich erſt über dem Haupte ihrer Träger zur vollen Kraft und Schwere entwickeln. Wer ſie ans Ufer der Zukunft tragen wollte, den würde wie Chriſtophorus nicht „die zu durchwatende Flut leicht ins Meer der Vergeſſenheit verrinnender Einwürfe“ ſo ſehr bedrängen, als

vielmehr die Entwickelung des Gedankens selbst, der aus eigener Lebensquelle wuchs und wuchs.

Das Buch von der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" hat bis heute äußerlich nur einen geradezu winzigen Leserkreis gefunden. In den zweiundzwanzig Jahren seither ist keine zweite Auflage nötig geworden.

Inzwischen sind auch schon vierzehn Jahre hingegangen seit Fechners Tod. Das Jahrhundert, dem er fast siebenundachtzig Jahre gefolgt war, ist um, — ein Jahrhundert, das mit Naturphilosophie einsetzte, das dann in der exakten Naturforschung die größten Erfolge aller Zeiten errang, und das jetzt, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, ausgeht inmitten einer stillen, tiefen, gärenden Bewegung, die wieder zurückführen will zu irgend einer Art von neu umfassender Naturphilosophie.

Vielleicht sage ich besser: das ausgeht unter den Zeichen einer Sehnsucht nach solcher Philosophie, die das ungeheuere exakte Material wieder umschaffen soll zu einer wirklich brauchbaren Idee vom Weltganzen; und die uns in gewissem Sinne so von der Last befreien soll, die mit der Größe jener staunenswerten Entwickelung der Forschung doch unabänderlich über uns gekommen ist.

So hat das Bild vom Christophorus eigentlich heute eine universale Bedeutung weit über Fechners engeren Sinn hinaus. Ob nun Anhänger der „Tagesansicht" oder der „Nachtansicht": wir alle zu Ende dieses neunzehnten Jahrhunderts tragen in unseren Gedanken ein Kind über den Strom, das schwerer und schwerer wird. Die Naturforschung, die rein ästhetisch veranlagten Geistern noch an der Wiege der Generation, zu der Fechner gehörte, wie eine Hilfswissenschaft, geschaffen zu Handlangerdiensten der praktischen Technik, erscheinen konnte, ist zur bestimmenden Macht geworden im gesammten Geistesgebiete. Aber gerade wir jetzt, — wir empfinden auch die Schwere, das Lastende des Neuen.

Vielleicht nie wirkt der Stoff so niederdrückend als „Stoff", wie gerade in dem Moment, da er Geist werden soll.

Diese Stimmung steht über uns. Eine gewisse Blendung, die aus dem unbegrenzt erweiterten äußeren Weltbilde entsprang, sinkt aufs natürliche Lichtmaß herab. Nun kommt die große Arbeit, die im einfachen Glanz des Tages alles einordnen, alles im Sinne der alten, in sich unverrückbaren Ideengänge der Kulturentwickelung vergeistigen soll, — die unserem Hoffen und Verlangen wieder Brot geben soll. Neues Brot — aber Brot.

Das Kind auf unserer Schulter wird schwer, verzweifelt schwer.

Gerade in dieser erweiterten Christophorus-Stimmung liegt aber, was heute zu Fechner selbst zurückführt.

Das Erste, was einfällt, scheint da allerdings weltallsweit fort zu leiten von Novalis. Fechners Name ist untrennbar verknüpft mit der Geschichte der exakten Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert. Auf dem strengsten Boden hat er praktisch mitgearbeitet und Erfolge errungen, über deren Bedeutung in Fachkreisen nie ein Zweifel bestanden hat. Selbst wo er von Fachgenossen im engeren Beobachterfelde angegriffen worden ist, lag in der Form der Angriffe immer die vorbehaltlose Voraussetzung, daß es sich um einen Naturforscher ersten Ranges handele. In den späteren Jahren seines langen Lebens konnte von ihm gelten, was ganz gewiß nicht jeden und auch nicht jeden ähnlich bedeutenden Naturforscher unter seinen Zeitgenossen trifft: er zählte gewissermaßen unter die typischen Vertreter der modernen exakt-wissenschaftlichen Methode. Er rechnete in den immerhin kleinen Kreis derer, die diese Methode bei ihren Fachарbeiten so fein, so elegant handhabten, daß das Werkzeug selbst dadurch vervollkommnet wurde.

Und bei alledem ist Fechner, dieser eminente, geradezu klassische Praktiker der Forschung, gleichzeitig bis zum letzten

Tage ſeines Lebens der begeiſterte Apoſtel einer allgemeinen Weltanſchauung geweſen, die im klarſten Novalis-Sinne ausgeſprochene Harmonie, konſequenteſter moniſtiſcher Optimismus war.

Kein Gedanke bei ihm, daß die exakten Reſultate der Naturforſchung je die Köpfe und die Herzen der Menſchen wirklich bedrücken und belaſten könnten. Auf der eiſernſten Kauſalität, dem unerſchütterlichſten Walten der Naturgeſetze gerade ſollte ſich eine philoſophiſche Geſamtanſchauung der Dinge aufbauen laſſen, die die Welt, die allgemeine Naturentwickelung, die Menſchheit und den Einzelmenſchen mit einer wahren Orgie von Licht, Hoffnung, Zukunftsausſichten der idealſten Art überſchüttete. Und das alles mit ein klein wenig geſchulter, an den Sätzen gerade modern wiſſenſchaftlicher Forſchung geſchulter Phantaſie, — alſo echt mit dem Novalis-Werkzeuge.

Es iſt wahr: der unbeſtrittene Beifall, den Fechner der Phyſiker zu ſeinen Lebzeiten noch gefunden hat, iſt Fechner dem Naturphiloſophen trotz vierzigjährigen wirklich tragiſchen Wartens nicht zu Teil geworden. Aber es fragt ſich, inwiefern das an allgemein ungünſtigen Grundſtimmungen der Zeit gelegen hat.

Fechner ſelbſt führte es ganz ausſchließlich auf ſolche zurück.

Er gedachte gelegentlich mit Wehmut ſeiner philoſophiſchen Werke, die im Staube der Antiquariate verſchollen lagen, verramſcht und vergeſſen zu einer Stunde, da dem Autor ſelbſt noch alles ebenſo leuchtend und ſchön vor der Seele ſtand wie je. „Arme Bücher“ ruft er einmal den eigenen zu, „die von einer Seele der Sterne und Pflanzen geſprochen; von den Materialiſten am einen, von den Idealiſten am anderen Ende zerzauſt, von den Naturforſchern kopfſchüttelnd auf Nimmerwiederſehen beſeitigt, im Handel zum Spottpreis losgeſchlagen, makuliert, habt ihr nun endlich

ausgelitten!“ Aber im Innern geglaubt hat er felſenfeſt an den Sieg auch dieſer ſeiner Ideen in der Zukunft, feſter vielleicht noch als an den der beſten Punkte ſeiner grundlegenden exakten Arbeit über die „Elemente der Pſychophyſik“.

Es iſt eine Frage, gewiß ernſt und wert, daß man ſie aufwirft, ob nicht gegenwärtig auch ein Charakter wie Fechner auf neue, veränderte Geiſtesſtimmungen ſtoßen könnte, die ihm im ganzen günſtiger ſind, — Stimmungen, die unter dem oben gekennzeichneten Chriſtophorus-Zwange ſtehen und denen es vielleicht noch nicht einmal ſo ohne weiteres darauf ankommt, ob gerade Fechners philoſophiſche Ideen als ſolche alle richtig ſind, — die aber ſich angezogen fühlen, weil hier überhaupt ein echter, exakt geſchulter Naturforſcher, einer, der an dem ganzen Forſchungsgewebe ſelber mitgewebt hat, zugleich befreiende Allgemeingedanken von idealſtem Gehalt und einen hohen, den Einzelnen wie das Ganze erhebenden und verſöhnenden Optimismus finden konnte.

Ich verzeichne auch hier, wie bei Novalis, zunächſt ein paar, immerhin noch nicht gerade rauſchend laute Symptome.

Man fängt ſchon ſtärker an, ſich mit Fechner als Charakterkopf, als Denkertypus zu beſchäftigen.

In langſamen Abſtänden — langſam gehen die Dinge hier noch durchaus — ſind Werke herausgekommen, die das Bild des Menſchen und, pſychologiſch begründet, das des Denkers nach den Quellen vermitteln wollen.

Zuerſt ein Briefwechſel, der ſeinem ſtofflichen Gehalt nach noch an der Grenze einer nachgelaſſenen Facharbeit ſteht: wiſſenſchaftliche Briefe, die Fechner mit Wilhelm Preyer gewechſelt hat. Die Briefe ſtammen alle vom alten Fechner. Liebevoll geſammelt und erläutert, wie ſie ſind, geben ſie im Kern wenigſtens ein vorzügliches Bild ſeiner wiſſenſchaftlichen Methode. Er erſcheint in jedem Zuge hier als Charakterverwandter des alten Darwin. Vieles deckt ſich faſt wörtlich bei beiden. Wie er unermüdlich iſt im ehrlichen

Kampfe um die Wahrheit. Wie er ſelbſt Einwände ſucht gegen eigene Anſichten. Was ich oben von der „Eleganz“ der Methode geſagt, tritt in einer überwältigenden Form hervor. Aber der Philoſoph erſcheint darin nur wie ein gelegentlicher Beſucher. Es war höchſt verdienſtvoll von Preyer, dieſes ſchöne Erbe noch in die Welt zu ſchicken. Für die große Menge der Leſer iſt es aber zu ſchweres Geſchütz.

Dann hat ein Leipziger Profeſſor, Juriſt von Fach, — Kuntze, — eine ſehr perſönlich gehaltene Biographie gegeben. Ein dicker Band.

Fechner, in glücklichſter Ehe, die die goldene Hochzeit überdauerte, verheiratet, blieb ſelbſt kinderlos. Kuntze, der Verfaſſer der Biographie, iſt als Neffe und Pflegeſohn im Hauſe des Philoſophen aufgewachſen. So tritt dieſes Buch wie eine Äußerung der Familie ſelbſt hervor; der Geiſt der überlebenden greiſen Gattin Fechners ſchwebt darüber. Es ſtehen eine ganze Menge Dinge darin, die ein entfernter Lebender nicht ſo hätte geben können. Denn Fechners Leben war kein Spiel der Gaſſe; faſt alle Fäden liefen im ganz Intimen. Dazu hat Kuntze nachgelaſſene Tagebücher, zum Teil offenbar auch geradezu druckfertige Abſchnitte einer Selbſtbiographie benutzen können, — bei Fechners glänzendem pſychologiſchen Auge, das ihm auch für die Betrachtung der ſchwerſten Kriſen eigenen Seelenlebens zu Gebote ſtand, unvergleichliches Material. Das Ganze iſt mit liebenswürdiger Wärme ausgeſtaltet, die das menſchlich Sympathiſche dieſer ſcheinbar einfachen, innerlich aber oft tief bewegten Lebensſchickſale ſehr gut herausbringt.

Dagegen iſt es ſchlechterdings unmöglich, ſich aus dem Kuntzeſchen Buche irgendwie ein Bild von Fechners geiſtiger Bedeutung und Leiſtung zu machen. Das rein Naturwiſſenſchaftliche kommt nicht heraus, weil der Biograph eingeſtandenermaßen davon nichts verſteht. Die objektive

Wiedergabe der Fechnerschen Naturphilosophie aber wird aufs Gröblichste verwirrt und verdunkelt durch eine beständige subjektive Polemik des Darstellers. Kuntze liegt wirklich gar nichts daran, dem unbefangenen Leser Fechners Ideen klar zu machen. Sondern er will auf dem Umwege einer Studie, über der zufällig Fechners Name steht, den Leser gewinnen für das Ideal einer eigenen, meinem Gefühl nach durchaus konfusen und oberflächlichen Weltanschauung, die eine „Christianisierung" (!) der modernen Philosophie als erste Forderung aufstellt und uns gerade in die reaktionäre Strömung zurückbringen möchte, die Fechner ausdrücklich als „Nachtansicht" verwirft. Schlechter als aus diesem Buche kann man sich nicht leicht über Fechner den Ideenmenschen unterrichten, — so brav es persönlich gemeint ist.

Wesentlich besser, ja überhaupt erst ernst zu nehmen nach dieser Richtung, ist das kleine Büchlein des trefflichen Kurd Laßwitz über Fechner in Fromanns Sammlung. Es ist das Werk eines Physikers über den Physiker. Fechner der Naturforscher tritt hier glänzend vor und damit wenigstens die Basis der Ideen. Das System selbst scheint mir aber auch hier noch nicht vollkommen deutlich. Dafür ist Laßwitz, selbst diesmal ein sehr scharfer Denker, der genau weiß, was er will und ohne jeden Anflug vom Reaktionär, wieder zu sehr Kantianer. Die Kantianer aber waren für Fechner, da hilft nun nichts, auch in der „Nachtansicht". Immerhin sollte jeder, der sich mit Fechner vertraut machen will, mit diesem Buche anfangen, nachher indessen bei Fechners Werken selbst auf feine Differenzen achten.

Schließlich ist das sozusagen tropfenweise Erscheinen von ein paar Biographieen und Briefen in anderthalb Jahrzehnten auch noch kein strenger Beweis für Stimmungswechsel im großen.

Der Ruf gerade des alten, persönlich ehrwürdigen Fechner als Naturforscher und Ästhetiker hätte dazu genügt.

Sein grundlegendes äſthetiſches Werk, die „Vorſchule der Äſthetik“, iſt von der offiziellen, profeſſoralen Forſchung bei uns zwar nie recht ausgenutzt, aber doch immer „achtend“ mitgeſchleift worden als ein nolens volens Grundbuch; das ging da ähnlich wie im ganzen mit Novalis. Beim Naturforſcher aber darf man nicht überſehen, daß Fechner, abgeſehen von dem methodologiſchen Ruf, den ich erwähnt habe, ſchlecht und recht der originale Begründer eines ganz neuen Forſchungszweiges geweſen iſt. Darüber kann keiner mehr fort. Wer die Geſchichte der exakten Forſchungsreſultate des neunzehnten Jahrhunderts ſchreiben will, muß an Fechner heran, ob er nun Kantianer oder Materialiſt oder Orthodoxer oder Agnoſtiker iſt, einerlei.

Rein von hier iſt Fechner einer, auf den das Konverſations-Lexikon Beſchlag legt. Das zieht aber immer die Wahrſcheinlichkeit auch größerer biographiſcher Verſuche nach ſich.

Wichtiger und viel charakteriſtiſcher erſcheint mir ein langſames Wiederauftauchen der naturphiloſophiſchen Schriften ſelbſt im Buchhandel.

Seit zwei Jahren iſt „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen“ (zuerſt erſchienen 1848) vom Leopold Voßſchen Verlage in Hamburg aus wieder in Umlauf, reizend ausgeſtattet, mit einer guten Einleitung eben von Laßwitz, — überhaupt als ſehr verdienſtvolle That. Das ſogenannte „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ iſt im gleichen Verlage, im techniſchen Glanz einer Diamantausgabe, in vierter Auflage erſchienen.

Dieſes „Büchlein“ iſt thatſächlich von der älteren Schicht der naturphiloſophiſchen Fechnerbücher die einzige Nummer, die, obſchon ganz in der Stille, bis heute „durchgelebt“ hat. Die erſte Auflage erſchien 1836. Die nächſte, das iſt ſehr lehrreich, 1866. Die vierte jetzt 1901. Der Titel und die Poeſie haben dieſes Büchlein zweifellos wenigſtens ſo ge-

füttert, daß es nie ganz verhungert iſt wie „Nanna“ und das heute noch verſchollene Buch „Zend-Aveſta“. Dabei iſt in Parentheſe zu bemerken, daß einer, der Fechners Ideen ſonſt nicht kennt, gerade aus dieſen knappen Aphorismen auf 81 Seiten am allerwenigſten ſich ohne Mißverſtändniſſe über den Bau des ganzen Syſtems unterrichten kann.

Das muß überhaupt geſagt ſein: das Verſtändnis Fechners iſt erſchwert worden auch durch Gründe, die in ſeiner Eigenart ſelber lagen. Die Stimmung der Zeit iſt nicht bloß ſchuld.

Eine gewiſſe Schwierigkeit fängt ſchon im rein Formalen an.

Fechner, deſſen Anlagen weit über die bloß logiſche Wiedergabe in der Sprache hinaus gingen und das dichteriſche Gebiet wenigſtens berührten, war als Stiliſt ganz zweifellos eine individuell bedeutende Erſcheinung.

Sein Stil grenzt bisweilen ans Wunderliche; immer iſt die Schule Jean Pauls ſichtbar geblieben; er hat auch Stellen, wo ihm der Stil gleichſam durchging und manieriert wurde. Trotzdem glaube ich, daß er unter die wichtigen deutſchen Stiliſten gehört, deren Studium lehrreich iſt, ſchon rein um der Form, um der Individualität innerhalb der Form willen. Im engeren Sinne als philoſophiſch beweiſender Darſteller, wo die Schärfe des Ausdruckes das Weſentlichſte war, iſt er ſchlechtweg eine eminente, faſt einzigartige Erſcheinung, der ſich in Schlichtheit und Prägnanz bloß Schopenhauer vergleichen läßt, — ein Vergleich, der über die Form übrigens in keiner Weiſe hinausgeht, da ärgere Gegenſätze als Schopenhauer und Fechner hinſichtlich der weiteren Individualität nicht gut denkbar ſind.

Für eins aber hat Fechner nicht die leiſeſte Anlage gehabt: für eine auch nur einigermaßen feſte, überſichtliche Kompoſition ſeiner Werke.

Von früh an hat ihm ein großes, einheitliches philo-

ſophiſches Syſtem merkwürdig klar vor Augen geſchwebt. Wo er Teile davon gab, waren dieſe Teile in ſich ſcharf und durchſichtig. Aber es blieb in allem, was er ſchrieb, bei ſolchen Teilen. Dicke Bücher fangen bei ihm ſo aphoriſtiſch, ſo loſe an, daß man glaubt, einen zweiten oder dritten Band vor ſich zu haben. Und ebenſo loſe, ſo mitten darin hören ſie auf. Der Schätzung der Werke, dem Verſtändnis that das von früh an den empfindlichſten Schaden. Er ſelbſt fühlte es im Alter, er ſuchte ſein Geſamtſyſtem einheitlicher noch heraus zu bringen. Es iſt auch da bei Anſätzen geblieben. Sie fügten immer wieder neuen Reichtum hinzu, aber die Kompoſition fand ſich darüber nicht. Selbſt das grandios angelegte Buch von der „Tagesanſicht" verſinkt hier. Er ſetzt ein mit der ganzen Kryſtallklarheit eines Lebensbekenntniſſes für alle, — umſichtig, ſchön, — jeder kann folgen. Dann aber kommen ihm Einfälle über Einfälle. Er giebt Exkurſe. Die Exkurſe gehen ins ſchwierigſte Detail. Der Hauptfaden ſchleift. Und der naive Leſer findet ihn nicht wieder.

Dazu treten ſchon mehr innerliche Schwierigkeiten.

Fechner geht ideell für ſich immer von einer prachtvollen Einheit aus. Gemüt und Verſtand ſind bei ihm nicht getrennt. Er hat ſich klar darüber ausgeſprochen, wie er ſich in dieſer Hinſicht ſtellt, und er ſetzt in jedem Moment voraus, daß der Leſer das weiß. Aber gerade das wieder gebiert die ſeltſamſten Folgerungen oft im Moment.

Ganz jäh wechſeln die Kunſtformen des Vortrags, die Arten der Beweisführung.

Eine Sache kommt als Witz. Der Leſer lacht und denkt, das iſt eben ein Witz geweſen. Aber nachher war für Fechner der Witz ein Mittel, die heiligſte Wahrheit zu ſagen, den tiefſten Ernſt ſeiner Überzeugung zu geben. Man verſteht vom Boden ſeines Charakters, ſeiner harmoniſchen Weltauffaſſung ſehr gut, wie das möglich iſt. Vom höheren

Einheitsboden giebt es keinen Witz, der nicht im Kern Ernst wäre. Das Witzige ist bloß eine Attrappe. Aber wer kommt darauf ohne weiteres?

Ein andermal ist man mitten in einer strengen Beweisführung. Plötzlich ist es, als bekomme der brave logische Gaul Flügel. Er überschlägt einen Morgen Landes und schwebt im Blauen, allerdings mit einer riesigen Fernsicht. Der Leser merkt's aber und ärgert sich. Phantasie mit Flügelpferden, sagt er, gehört nicht in die exakte Rechnung. Er hat aber irgend eine ganz kleine Wendung übersehen, sozusagen ein schnell verändertes Vorzeichen, das Fechner plötzlich vorgesetzt hatte. Etwa das Wörtchen „Aperçu", das er liebt. Es hebt jäh die Schlußstrenge auf, schaltet sie für ein paar Sätze aus. „Im Aperçu könnte man hier fortfahren . . ." Oder: „Zum Aperçu genügt schon . . ."

Ich habe mehrfach gehört, wie der Vorwurf von ernsten Lesern erhoben wurde: Fechner verwische absichtlich die Grenzen der strengen Folgerung und der losen Spekulation; und er erziele so verblüffende Resultate eigentlich mit unerlaubten Mitteln.

Thatsächlich giebt es keine verkehrtere Anschuldigung. Wer Fechners Manier ein einziges Mal fest begriffen und seine feinen Vorzeichen studiert hat, der wird keinen strengeren Unterscheider der beiden Wege sich denken können, als ihn. Nur daß er grobe Wegzeichen wiederum für unwichtig hielt, da im Harmonischen seiner Ganzanschauung eben auch das Aperçu seine ebenso wichtige Rolle hatte. Der Leser auf gut Glück verwirrt sich aber leicht, — das verstehe ich auch vollkommen.

Gerade weil Fechner sich so sicher in der Trennung fühlte, wo es auf sie wirklich ankam, ist er sorglos bis zum Äußersten. Ihm hätte es nichts gemacht, die Ziffern der Logarithmentafel zu durchbrechen mit einem Vers aus einem Kirchenlied. Warum nicht? Es ist ja alles im Welten-

ſchoße eins. Poeſie ließe ſich ſchließlich in Logarithmen und Gleichungen ausdrücken und die Logarithmentafel in Reime bringen. Alles iſt Verſtandeswert und Gemütswert, wie man's nimmt. Hier herrſcht eben Fechners Weltanſchauung im Glanz hinter jeder Wolkenform. Aber nun ein Leſer, der dieſe Weltanſchauung erſt im Buche ſelbſt finden ſoll ...

Es giebt noch verwickeltere Dunkelpunkte, die freilich ſchon ſo in die Sache gehen, daß man Fechners ganzes philoſophiſches Syſtem eigentlich aufrollen müßte, um ſie nur andeuten zu können.

Wenn Fechner anfängt zu philoſophieren, ſo überſtürzt er den Hörer mit Worten wie Gott, Unſterblichkeit der Seele, Engel, Jenſeits, Teleologie und ſo fort.

Dem Hörer am Anfang des zwanzigſten Jahrhunderts wird bange, nicht um ſein eigenes Seelenheil, ſondern um den Philoſophen. Zum Überfluß hört er, daß er an dieſe ſchönen Dinge „glauben" ſoll. Vom „Glauben" vernimmt er immerzu, bis ihm die Angſt kommt, er ſei an die falſche Thür zum leibhaftigen Herrn Pfarrer geraten. Und wer dieſe Worte ſchlechterdings als ſolche ſchon nicht mehr hören kann, der muß wirklich ſchon hier ausreißen.

Ich für mein Teil liebe auch keines davon beſonders. Hinter jedem, wie es da ſteht, zieht ſich gewiſſermaßen ein ganzer Kometenſchweif traditioneller Mißdeutungen und Mißverſtändniſſe her und dieſer Schweif überglänzt heute den Kern.

So lange es den Begriff „Gotteslästerung" als juriſtiſch ſtrafbare Sache bei uns noch giebt, ſollte man, meine ich manchmal, das Wörtlein Gott lieber gar nicht mehr in den Mund nehmen, — es ſozuſagen einſtweilen zurücklegen bis auf friedlichere, weniger mißverſtändliche und mißverſtehende Tage.

Bei alledem aber bleibt eines wahr wie die liebe Sonne. Fechner gerade hat bei jedem dieſer Wörtchen etwas ganz Individuelles, ganz ihm Zugehöriges, ganz von jeder Tradition Befreites ſich gedacht.

Sein Gott ist die „Allseele“ in der spezifisch Fechnerischen Fassung, die vor dem Begründer der Psychophysik weder jemand gehabt hat, noch haben konnte. Er hätte diesem Spezifikum ebenso gut einen mathematischen Formelnamen nach dem Muster von Zahl π oder dergleichen geben können: die Ähnlichkeit mit dem biblischen Jehovah wäre ebenso groß gewesen. Wir reden davon noch.

Fechners „Jenseits“ ist im strikteſten Sinne das Diesseits der Theologen. Seine „Seele“ hat absolut nichts mit der dualistisch-theologischen zu thun. Fechners Teleologie ist nicht eine Direktive, die ins Naturgesetz eingreift, sondern sie ist umschlossen in dem Naturgesetze. Fechners Engel sind in ihrer physischen Seite die männiglich bekannten Gestirne. Und was endlich den „Glauben“ anbetrifft, so hat Fechner in den wohl das schlimmste Kuckucksei für alle „Gläubigen“ eingeschmuggelt: unter seine Hauptwurzeln und Grundmotive rechnet er nämlich das Wissen selber, — die Erkenntnis, die von der exakten Forschung angehäuft und von der spekulativen in der Linie dieser exakten Resultate verallgemeinert wird. Ich kann keinerlei Merkmal entdecken, das Fechners Definition des „Glaubens“ von dem trennte, was ein viel weniger kompromittiertes Wort einfach „Weltanschauung“ nennt.

Diesem thatsächlichen Sachverhalte gegenüber spielt es nur eine ganz nebensächliche Rolle, daß Fechner für alle jene verfänglichen Ausdrücke eine ganz intime Liebe hatte und sie als Werte hochhielt auch nach totalster Umwertung allen Wertes darin.

Fechner selber hat auch geglaubt, er hielte am Christentum fest. Und doch hat er an der entscheidendsten Stelle, wo er sich über dieses Christentum äußert, in dem wundervollen sechsten Kapitel der „Tagesansicht“, — den Satz drucken lassen: „An eine Verderbnis des ganzen Menschengeschlechtes, ja der ganzen Natur als Folge von Adams Apfelbiß, an

einen Gott, welcher des Kreuzestodes seines Sohnes bedurfte, um sich wegen der Schuld der von ihm selbst mit sündigen Trieben geschaffenen Menschheit versöhnt zu finden, an eine ewige Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, welche über zeitliche Sünden und mangelnde Gläubigkeit ewige Höllenstrafen verhängt, und an wie vieles noch läßt sich nicht ewig glauben; der Orthodoxe täusche sich doch nicht."

Nun, ich denke, mehr ist allerdings nicht nötig. Wenn wir diesen Ast mit allen seinen Nestern als veraltet und unhaltbar absägen, — dann sind alle Gebildeten von heute Christen. Die schlichten Wahrheiten und Wohlthaten des Evangeliums, die nach Abflattern dieses schwarzen Schattens übrig bleiben: den Nächsten zu lieben; mit dem Armen das Brot zu brechen; die Sünderin nicht zu steinigen, weil keiner sich rein genug fühlt, den Stein aufzuheben; die Geldwechsler aus dem Tempel zu jagen; und Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, — — in denen sind wir alle einig auch außerhalb der Kirche, soweit wir echte Kulturmenschen sind.

Und auch darin finde ich keinen Unterschied, daß Fechner für „Religion" eintritt. Ich bin ganz mit ihm einig: daß „die schlechteste Religion, solange sie noch den Namen Religion verdient, besser ist als keine." („Tagesansicht" S. 58.) Es fragt sich nur, wo heute der tiefste Stand echt religiösen Empfindens, der geradezu dem „gar keines" gleichgesetzt werden kann, zu suchen ist.

Nach meiner Ansicht ist er da, wo man Religion nur noch zuläßt gegen das Opfer des Wissens, der Forschung, der Erkenntnis und der Logik und wo man dem religiösen Empfinden den Lebensnerv durchschneidet, sich in neue, verjüngte Weltanschauungen immer wieder hineinzuentwickeln. Mag man an Stellen, wo das gefordert und gethan wird, noch so viel von Religion reden und sich wohl gar schlechthin für Verkörperung dieses Wortes halten, — für mich ist dort der Gefrierpunkt jeglicher religiösen Erhebung. Und

ich gehe von hier aus, um mich in Fechners Sinne lieber bei etwas zu behelfen, was immer vielleicht noch mangelhafte Religion, aber wenigstens nicht „keine“ ist. Ich versuche mich unter Anerkennung aller Thatsachen und unter grundsätzlichster Achtung vor Forschung und Logik mit dem Weltbilde der Naturforschung auseinanderzusetzen und meine religiösen Bedürfnisse hier einzupflanzen, so gut es geht, — sei es, daß es einstweilen noch durchaus nicht voll befriedigend gehe; da muß eben die treue, inbrünstige Forschung selber weiter helfen.

Hier aber berühre ich mich gerade erst recht auch mit Fechner selbst.

In demselben Kapitel, wo er von der Notwendigkeit des Religiösen jenen Satz spricht, sagt er auch, daß der Offenbarungsglaube seine Tagesansicht, in der er mit durchaus naturwissenschaftlichem Untergrunde seine Religion findet, verwerfen werde. Sein orthodoxer Biograph Kuntze hat ihm das sofort gegengezeichnet. Und wenn die Orthodoxie bisher Fechner nicht allgemein angegriffen hat, so liegt das zweifellos daran, daß sie den verborgenen Denker im Winkel gleich dem ganzen Gros seines Jahrhunderts überhaupt nicht gekannt, also auch nicht gefürchtet hat. Vor dreihundert Jahren wäre Fechner mit seiner Allseele und seinem psychophysischen Parallelismus nicht „trotz“, sondern „wegen“ auf dem Scheiterhaufen des Giordano Bruno verbrannt worden. Heute hat das Verbrennen aufgehört, aber die geistigen Gegensätze sind noch immer ganz genau die gleichen geblieben.

Man muß sich in Fechners Werke eben hineinlesen, dann wird alles klar. Er ist kein Denker, in dessen Reich man spazieren gehen kann, um hier, da eine Blüte zu pflücken. Weil er formlos ist, ist er doch im Innern nichts weniger als ein aphoristischer Denker. Wohl aber zeigt sich in der Folge seiner Bücher ein starkes Vorwärtsringen der Persönlichkeit.

Fechner gehört zu den echtesten Faust-Naturen des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat auch das zu Mißdeutungen geführt, daß man ihn als Person zu einfach nahm, daß man das Verwickelte seines inneren Menschen viel zu sehr übersah über gewissen abgeklärten Zügen seiner äußeren Erscheinung aus späteren Jahren.

Der Weltruf Fechners als Naturforscher knüpft sich im wesentlichen an die „Elemente der Psychophysik", die 1860 erschienen sind. Damals war Fechner neunundfünfzig Jahre alt. Die Generation, die ihn von da ab noch siebenundzwanzig Jahre begleitete, kannte ihn als eine Art Leipziger Stadtfigur. Als einen jener Professoren, wie sie heute schon seltener werden: die fünfzig Jahre an derselben Universität lehren und dem zuwachsenden Geschlecht, nicht bloß den Studierenden, sondern auch den späteren Kollegen, wie typische, unantastbare Teile dieser Universität selbst erscheinen.

Fechners Leben in dieser Zeit war ein fast asketisch streng geregeltes.

Als akademischer Lehrer zählte er kaum mit, da er nur wenig und in freiester Wahl über die Stoffe seiner jeweiligen Studien las, — Stoffe, die nicht immer das allgemeine Interesse anregten, denn er ging mit einer eisernen Konsequenz seine eigenen Wege und machte meistens erst im Resultat deutlich, daß hier etwas zu holen gewesen war.

Aber zur gleichen Stunde war er alle Nachmittage im Rosenthal bei Kintschy als Kaffeegast zu finden, dort, wo in der Nähe ihm jetzt das Denkmal errichtet ist. Ewig gleich lauteten die kleinen Anekdötchen über ihn. Ich glaube, er hat schon zu Freytags Leipziger Professorenroman von der „Verlorenen Handschrift" als Typus Modell gestanden. Jedermann kannte die stille Harmonie seiner Ehe, — die liebenswürdigen alten Leute, die im Freundeskreise und auf Sommerreisen unzertrennlich schienen, feine Geistesaristokraten alle beide in all ihrer Schlichtheit.

Wer den ſtillen Denker in ſeinem anſpruchsloſen Heim aufſuchte, der erſtaunte, wie dieſer reiche Geiſt, der doch alle Zeit nicht bloß ein Gelehrter, ſondern auch ein Dichter hatte ſein wollen, in einem einfenſtrigen Stübchen am kahlen Stehpult ſtand oder auf einem lehnenloſen Schemel ſaß, ohne jedes Bedürfnis nach individuellem Zimmerſchmuck, ſogar ohne Sinn für den Reiz einer Bibliothek.

Aber aus dieſer nüchternen Stube nahm doch dieſer Beſucher den ganzen Zauber mit einer abſolut lauteren Seele, deren fleckenloſe Reinheit wie durch unmittelbare Suggeſtion wirkte, ohne noch äußerer Mittel zu bedürfen. Georg Ebers, der Jahre lang ſein Kollege geweſen iſt, ſagte mir einmal, daß ihm erſt vor Fechners Perſönlichkeit ganz ein Begriff aufgegangen ſei, was das alte Wort von der „anima candida“ habe ſagen wollen.

Und doch iſt auch dieſes Bild nur halb.

Die abgeklärte Harmonie dieſer Seele war kein Geſchenk, das in ihrer Wiege lag; ſie iſt erſt mühſam errungen worden. Und nur wer dieſem Erringen folgt, der kann Fechners philoſophiſche Anſchauungen in ihrer Entwickelung verſtehen.

Wer bloß den Frieden des Alters ſah und von den naturphiloſophiſchen Werken nur die konventionell oberflächlichen Anſchauungen „von Hörenſagen“ beſaß, der glaubte wohl, daß es ein kindlicher Zug des Gemütes geweſen ſei, der den Naturforſcher, den Phyſiker ſtrengſter Methode in Mußeſtunden zu phantaſtiſchen Tändeleien verlockt und im Nebel mehr oder minder gemütvoller „Märchen“ über die Pflanzenſeele, die Individualität der Geſtirne, die Allbeſeeltheit der Welt und das Menſchenſchickſal nach dem Tode ſpazieren geführt habe.

Es liegt hier abgeſehen vom Sachlichen eine Unterſchätzung des Motivs, die dem Charakterbilde Fechners in keiner Weiſe gerecht wird. Faſt ſo ſtark, wie wenn ein naiver Kritiker behaupten wollte, der tiefe Drang bei Goethes Fauſt nach wildem Ausleben der Sinne ſei bloß eine kleine

Arabeske, ein augenblickliches leichtes Sichgehenlaſſen in einem vollbefriedigten Gelehrtenleben.

In dieſer kahlen Arbeitsſtube mit ihrem Stehpult und ihrem Holzkaſten, der den Papierkorb abgab und in den alltäglich ganze Stöße zerriſſener Manuſkriptblätter wanderten, hat ein Geiſt mit den tiefſten Problemen ſeines Jahrhunderts gerungen wie wenige neben ihm.

Dieſer Mann des Friedens, von dem kein herber Zug überliefert wird, iſt der Anlage nach im Innerſten ein geradezu einzigartiger Skeptiker, ein wahrer Allerweltszweifler geweſen, unermüdlich in Angriffen gegen das ſcheinbar Sicherſte in Denken, Glauben und Forſchen der Menſchheit, ein logiſcher Revolutionär und Anarchiſt, der ſeine Stunden gehabt hat, wo er, im Paradoxen allerdings immer noch ein ſtärkerer Logiker, Nietzſche weit überboten hat. Wie ein Alpenjäger, der keinen Schwindel kennt, lief er mit einer Kühnheit, die andere ſchon beim Anblick ſchwindeln machte, an den wildeſten Abgründen aller Methoden des Denkens, aller Glaubensthеſen, aller ſicherſten wiſſenſchaftlichen Lehrſätze hin, bis die Gedankenarbeit von Jahrtauſenden ſich in wirbelnde Spreu zu verwandeln ſchien, unter deren loſem Wirbel das Chaos gähnte.

Und doch war auch das wieder nur die andere Seele in ſeiner Bruſt. Je länger dieſes Leben ſich dehnte, deſto freier und leuchtender wuchs aus all den Zweifeln, aus all den unermüdlichen Kämpfen einer ruhelos taſtenden, wühlenden, angreifenden Dialektik das große, ſtete Bild einer ſicheren, verſöhnenden, optimiſtiſchen Weltanſchauung, in der auch die tiefſte Skepſis nicht der Satan war, ſondern nur eine der notwendigen Durchgangsphaſen, durch die der Menſchengeiſt ſich als Glied des Alls zum Lichte emporrang.

Es mußte freilich in ſeinen individuellen Führungen ein höchſt merkwürdiges Leben ſein, das dieſen Heraufgang ſo ermöglichte. Ein Leben ohne die Sturmflut äußerer Er-

eigniſſe, aber im Innerſten deſto nachhaltiger hineingeriſſen in alle Geiſteskriſen eines ganzen gärenden Jahrhunderts.

Fechner ſtammte aus ſtreng theologiſchen Kreiſen.

In ſeiner Heimat, der Muskauer Gegend der Niederlauſitz, lebt noch heute die gute Tradition von den Fechners als rührigem Pfarrergeſchlecht. Der Vater, der Großvater, der Vater der Mutter, alle waren dort herum Paſtoren geweſen. Als der alte Leipziger Profeſſor Anfang der achtziger Jahre ſeine goldene Hochzeit feierte, ließ der Pfarrer Kümmel in Großſärchen, dem Geburtsorte, die Gedenktafel des Großvaters in der Kirche bekränzen und die Glocken läuten. Ob in den kleinen Pfarrwinkel wohl ein Ahnen gedrungen ſein mag, wie viel Weg zwiſchen der Großſärchener Pfarrhaus-Romantik von der Wende des vorigen Jahrhunderts und der Gedankenwelt des Mannes lag, der faſt gleichzeitig auch ſein fünfzigjähriges Jubiläum als ordentlicher Profeſſor feierte — der Weg durch die ganze moderne Phyſik bis zu einer neuen Weltanſchauung, die das beſte des religiöſen Empfindens retten wollte, ohne auch nur ein Titelchen aufzugeben von dieſer Phyſik . . .

Entſcheidend für Fechners Jugend wurde neben dem theologiſchen Element wohl am meiſten der ganz frühe Tod des Vaters und die Erziehung faſt ausſchließlich durch die Mutter.

Durch das ganze Leben dieſes unruhigen, ſtreitbaren Kopfes geht wie ein konſequent mildernder Zug das Anſchlußbedürfnis an gewiſſe zarte, ſeelenvolle Frauen. Bis in ſeine wiſſenſchaftlich ſtrengſten Werke hinein ſtiehlt ſich immer wieder der eine oder andere Lichtblick von dieſer Ecke her. Perſönlich war Fechner bis ins höchſte Alter für Frauen, die ihm ſympathiſch waren, von gewinnender Liebenswürdigkeit. Die einfache Exiſtenz gewiſſer Frauencharaktere von idealer Reinheit, denen er im Leben begegnet war, diente ihm als Beweis gegen den Peſſimismus, und das nicht bloß im

Sinne eines hübſchen Gelegenheitswortes, ſondern aus tiefſter Überzeugung, mit dem Vollwert eines ſchweren philoſophiſchen Arguments. Aus der unheilbaren Differenz in der Auffaſſung des Weibes erklärt ſich auch ſeine bittere Verwerfung Heines, die zu den wenigen ganz intoleranten, auch äſthetiſch intoleranten Schriften gehört, die er verfaßt hat. Dabei hatte er das Glück, einer ganzen Reihe wirklich bedeutender, geiſtig hochſtehender Frauen im Leben zu begegnen, — von ſeiner Gattin an, die lebhafte dichteriſche Gaben und das feinſte äſthetiſche Verſtändnis beſaß, bis zu Bettina von Arnim, die freundſchaftlich in ſeinem Hauſe verkehrte.

Schon mit ſechzehn Jahren iſt Fechner auf die Univerſität gekommen. Man meint, in der Jahreszahl das Impulſive zu fühlen, das ihm bis ans Ende treu geblieben; er, der ſeine ſpäteren körperlichen Leiden einmal darauf zurückführte, daß er zu haſtig kaue, war auch geiſtig ein Schnellarbeiter, der ein rieſiges Material in unglaublich kurzer Friſt durcharbeiten und in ſich aufnehmen konnte und dabei gründlicher als irgend einer; wo andere ſich auf lange hin erdrückt ſahen unter endlos gehäuftem Stoff, da ſtellte ſich bei Fechner ſchon die charakteriſtiſche, oft ausgeſprochene Angſt ſeines Lebens ein, die Angſt vor der Langeweile, wenn es nichts mehr zu thun gäbe.

Die Univerſität war Leipzig, dieſelbe Stadt, der er eigentlich ſiebzig Jahre treu geblieben iſt. Die materielle Notlage der Familie drängte ihn, ſogleich ein feſtes Brotſtudium zu ſuchen. Und der Skeptiker mit dem lächelnden, aber unerſchütterlichen Oppoſitionsgeiſt, der zweifellos von Jugend an in ihm geſteckt hat, wandte ſich aller theologiſchen Familientradition zum Trotz der Medizin zu.

Er hat nicht dabei ausgehalten. Als die eigentlichen Lehrjahre vorüber waren, das Doktorexamen beſtanden war und die Praxis in ihr Recht treten ſollte, da warf er auf einmal alles über den Haufen. Er ſelbſt hat ſpäter geſagt,

man habe ihm wohl die nötigen Würden verliehen, aber in Wahrheit nicht ſo viel beigebracht, daß er ſich auch nur getraut hätte, einem zur Ader zu laſſen. Und noch während des Studiums machte ſich der erwachende Satiriker in ihm Luft mit zwei Ausfällen gegen die Medizin, die an unverblümter Grobheit nichts zu wünſchen übrig ließen, dem „Beweis, daß der Mond aus Jodine (Jod) beſtehe“ und dem „Panegyrikus der jetzigen Medizin und Naturgeſchichte“ (1821 und 1822).

Dieſe kleinen Scherzſchriftchen mit ernſtem Untergrunde ſind intereſſant, weil ſie die lange Kette reizender Satiren einleiten, die Fechner in der Folge als „Dr. Miſes“ veröffentlicht hat, ein unerſchöpfliches Feuerwerk teils rein humoriſtiſcher, teils ſcharf ſatiriſcher, teils endlich im Kern tiefernſter philoſophiſcher Capriccios, für deren Art unſerer Äſthetik das rechte Wort fehlt. Die ganze Skala Fechnerſcher Talente kommt unvergleichlich in dieſen Miſes-Schriften zum Ausdruck: von den kleinen Witzchen und Stichelchen des gemütlichen Kaffee-Sachſen im Leipziger Roſenthal bis zu jener Fauſtiſchen Gedankenhöhe, wo in Mephiſtos Rede das Weltgeheimnis zu einem Scherz verklingt.

Aber damals trug die ſo hart angelaſſene Medizin doch wohl nur die halbe Schuld. Fechner ſelbſt paßte nicht in die praktiſche Medizin. Die theoretiſche, eigentlich vorwärts arbeitende Seite der mediziniſchen Geſamtwiſſenſchaft aber konnte ſeinen kühnen Geiſt, der zum Pfadfinder vor großen Ketten bedeutſamer Probleme angelegt war, allein unmöglich feſſeln. Man muß ſich erinnern, wie tief gegen heute gehalten die eigentliche Vergeiſtigung und theoretiſche Zuſammenfaſſung zu ſolchen weiten Problemketten damals in der ganzen Biologie, der ganzen Wiſſenſchaft vom lebendigen Organismus, noch darnieder lag. Das drückte natürlich auch auf die Medizin und gab ihr einen altertümlichen, unfreien Charakter.

Es gab einen anderen Zweig der Naturforschung, wo die Dinge gerade damals schon ganz anders standen oder wenigstens für das empfängliche Naturell eines angehenden Denkers vom großen Stil zu stehen schienen. Das war in der Physik.

Hier schlossen sich auf breiter Anlage von langer Hand eben jetzt in dem Jahrzehnt zwischen zwanzig und dreißig wirklich große Gedankenreihen zu wunderbaren experimentellen Erfolgen zusammen. Es setzte jene stolze Epoche in der Entdeckungsgeschichte der Elektrizitätserscheinungen und ihrer weiteren Zusammenhänge ein, die mit dem Namen Oersteds beginnt, — eine Epoche, die mehr als irgend eine andere dadurch ausgezeichnet war, daß nicht bloß das kleine Handwerksmaterial der Forschung erweitert, sondern zugleich die höchste Anspannung theoretischen Denkens herausgefordert wurde und durch eine nie geahnte Erweiterung des innersten Naturbildes auch sogleich aufs Glänzendste belohnt erschien.

Hierher gehörte Fechner, und hierher hat er sich auf einigen Umwegen denn auch glücklich gefunden. Erst kam er wie im Trotz, wie einer, der sein Brot vernachlässigt, um einer Liebhaberei, die halber Müßiggang ist, zu folgen. Dann faßte er festen Fuß auf dem neuen Boden gerade zum Zwecke des Broterwerbes.

Mit einem Bienenfleiß übersetzte, bearbeitete, verfaßte er physikalische Kompendien und half sich so notdürftig durch. Und dann, in den Mußestunden dieser Sklavenarbeit, begann er im eigentlichen Sinne zu „arbeiten". Er begründete seinen ersten Ruf als Fachmann, als Fachmann in der Physik, in die er sich fast autodidaktisch hineingekämpft, nachdem ihn sein ganzes offizielles Medizinstudium nicht über einen mißmutigen Dilettantismus hinaus gebracht. Die Spezialarbeiten, Spezialentdeckungen, die Fechner damals geliefert hat, gehören heute zum festen Stamm der Geschichte der Physik. Dennoch hängen sie mit seiner universalen Bedeutung, wie wir sie

heute im ganzen wieder ſuchen, nur indirekt zuſammen und brauchen um ihretwillen nicht aufgezählt zu werden. Genug, der Name Fechner erhielt damals zuerſt Klang in der wiſſenſchaftlichen Welt — lange ehe ein Titel mit ihm ging. Nach zehnjährigem, unverzagtem Ausharren kam dann der Profeſſor extraordinarius, natürlich im lieben Leipzig und ohne Gehalt. Ein Jahr ſpäter folgte die ordentliche Profeſſur der Phyſik.

Um dieſe Zeit war Fechner bereits mit Klara Volkmann verheiratet. Das Schickſal, das ihm in allen Notlagen nichts hatte anhaben können, ſchien ſich für ihn ins Günſtigere zu wenden — die ſchwere Kriſis der Durchgangsjahre ſchien zu Ende.

Da auf einmal brach ein Sturm in ſein ſtilles Leben, den niemand hatte ahnen können, eine wahre Kriſis jetzt erſt auf Leben und Tod, die alle Wurzeln ſeiner Exiſtenz erſchüttern, ſeinem ganzen Daſein gleichſam einen neuen Gehalt geben und unter wahren Todeswehen aus ihm erſt das ſchmieden ſollte, was uns heute mit ſeinem Namen ergreift.

Ich muß etwas weiter ausholen.

Fechner, der Sohn aus dem Pfarrhauſe, hatte mit dem Übergang zur Univerſität nicht nur äußerlich in der Wahl ſeines Studiengebietes die alte Tradition beiſeite geworfen. Eine innerliche, ſelbſtdenkende Natur, wie er war, hatte er auch reſolut ſich in der Weltanſchauung losgeſagt.

Es kam ohne Kampf, und man verſteht, wie weich und menſchlich rein die Erziehung des Knaben geweſen ſein muß; jede dogmatiſch harte Erziehung hätte einen lange blutenden Riß geſchaffen; ſo erfolgte die Wandlung wie ein freundlicher Augenaufſchlag; es war bloß ein neues Gebiet, das eine Weile vorherrſchend in den Geſichtskreis trat, und das auch wieder verſchwinden konnte, ohne daß herbe Seelenkonflikte den Wandel begleiten mußten.

„Über meinem mediziniſchen Studium", erzählt er ſelbſt, „war ich zum völligen Atheiſten geworden; religiöſen Ideen

war ich entfremdet; ich sah in der Welt nur ein mechanisches Getriebe. Da geriet mir Okens Naturphilosophie in die Hände . . . Ein neues Licht schien mir auf einmal die ganze Welt und Wissenschaft von der Welt zu erleuchten; ich war wie geblendet davon. Freilich verstand ich nichts recht — wie wäre das auch möglich — freilich kam ich nicht über die ersten Kapitel hinaus: aber kurz, ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen, einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an, Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studieren, konnte freilich in keinem Klarheit finden, aber meinte selbst etwas in dieser Richtung leisten zu können, wovon noch einige Aufsätze in der Stapelia mixta (1824) Zeugnis ablegen. Aber noch erinnere ich mich, wie ich mir einmal die Frage vorlegte: hätte sich wohl von dem ganzen schönen gesetzlichen Zusammenhange der optischen Phänomene, die Biot mit so großer Klarheit vor uns ausbreitet, etwas auf Oken-Schellingschem Wege finden lassen? Jedenfalls Naturwissenschaft liegt nicht auf diesem Wege."

Wie schlicht diese Worte sind. Und doch umfassen sie alle Wurzeln, von denen Fechner ausging.

Das Religiöse in der überlieferten, christlich-dogmatischen Form versagt ihm vor der Methode der Naturforschung. Diese Methode führt ihn zunächst auf eine rein mechanistische Auffassung der Dinge als unbedingt bestes praktisches Prinzip zum Weiterkommen in der realen Naturerkenntnis. Eines Tages dahinein aber die Idee, es könne im Rahmen der Naturforschung doch auch eine große, alles Gute des Religiösen zurückbringende Weltanschauung, eine „Naturphilosophie" höchsten Stils, aufgebaut werden! Aber die praktischen Muster der Zeit sind Oken, Schelling, Steffens. Und nachdem das große Programm (es waren so blendend viel schöne Programmworte in jener Naturphilosophie, überhaupt so viel gute Worte und guter Willen, aber so verzweifelt wenig

ſolide Arbeit) eine Weile überwältigt hat, regt ſich das echte Forſchergewiſſen von neuem. Dieſe Sorte Spekulation verſchüttete ja auch wieder die geſunde Arbeitsmethode, ſie warf oben Glanzlichter und machte unten den ſchlichten Arbeitstiſch dunkel!

Das iſt die Stufe Biot.

Aber der citierte Satz hat noch eine Fortſetzung auch darüber hinaus, die nicht mehr geſagt iſt, aber die Fechners ganzes weiteres Leben enthält.

Als er wieder bei Biot iſt, läßt ihm das naturphiloſophiſche Höhenbild als Idee gleichwohl keine Ruhe mehr.

Wie könnte man es bauen, fragt er ſich, ohne die ſtrengen methodiſchen Kreiſe des Naturforſchers zu verwirren? Eine neue Naturphiloſophie, die das Exakte nicht meiſtern will, ſondern anerkennt — aber umfaßt!

Hier iſt bei Fechner das aufgetaucht, was die Wurzel fortan aller ſeiner eigenen Bauverſuche ſein ſollte.

Das Wörtchen „Von unten“ drückt es ſehr ſcharf aus.

Sein viel ſpäteres Altersbuch: „Vorſchule der Äſthetik“ hat, ſoweit es, ganz bedingt, populär geworden iſt, als Fechneriſches Schlagwort verbreitet: „Äſthetik von unten.“ Er ſtellt die Forderung einer ſolchen Äſthetik dort in der That dem gangbaren äſthetiſchen Syſtembauen „von oben“ entgegen. Aber er brachte dabei auch in dieſe Äſthetik nur ſein grundlegendes Lebenswort überhaupt.

Naturphiloſophie nicht wie bei Oken und Schelling von oben, ſondern Naturphiloſophie von unten!

Naturphiloſophie, die bei der Methode und dem exakten Material der Naturforſchung anfängt und von hier erſt langſam ins Weitere, Höhere ſteigt. Von der Phyſik bis ins Kühnſte, bis in eine Weltanſchauung, — bis in eine Religion. Aber nicht umgekehrt von oben aus mit Forderungen einer anderswo gewonnenen Philoſophie oder Religion willkürlich meiſternd in die Phyſik.

Es ist eine absolut unerläßliche Vorbedingung zum Verständnis von Fechners weiteren Wegen und zum schließlichen Verständnis seines ganzen Systems, daß man diesen Ausgangspunkt bei ihm ein einziges Mal klar erfaßt hat. Einzig und allein so versteht man nämlich sein Verhältnis zum Materialismus.

Die wenigen Menschen, die im neunzehnten Jahrhundert sich mit Fechners philosophischem Gesamtbilde beschäftigt haben, haben sich mit der wunderbarsten Konsequenz immer wieder davor in zwei Lager auseinandergespalten. Die eine Partei verwarf ihn vom Boden des Materialismus aus als Erzketzer. Und die andere verketzerte ihn als Materialisten.

In beiden Fällen pflegte er noch ein besonderes Odium mitzubekommen. Dort: er sei ein Apostat und verlorener Sohn des naturwissenschaftlichen Materialismus, der das Heil nachträglich verlassen, um Allotria mit Unsterblichkeitsideen, Allseelen-Theorie und dergleichen zu treiben. Hier umgekehrt: er sei ein Wolf in Schafskleidern, ein doppelt gefährlicher Geheim-Materialist, der sich mit einer stockmaterialistischen reservatio mentalis ins tugendsame und ideale Gebiet, wo Gott, Unsterblichkeit der Seele, Weltzwecke und Glauben blühen, eingeschmuggelt habe.

In der Zeit der extremsten Materialismus-Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts — sagen wir etwa in der Epoche, die mit Moleschotts „Kreislauf des Lebens", Büchners „Kraft und Stoff" und Vogts „Bildern aus dem Tierleben" begann und rund einen gewissen historisch-kritischen Abschluß erhielt durch die zweite Auflage von Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus" — in dieser hitzigen Zeit galt den unentwegten, zielbewußten Stoff-Streitern Fechner wahrlich nicht als Materialist.

Für Büchner war er, wie ich durch persönliche Mitteilung weiß, noch in den späteren Jahren einfach ein Phantast, den man nicht ernst nahm. In seiner unverfälschten

Pfälzer-Grobheit war der Alte von Darmstadt um den derbsten Ausdruck solcher Urteile ja nie verlegen. „Dem rabbelt's, schoint's!" sagte er einmal als Vorsitzender auf einem Freidenker-Kongreß, als eine Äußerung ihm nicht gleich verständlich war. Ähnlich hat er auch von Fechner gedacht. „Dem rabbelt's . . . ." Fechner von seiner Seite warf, als er das Fazit der Weltanschauungen seines Jahrhunderts zu ziehen versuchte, den „Materialismus" ebenso unentwegt zur „Nachtansicht".

Im anderen Falle habe ich tüchtige Künstler kennen gelernt, die sich vor Fechners Ästhetik bekreuzten wie vor dem materialistischen Antichrist. Psychologen entsetzten sich vor dem verwegenen Feldzuge der Psychophysik, als sei die rohe Physik jetzt erst handgreiflich in der Psychologie, selbst im Worte schon. Der eine oder andere entdeckte, daß dieser angebliche Antimaterialist ja Vertreter des bösesten Determinismus sei. Als der Darwinismus kam, ließ Fechner, uralt wie er jetzt schon war, noch den Ketzersatz drucken (1873): „Ich selbst gestehe, nach längerem Sträuben gegen die Deszendenzlehre zu ihr bekehrt worden zu sein." In dem Büchlein, wo das zu lesen stand, fanden sich ja auch Zusätze und Randnoten zum Darwinismus, gegen die wieder von Darwinianern polemisiert worden ist. Aber das Grundbekenntnis blieb und bewies schließlich doch das Gefährlichste nach drüben. Vollends die orthodoxen Theologen sahen gar keinen anderen Ausweg, als diesen Philosophen als Materialisten zu denunzieren, maßen er ja auch sie in die Nachtansicht hinein verwarf. Es ist immer ein Schachzug dort gewesen, alles, was die christlichen Dogmen nicht anerkannte, in Bausch und Bogen als materialistisches Herdenvieh zu verrechnen.

Allen diesen Irrungen und Wirrungen liegt nun eine sehr einfache Sache zu Grunde, die man aber doch wirklich klar einmal eingesehen haben muß, um weiter zu kommen.

Das Wort „naturwissenschaftlicher Materialismus“ umschließt im neunzehnten Jahrhundert zwei scharf trennbare Dinge.

Auf der einen Seite stecken darunter einige wirklich grundlegende Sätze der modernen Naturforschung, — Sätze, die aufs Engste verknüpft sind mit dem methodologischen Wege, den die ganze exakte Sachforschung über die Naturvorgänge sich in diesem Jahrhundert gewählt hat und der bisher nur die glänzendsten Resultate folgerichtig ergeben hat.

Es sind sozusagen Sätze, die der „Verfassung“ der Naturforschung von heute angehören, und die allerdings nur wieder angetastet werden könnten durch eine grundlegende Revolution, die diese Verfassung auflöste und damit das Wort Naturforschung im heutigen Sinne einfach mit auflöste und abschaffte, — wobei dahin gestellt sei, was immer sie selber nun an seine Stelle rücken wollte.

Wenn der Materialist sagt: Alles in der Natur vollzieht sich nach einer strengen Gesetzmäßigkeit, von der es keine Ausnahmen giebt, — so ist man auf einem solchen Satz. Dieser Satz ist die Grund-Weltthatsache, auf die nur hin wir überhaupt forschen können. Auf ihr beruht unser Versuch, Naturgesetze zu formulieren. Auf ihr unser Vertrauen, Experimente zu machen. Auf ihr unsere Rechnungen und der Glaube an den dauernden Wert richtiger Rechnungen.

An der Erfassung dieser Gesetzmäßigkeit arbeitet die Naturwissenschaft in konstanter Linie von Kepler und Galilei bis auf Newton und Lavoisier und wiederum bis auf Gauß und Robert Mayer. Der oberste Triumph dieser Gesetzfindung im neunzehnten Jahrhundert ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie, — von seinem einfachsten Ausdruck im Äquivalent von Wärme und Arbeit bis zum Satze des Clausius: „Die Energie des Weltalls ist konstant.“

Gewiß, diese schlichte Annahme einer unerschütterlichen Welt-Gesetzmäßigkeit schlägt als solche schon negativ ganze

Weltanſchauungen tot. Alles, was mit Eingriffen, mit Wundern, mit Über- und Unter- und Hinternatürlichem arbeitet, was ein einziges Titelchen Kraft aus dem Nichts hinzuſchmuggeln oder ins Nichts verſtecken möchte, — das alles platzt hier wie die Welle am Granit.

Und weiter. Wenn der Materialiſt ſagt: alles Seeliſche in der Welt erſcheint uns geknüpft an ein Stoffliches, Materielles, es giebt keine „freie", vom Stofflichen entbundene Seele, ſondern nur Pſyche mit einem materiellen Subſtrat, — ſo iſt auch das ein ſolcher Grundſatz moderner Naturforſchung, den man nicht loslöſen kann, ohne dieſe Forſchung in ihrem modernen Aufbau zu zerſtören.

Und auch dieſer Satz hat ſeine negative Wucht: er zerſchmettert die Geſpenſter, die losgelöſten Seelen, die Unſterblichkeit der Seelen nach dem alten Rezept, daß „die Seele ſchwinget ſich" und „der Leib bleibt auf dem Kanapee"; dieſer Vers iſt kein Witz, ſondern er umfaßt eine mehrtauſendjährige Weltanſchauung, mit der die Naturforſchung des neunzehnten Jahrhunderts ſchlechterdings doch nichts mehr anfangen kann.

Und endlich: wenn der Materialiſt von einem natürlichen Werden der Dinge in der Welt ſpricht, im ganzen Kosmos vom Stern bis zum Menſchen, — ſo iſt auch das nur ein ſtreng naturgeſchichtlicher Fundamentalſatz, den die Epoche zwiſchen Laplace und Darwin zu den anderen hinzugefügt hat. Streng genommen iſt er nicht einmal ein ganz beſonderer, ſondern er iſt nur die nötige geſchichtliche Ergänzung zu dem erſten Satz von der Allgültigkeit der Naturgeſetze. Er verlangt das Walten dieſer Naturgeſetze auch für die Vergangenheit, für alle Jahrmillionen der All-Geſchichte. Damit ſchiebt er dann für ſich auch noch wieder gewiſſe veraltete Weltanſchauungspunkte endgültig in den Hintergrund: er vernichtet noch einmal hiſtoriſch die Idee des „Schaffens" aus dem „Nichts", der ſchöpferiſchen Eingriffe, der Separaterſchaffung des

Menſchen außerhalb der übrigen Natur und rückt damit der ganzen alten Gottesvorſtellung in ſeiner Weiſe am allerenergiſchſten auf den Leib.

Verſteht man unter „naturwiſſenſchaftlichem Materialismus“ nichts als weſentlich die Propaganda für dieſe Sätze und alles, was darum und daran hängt, — nun ſo iſt er eben nichts als der einfache Ausdruck der großen Direktiven in der modernen Forſchungsmethode ſelbſt, er fällt zuſammen mit dieſen.

Dann aber iſt Fechner vom erſten bis zum letzten Tage ſeines Denkerdaſeins Materialiſt vom reinſten Waſſer geweſen.

Mit einer Energie ohne gleichen iſt Fechner jederzeit für die unverbrüchliche Geſetzmäßigkeit der Welt eingetreten, für das Allwalten der Naturgeſetze. Alles Weltgeſchehen lag in dieſen Naturgeſetzen umſchloſſen. Hatte die Welt ein Ziel, einen Sinn, ſo lagen ſie nicht außerhalb dieſer Naturgeſetze, ſondern in ihnen. Außer, über, hinter, unter ihnen gab es nicht noch beſondere Walter. Ich glaube, daß es überhaupt keinen zweiten Naturforſcher im ganzen neunzehnten Jahrhundert giebt, der dieſe Theſe ſo ſcharf beſtändig im Kopfe gehabt hat, ſo ſcharf beſtändig ausgearbeitet und ausgeſprochen hat. Und damit war ihm auch eine natürliche, naturgeſetzliche Form einer Weltentwickelung überall da, wo eine Entwickelung überhaupt wahrſcheinlich wurde, ſchon als ſelbſtverſtändliche Folgerung gegeben.

Genau ſo feſt hielt Fechner aber an dem anderen Satze: daß jedem ſeeliſchen Vorgang in dieſer Welt auch ein im Stoffe nachweisbarer, ſtreng phyſikaliſch auszudrückender Vorgang entſpreche. Abfall auch von dieſem Satz war für ihn Sünde wider den heiligen Geiſt. Auch das hat er ſo energiſch wie denkbar und ſiebenmal unterſtrichen immer wieder geſagt.

Er mußte es, — denn *gerade hier* ſetzte ſein ganzes Syſtem „von unten“ an. Man möchte ſagen: ſein ganzes originales Ideenleben *wurzelt* hier. Dieſe Wurzel gelöſt

— und es bleibt vom ganzen Denker Fechner nichts übrig als ein paar geiſtreichelnde Einfälle und ein paar phyſikaliſche Handlangerdienſte.

Aber das iſt im Ganzen jetzt nur die eine Seite.

Es iſt gewiß nicht zu leugnen, daß unter dem Worte „Materialismus“ ſich auch noch eine Reihe anderer Dinge zuſammengefunden haben.

Das Wort iſt ſelbſt ein uralt-ehrwürdig philoſophiſches, — wie Lange mit Recht geſagt hat: es iſt genau ſo alt wie die Philoſophie überhaupt. Entſprechend haben ſich philoſophiſche Sätze auch im neunzehnten Jahrhundert damit gedeckt.

Ein ſolcher naturphiloſophiſcher Satz iſt der: daß dieſe ganze naturgeſetzliche Welt ein vollkommener Unſinn, eine zweckloſe Chaoswelle, eine ſich blähende und platzende Seifenblaſe ſei.

Daß die Entwickelung nicht den Sinn eines allgemeinen „Empor“ habe, daß ſie vielmehr ebenfalls ſinnlos ſei, aufs Chaos loslaufe, wie ſie vom Chaos gekommen.

Und daß ferner das Phyſikaliſche in der ganzen Welt das Abſolute ſei. Daß das Seeliſche da, wo es auftritt, bloß ein Erzeugnis dieſes Phyſikaliſchen, oder beſſer noch geſagt, ſelber etwas Phyſikaliſches ſei. Eine Erſcheinungsform dieſes Phyſikaliſchen. Empfindung, Bewußtſein, Ich-Gefühl eine Form der phyſikaliſchen Naturkraft, eine Energieform wie Wärme oder Elektrizität oder Licht.

Und endlich, daß dieſes ſeeliſche Produkt nur an einigen verhältnismäßig dünn geſäeten Stellen des großen phyſikaliſchen All-Mechanismus, nämlich bei den ſogenannten lebenden Weſen, hauptſächlich bei den Tieren und in höchſter Entfaltung nur beim Menſchen, auftrete. Daß es aber auch dort bei jedem Individuum wieder endgültig verſchwinde, ſobald ein gewiſſer phyſikaliſcher Apparat, empfindungsfähiges Plasma, höheres Nervenſyſtem, Gehirn, zerſtört werde.

Diese Sätze enthalten für sich wieder eine konsequente Naturphilosophie. Man kann sie vortragen als Bekenntnis. Man darf aber nicht übersehen, daß diese Sätze jetzt sich nicht ohne weiteres mehr bloß decken mit jenen Grundsätzen moderner Forschungsmethode. Sie gehen darüber hinaus.

Es ist nicht dasselbe, wenn ich sage: alles in der Welt liegt in den Naturgesetzen; hat die Welt einen „Sinn", so kann auch er eben nur in ihnen und ihrem Thun stecken, andere Wege giebt's nicht, — — oder wenn ich sage: die Naturgesetze haben keinen Sinn und die von ihnen beherrschte Welt ist deshalb sinnlos. Das letztere sagt mehr, und dieses mehr will erst wieder für sich bewiesen werden.

Genau so steht es mit dem Schluß, daß das Seelische ein Produkt des Physikalischen, eine Art Energieform sei, daß Bewegung gelegentlich sich in Empfindung und Bewußtsein umsetze wie Arbeit in Wärme. Das ist nicht dasselbe wie der zuerst empirische und dann induktive Satz, daß wir Seelisches nur in Verbindung mit einem physikalischen Ereignis auftreten sehen. Auch in diesem Falle fordert der neue Satz erst eine Begründung für sich.

Gerade dieser letztere Satz gilt aber in der Menge mit Recht als der engere materialistische Paradesatz, der Vogtsche Lehrsatz im Sinne einer conditio sine qua non des eigentlich philosophischen Materialismus.

Es bedarf in unserem Zusammenhange keiner Begründung oder Kritik dieser weiteren materialistischen Beweisführung. Es genügt die Einsicht, daß dieser strengere Materialismus nicht von selbst zusammenfällt mit den großen methodologischen Grundthesen der modernen Naturforschung. Dann wird nämlich die Bahn frei für unseren psychologischen Faden in Fechners Entwickelung in einem Schlage mit der Lösung von Fechners Verhalten zu diesem Materialismus.

Als Fechner bei Biot stand, hatte er sich vollkommen zurückgefunden zu jenen Grundthesen der Forschung, — er

verließ sie fortan nie mehr. Gleichwohl lockte ihn naturphilosophischer Ausbau über diese Thesen von unten nach oben. Nicht Okenisch, sondern selbständig. Aber auch nicht in dem zuletzt bezeichneten, engeren Sinne — materialistisch.

Fechner ging mit dem Materialismus aus von jenen Grundthesen. Soweit war er Materialist und blieb es bis zum letzten Tag.

Aber an der Stelle, wo jene engeren materialistischen Sätze sich für ihr Teil selbständig philosophisch erheben über die einfachen Thesen der modernen Forschungsmethode, schwenkte er ab und trennte sich in immer weiterer Bahn von diesem Materialismus. Jenseits dieser Stelle ist er im Vogtschen Sinne nicht mehr Materialist. Er ist eben Fechner.

Höchst interessant — und damit sind wir auch wieder im biographischen Faden — ist nun die erste Ansatzstelle der Abschweifung. Gerade sie ist bestimmend gewesen für Fechners ganze weitere Ideenarbeit wie das Gewicht im Netz.

Der materialistische Satz, daß die Welt ein sinnloses Spiel der Kräfte sei, eine Seifenblase, die steigt und platzt, erschien ihm unsympathisch von der Gemütsseite. Aber mehr als das. Er erschien ihm logisch nicht beweisbar.

Der Untersatz der Forschung wies auf eine gesetzmäßig geordnete Welt, einen wahren „Kosmos". Das deutete doch eigentlich gerade auf das Gegenteil. Fechner fragte sich, wie der Materialismus trotzdem auf jenen pessimistischen Schluß habe verfallen können.

Als maßgebend erschien ihm die materialistische Auffassung des Menschen. Der Mensch selbst war ja hier bloß eine absolut nichtige Seifenblase. Heute tauchte er auf, um morgen radikal wieder zu zerstäuben. Fiel aber der Mensch, so mochte das All nachfallen. Wie Fiesko seinem Mantel nachfällt. Aber in welcher Angel hing nun wieder diese Auffassung vom Menschen?

Sie steckte mit zwingender Logik in der Seelenfrage.

Hier kam alles zum Klappen. Hier ſah ſich Fechner vor dem wahren Problem.

Die alte Gemütlichkeit, die eine freie Seele mit dem Körper ſchalten ließ und phyſikaliſche Kräfte aus dem Nichts ſchuf, exiſtierte auch für ihn nicht mehr. Fragte ſich jetzt bloß, ob deshalb der materialiſtiſche Weg der einzige naturphiloſophiſch zuläſſige ſei.

Fechner machte ſich zunächſt für ſich jenen Unterſchied ganz klar, den ich oben ſchon vorweggenommen habe. Er unterſchied ſcharf zwiſchen dem echt naturgeſchichtlichen Satze, daß jedes Seeliſche uns in Verbindung mit einem Materiellen erſcheint, — und dem ſchon materialiſtiſch-naturphiloſophiſchen Satze, daß das Seeliſche ein Produkt des Materiellen ſei.

Daß der letztere Satz naturphiloſophiſch das reine Erfahrungsgebiet überſchritt, war ihm an ſich kein Hindernis, ihn mitzumachen. Er wollte ja ausgeſprochen auch in Naturphiloſophie hinein. Aber er ahnte eine Gefahr darin, wenn man ihn proklamierte, eine rein logiſche Gefahr zunächſt.

Die Folge hat bewieſen, wie recht er geſehen. Um die Mitte des Jahrhunderts kam durch Mayer und Joule das Geſetz von der Erhaltung der Energie. Dieſes Geſetz ſchloß alles Phyſikaliſche, Materielle in eine eherne, unzerreißbare Kette ein. Sollte das Seeliſche, ſagen wir: die Empfindung, ein echtes Produkt körperlicher Vorgänge ſein, ſo trat ſie mit in den Ring des Energiegeſetzes. Sie wurde eine Bewegungserſcheinung, eine Schwingung der Moleküle gleich den anderen Energieformen Wärme, Licht, Elektrizität und ſo weiter. Und ſo war es auch entſchieden der Sinn der konſequenten Materialiſten. Hier aber wehrte ſich plötzlich eine Art hausbackener Logik.

Es ging wie im Märchen von des Königs neuen Kleidern. Eine Weile träumt jeder, es ſei alles in Ordnung. Bis ein unſchuldiges Kind kommt und ruft: Der

König läuft ja nackend. Das Unschuldsknäblein war in diesem Falle ein eisgrauer Physiker, der alte Emil Du Bois-Reymond. Er verkündete mit sehr laut schnarrender Stimme, daß sein Denkvermögen nicht auslange, um sich klar zu machen, wie Empfindung jemals sich aus physikalischer Bewegung solle „umsetzen" lassen. Hier seien schwingende Moleküle — dort das Gefühl „Ich sehe Rosenrot, rieche Rosenduft". Wo da eine Brücke finden?

Der alte schlaue Du Bois war dabei selbst vom Materialismus innerlich viel tiefer durchtränkt, als er wußte. Er gab den Sachverhalt zu. Aber er bestritt, daß wir uns dabei etwas denken könnten. Und das war nun böse. Es schmeckte nach „Credo, quia absurdum" — „Es ist so, aber es ist eigentlich Blödsinn." Du Bois wagte ein großes Wort. Hier liege ein ewiges logisches Rätsel. Das „Wie" jener Umwandlung von Bewegung in Empfindung würden wir Menschen niemals begreifen können. Niemals würden wir wissen, wie „Materie denkt". Ignorabimus, Bum!

Es ist immer eine fatale Geschichte, wenn Naturforscher solche Schranken setzen. Das allgemeine Vertrauen auf die unbegrenzte Fortschrittsfähigkeit des wissenschaftlichen Denkens gerät ins Schwanken. Du Bois' Ignorabimus sah verzweifelt nach Bankerott einer ganzen Richtung aus und ist scharf genug als solcher auch bezeichnet worden überall da, wo man dem Naturforscher und freien Naturphilosophen ohnehin nicht grün war.

Diese gefährliche Linie hat aber Fechner lange vorausgesehen. Ihm schien auf jeden Fall praktischer, eine Naturphilosophie nicht mit einem so heiklen Satze anzufangen wie dem: das Seelische ist ein materielles Produkt, — wobei man dann alsbald vor dem logischen Kuhthor stand.

Viel rätlicher schien, den einfachen dahinter steckenden Erfahrungssatz zum Fundament zu behalten: Seelisches erscheint uns stets gleichzeitig mit Materiellem.

Zwei Dinge können sehr wohl stets gleichzeitig auftreten, ohne daß deshalb das eine das andere im groben Sinne *erzeugt*. Ich kann als Erfahrungsthatsache lernen, daß jedesmal, wenn ich einem bestimmten Menschen ins Antlitz schaue, dort eine Nase und zwei Augen sichtbar werden. Deswegen ist aber kein logischer Grund dafür da, daß das eine Auge jedesmal das andere „erzeugte" — oder gar, daß beide Augen die Nase „erzeugten". Jedes Auge und die Nase besteht für sich, nur sind sie allemal gleichzeitig an umschränktem Fleck sichtbar. In dieser Gleichzeitigkeit mag ich immerhin tiefe Zusammenhänge ahnen, die ja bei der Existenz von Augen und Nase in demselben Menschengesicht offen klar vorhanden sind. Aber dieser Zusammenhang kann das äußerste Gegenteil sein eines unmittelbaren Verhältnisses von Erzeuger und Erzeugtem.

Der vorsichtigste Ausdruck, wenn wir über die wahren Beziehungen sonst nichts wissen, dürfte sein: die beiden Dinge erscheinen stets einander *parallel*.

Wenn das eine da ist, ist auch das andere da, — das ist vorläufig alles, was wir sagen können.

Fechner faßte also den reinen Erfahrungssatz über Leib und Seele in das Wort: Leib und Seele sind stets parallele Erscheinungen. Es besteht ein *Parallelismus* zwischen Geistigem und Körperlichem.

Wo Geistiges auftaucht, erscheint immer auch ein Körperliches, das als Parallele gelten kann. Dieses Körperliche hängt für sich regelrecht wie alles Körperliche in der geschlossenen Kette des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, der Parallelismus des Seelischen ändert *daran* nichts. Aber der Parallelismus ist eben thatsächlich *auch* da.

Da nun das Seelische mit dem griechischen Fremdwort das „Psychische" ist, das Körperliche das „Physische", — so findet sich von selbst das Wort ein: psycho-physischer Parallelismus.

Das war denn für Fechner gleich ein Leib- und Lebenswort, — wenn es auch, wohlverſtanden, ſelber noch gar keine Naturphiloſophie enthält, ſondern bloß eine ſchärfere Wortfaſſung für jene Grundtheſen der erfahrungsgemäßen Naturforſchung.

Das einmal erledigt, ging aber Fechner mit einem eigenen Gedankengang weiter ins Feld, der zunächſt, ſchien es, mit dem ganzen Streit über Materialismus oder Nichtmaterialismus wenig oder gar nichts zu thun hatte.

Er warf die Frage auf: wo beobachten wir in der Natur denn überhaupt eine ſeeliſche Parallele zum Phyſiſchen?

Dieſe Frage berührte zunächſt nicht die Philoſophie, ſondern anſcheinend abermals bloß die nackte Sachforſchung.

Der Naturforſcher der Zeit antwortete durchweg: zunächſt im Menſchen. Dann in den höheren Tieren ziemlich ſicher noch; wir reden ſkrupellos von einer Seele des Hundes, wenn auch der Theologe hier ſchon nicht mehr mit will. Undeutlich dagegen ſchon beim niederen Tier; die Seele der Auſter iſt ſchon eine Sache, wo auch der Forſcher ſchwankt. So gut wie nichts bekannt iſt über ein Seelenleben bei Pflanzen. Gänzlich ausgeſchloſſen endlich erſcheint eine ſeeliſche Parallele zu anorganiſchen Stoffen, Kryſtallen, Elementen, Geſtirnen; wer hier von Geiſt reden wollte, verfiele noch unter die dogmatiſche Theologie hinab in den Fetiſch- und Schamanenglauben der Neger.

So die exakte Antwort der Zeit. Sie wurde damals gegeben und wird mindeſtens von den Pflanzen an abwärts heute noch von der überwiegenden Menge der exakten Naturforſcher genau ſo gegeben. Die ungeheuere Maſſe des Kosmos erſcheint als reine Entwickelung der phyſikaliſchen Linie, vom chaotiſchen Nebelfleck des Orion bis zu dieſer dicken Erdkugel. Erſt auf dieſer Erdkugel bewegen ſich eine beſchränkte Anzahl, im Verhältnis zu der koloſſalen Kugel bazillenhaft kleiner Weſen — Menſchen und

Tiere — bei denen eine ſeeliſche Parallele auftaucht. Und auch bei dieſen taucht ſie in jedem einzelnen Individuum nur auf für die kurze Zeit ſeiner Lebensdauer zwiſchen Zeugung und Tod. Im Tode ſinkt auch jeder Tier- und Menſchenkörper rein wieder in die phyſiſche Natur ab, ſeine Elemente werden hier wieder eingezogen in die Kette einſeitig mechaniſcher Vorgänge; die ſeeliſche Parallele dagegen iſt dann verſchwunden.

Fechner unterſuchte friedlich die eigentliche Thatſachenbegründung dieſer exakten Antwort.

Er fand, daß ihre Exaktheit in den wichtigſten Punkten nur indirekt auf wirklicher Beobachtung beruht, — vielmehr auf gewiſſen Schlüſſen.

Thatſächlich hat jeder von uns echte, unmittelbare Beobachtung nur von einer einzigen ſeeliſchen Parallele in der ganzen Welt, — nämlich von ſeiner eigenen. Bei allen unſeren lebenden Mitmenſchen ſchließen wir dagegen nur indirekt auf eine ebenſolche Parallele.

Was wir ſehen, hören, taſten, riechen von dieſen Mitmenſchen: alles iſt nur Äußerung der körperlichen Parallele. Schallwellen, Lichtwellen kommen von dir zu mir herüber, — Mechaniſches. Ich greife deine Hand, — Körper. Ich ſehe dein Blut rinnen, ſehe bei einer Operation ſelbſt auf dein zuckendes Gehirn, — aber alles Körper, immer nur Körper. Die ſeeliſche Parallele erlebe ich nur bei mir. Bei dir ſchließe ich auf ihre Exiſtenz wegen gewiſſer Ähnlichkeiten des Körperlichen zwiſchen dir und mir, — das iſt aber alles. Weitere Beweiſe als dieſen Schluß giebt's nicht.

Nun iſt es aber um ſolche Analogieſchlüſſe ein eigenes Ding. Iſt man erſt auf ſie angewieſen, ſo gewinnt das rein philoſophiſche Denken viel mehr Spielraum als vor wirklich exaktem Beobachtungsmaterial.

Die Frage nach der Exiſtenz ſeeliſcher Parallelen in der Welt ſpitzte ſich für Fechner zu der Frage zu, wie weit

man im einzelnen jenen Schluß, jene Analogie von uns auf andere treiben wollte.

Bei den höheren Tieren gab das körperlich greifbare Nervenſyſtem einen Anhalt. Bei den niederen wurde das problematiſch, bei den Pflanzen ganz beweislos. Trotzdem verknüpfte ein unverkennbares Band alle dieſe Weſen ſtufenweiſe nach unten miteinander gerade in ihrem Körperbau. Nirgends körperlich ein Riß, ein abſolutes „Anders“. Die Organe löſten ſich allmählich auf in eine allgemeine Körpermaſſe, die ſie aber offenbar erſetzte. Vom niedrigſten Lebeweſen ging dann dieſe körperliche Seite lückenlos, wie es ſchien, auch ins Anorganiſche über.

Eben gerade, da Fechner ſich eindachte, wich auf der ganzen Linie der Forſchung die Annahme einer beſonderen „Lebenskraft“ ſichtlich zurück. Alle körperlichen Vorgänge auch der Tiere und Pflanzen unterlagen nur denſelben Naturgeſetzen, die in Phyſik und Chemie gewonnen wurden. Das neue Geſetz von der Erhaltung der Energie waltete auch im Eichbaum wie in der Koralle, im Hund wie im Menſchen. Wirklich ſpann ſich, wenn das Körperliche rein maßgebend ſein ſollte, die prägnanteſte Ähnlichkeit vom Menſchen bis zum fernſten Nebelfleck durch das ganze All. Nicht nur Ähnlichkeit, — eine innerlichſte Gleichheit geradezu. Der Menſch fiel körperlich zu Boden nach demſelben Geſetz der Schwere, das den Sirius und ſeinen Bruderſtern viele Billionen Meilen von unſerer Sonne in der Schwebe hält.

Und hier ſchon dämmerte Fechner, dem Grübelnden, das größte Leitmotiv ſeines Lebens auf, — das naturphiloſophiſch entſcheidende.

Er warf die ganz ſimple, ganz nüchterne, ganz unmyſtiſche, untheologiſche, nicht einmal vom Gemüt irgendwie beeinflußte Sachfrage auf: — welcher Grund liegt eigentlich vor, die ſeeliſche Parallele nicht für die ganze, im Naturgeſetz einheitlich verknüpfte Körperlichkeit anzunehmen?

Fünfzig Jahre lang hat Fechner dieſe Frage immer wieder geſtellt, ohne ſich überzeugen zu können, daß jemand ihm ein ſtichhaltiges Gegenargument beibringen könne.

Weder Theologen, noch Philoſophen, noch Naturphiloſophen, noch Naturforſcher ſchienen ihm auch nur den Schatten eines ſolchen zu liefern.

Jeder Fortſchritt zur mechaniſchen Welteinheit, den die Naturforſchung fand, erſchien ihm als Waſſer auf ſeine Mühle.

Der ganze Darwinismus war ihm nur ein neuer Beweis.

Je beſſer die materielle Rechnung ſtimmte, — deſto größer die Wahrſcheinlichkeit, daß auch die geiſtige im ganzen ſtimme.

Es iſt wichtig, ſich klar zu halten, daß dieſe Fechnerſche Verallgemeinerung des ſeeliſchen Analogieſchluſſes an und für ſich noch nicht im Gegenſatz ſteht zu jenem materialiſtiſchen Schluß, wonach die Seele ein Produkt des Materiellen iſt. Man kann ihm ſtreng materialiſtiſch die Faſſung geben, daß alles Materielle eben beſtändig Seele erzeugt. Jenes Dilemma, wie Bewegung Empfindung ſchaffen ſoll, bleibt ja darin. Aber wer ſich mit dem, wie immer es ſei, abfindet, der kann ſich auch materialiſtiſch in die Fechnerſche Idee eindenken. Jedes materielle Geſchehen erzeugt eben dann Pſyche unter allen Umſtänden.

Thatſächlich kommen die entſcheidenden Punkte, wo ſich der Unterſchied vom gewöhnlichen Materialismus zeigt, erſt zum Vorſchein in gewiſſen Folgerungen, die Fechner ſelbſt allerdings ſogleich mit Nachdruck zog.

Er ſchlug zunächſt innerhalb des aufgeſtellten neuen Problems wieder einen individuellen Weg ein.

Geſetzt wir geben einmal zu, alles Phyſiſche in der Welt habe eine ſeeliſche Parallele. Dann iſt folgende Meinung möglich als nächſter Schluß. Alles Materielle, Phyſiſche in der Welt wird vom modernen Naturforſcher ziemlich allgemein

gedacht unter dem Bilde einer ungeheueren, welterfüllenden Wolke einfachſter Körperchen, der Atome. Körperchen oder auch (in mehr dynamiſtiſcher Theorie) bloß Kraftpunkte; das ſei hier einerlei. Alſo erhielte jetzt jedes dieſer Körperchen eine ſeeliſche Parallele. Wir kämen auf die „Atom-Seele“.

Oberflächliche Urteiler, die Fechner nur nach Hörenſagen abhandelten, haben gelegentlich immer einmal wieder Fechner als den modernen Vater der Atom-Seelen-Theorie hingeſtellt. In Wahrheit iſt gerade er dieſen Weg nicht gegangen. Die Theorie des beſeelten Atoms iſt mehrere Jahrzehnte ſpäter im Jahrhundert von Zöllner und, ſehr ausführlich und anſchaulich, beſonders von Haeckel aufgeſtellt worden. Haeckel ſtand dabei Fechners naturphiloſophiſchen Ideen vollkommen fern. Fechner, der es noch erlebte, hat im einzelnen ſowohl gegen Zöllner wie gegen Haeckel polemiſiert und ſeinen eigenen Weg ſcharf gegenübergeſtellt. Das iſt auch einmal wieder weſentlich zur Kenntnis der Dinge.

Fechner ging auch für die weitere Betrachtung der ſeeliſch-körperlichen Zuſammenhänge vielmehr ſtreng von dem aus, was dem ganzen Analogieſchluſſe zu Grunde lag: — vom Menſchen.

Der Menſch lag zu Grunde, — nicht das Atom. Der Menſch, jeder einzelne für ſich, iſt das einzige ſichere Beiſpiel einer pſychophyſiſchen Parallele. Von hier müſſen wir zunächſt ſchließen. Dieſer Menſch iſt aber ſogleich auch für weiteres ein überaus lehrreiches Beiſpiel.

Sein Leib beſteht aus einer ganzen Milchſtraße von einzelnen Atomen. Keine höchſte Ziffer reicht da. Schon ſein Gehirn iſt ein ganzes Weltſyſtem hinſichtlich der Zahl ſeiner Atome. Trotzdem: ein großes Wunder. Die ſeeliſche Parallele zu dieſem ungeheueren Komplex erleben wir an uns ſelber nicht als eine ebenſolche Milchſtraße und Weltenwolke getrennter Atom-Seelen, ſondern als Einheit, als unſer Geſamt-Ich.

Dieses einheitliche „Ich" der Seelenparallele entspricht offenbar einer geradezu kolossalen, unfaßbaren körperlichen Vielheit.

Gerade in der Zeit, als Fechner seine ersten Ideen sich ausbildete, hatte man über diese Vielheit sogar noch etwas Neues gelernt.

Die Zellen-Theorie war aufgestellt worden.

Der ganze Körper mit Einschluß des Gehirns beim Menschen setzte sich, so erfuhr man jetzt, aus Milliarden kleiner, aber durchweg doch noch mikroskopisch recht gut sichtbarer organischer Körperchen zusammen: aus den sogenannten „Zellen". Später hat Virchow gelehrt, den ganzen Menschen regelrecht aufzufassen als einen „Zellen-Staat", einen echten körperlichen Sozialverband seiner Zellen. Das hat dann noch weiter Haeckel ausgebaut, der in der lichtvollsten Weise auch schon zeigte, daß, wer eine Atom-Seele annehme, auch noch weiterhin und schon ein Stück höher hinauf eine Zell-Seele annehmen müsse. Jedenfalls sind diese Zellen in noch weit höherem Grade direkt anschaulich zu machen als zusammensetzende Vielheit des Menschenkörpers als die selbst nur hypothetischen Atome.

Ob aber nun Atom-Seelen oder Zell-Seelen für sich existieren mögen, — auf keinen Fall kommt man auch so um die große Merkwürdigkeit, daß *für uns* als seelische Parallele zu der ganzen Körpervielheit schlechterdings nur wieder eine Einheit — unser seelisches Ich — erscheint.

Da wir nun kein anderes echtes Beispiel überhaupt haben für die Beziehungen der seelischen Parallele zur physischen, — — so entnahm Fechner dieser Thatsache seinen zweiten psychophysischen Fundamentalsatz: *ein physisch Vielfältiges kann eine seelische Einheit als Parallele haben.*

Und dieser Satz jetzt war für den Naturphilosophen von der kolossalsten, gar nicht zu überbietenden Wichtigkeit.

Nicht zu leugnen war: auch die „Vielheit Menschen-

körper" war physisch eine gewisse Einheit. Die Atome oder viel besser noch gesagt: die Zellen bildeten ein auch äußerlich recht wohl erkennbares System. Allerdings als Körperliches ein der Körperwelt angehöriges, mechanisch darstellbares System. Aber doch auch so eine gewisse höhere Einheit innerhalb des großen mechanischen Allgemeinbetriebes der Welt.

Diese Analogie war so auffällig, daß der Satz auf der Hand lag: die körperliche Vielheit, die eine seelisch einheitliche Parallele besitzt, giebt sich daran zu erkennen, daß sie auch körperlich ein bis zu gewissen Grenzen geschlossenes mechanisches System darstellt.

Oder umgekehrt: alle geschlossenen Systeme in der mechanischen Welt besitzen eine einheitliche seelische Parallele, — ein seelisches „Ich".

In diesem Augenblicke ist es in der Fechnerschen Weltanschauung, als gebe es einen großen Ruck. Schwarze Vorhänge flattern überall auseinander. Es wird plötzlich Tag.

Mein einzelner menschlicher Leib ist ein solches geschlossenes mechanisches System. Nicht absolut geschlossen, aber das ist (das Grundbeispiel meines Ich beweist es) offenbar auch nicht nötig. Jeder andere Menschenleib ist auch eines. Alle Tierleiber. Überhaupt jedes organische Individuum, einerlei welchen Grades. Aber auch die Erde ist ein solches System. Das Planetensystem ist eines. Das Fixsternsystem, zu dem unsere Sonne gehört. Das All mit seiner allgemeinen Naturgesetzlichkeit.

Diese Systeme umfassen einander. Die Erde die lebenden Wesen. Das Planetensystem die Erde mit den anderen Planeten und der Sonne. Unsere Fixsterninsel Millionen Sonnen. Endlich das All, der Kosmos alles für uns Denkbare.

Und dazu nun entsprechende seelische Einheiten als Parallelen!

Jedes Syſtem ein ſeeliſches Ich. Dieſe ſeeliſchen Ichs gleichzeitig ſich aber auch wieder umgreifend, nach oben zu ineinander hängend gleich den Körperſyſtemen. Bis der ganze Kosmos (mit ſeiner unendlichen Vielheit aller Syſteme doch als „Kosmos“ ſelber auch ein höchſtes Syſtem) die All-Einheits-Parallele zeigt: — — die All-Seele, die aber genau nach dem Muſter unſerer Seele auch nicht in ungezählten Einzelparallelen der Unterſyſteme zerfließt, ſondern als Ganzes erſt recht wieder eine Einheit beſitzt, — — das All-Ich.

Fechners Weg bis hierher hatte den Materialismus, wie geſagt, kaum geſtreift. Jetzt lag die erſte, größte Weltfolgerung des Materialismus für Fechners Auffaſſung zerſchmettert am Boden.

Über die „Sinnloſigkeit“ des All-Mechanismus erhob ſich, gefolgert aus der Exiſtenz gerade dieſes All-Mechanismus, der All-Sinn in Geſtalt der pſychiſchen Parallele zum pſychophyſiſchen Weltprozeß, der All-Seele.

Aber wie ſtand es mit dem Menſchen nun ſelbſt?

Dem Materialismus hatte er den Ausgangspunkt zur vernichtenden Kritik des All-Sinns geliefert. Weil der Menſch Seifenblaſe war, galt das All als ſolche.

Fechner kam jetzt vom All-Sinn, den das Phänomen des menſchlichen Ich geliefert, zum Menſchen zurück. Und bei dieſer Rückkehr fiel nun für Fechner auch das materialiſtiſche Menſchen-Argument als ſolches dahin.

Zunächſt fiel die leidige Iſolierung der einzelnen menſchlichen Seelen-Parallele. Es war nicht mehr ſo, daß hier eine Seele ſtand und dort eine, — und dazwiſchen bloß Mechaniſches ohne Parallele und ſolches Mechaniſche in alle Weiten des Alls dann kalt und einſam hinaus. Die menſchlichen Parallelen wurden umfaßt von höheren Syſtemeinheiten bis letzthin zur All-Seele, — ſie ſchwammen darin genau ſo, wie der Menſchenleib in der Gravitation etwa der Erde, Sonne, Zentralſonne u. ſ. w. ſchwimmt.

Lag zwiſchen Menſch und Menſch für dieſe beiden bloß eine ſcheinbar ſeelenloſe Welt der mechaniſchen Luft- und Lichtſchwingungen, — ſo mußte in der nächſten, höher umfaſſenden Seeleneinheit (der nächſten „Synechologie“, wie Fechner gern ſagt), deren mechaniſches Syſtem nicht bloß die beiden Menſchengehirne, ſondern auch noch die Zwiſchenwellen in Luft und Lichtäther umfaßte, auch dieſe Verbindung „ſeeliſch“ ſein. Die Öde zwiſchen Seele und Seele ſchwand. In immer höheren Einſchlägen, höheren Melodieen erklang das All ſeeliſch über uns hinaus, — unendliche Ketten immer kühner umeinandergeſchachtelter mechaniſcher Syſteme empfanden ſich alle als Ich-Einheiten, durchlebten als Ich alle Dinge des Kosmos.

Dennoch. Wenn nun die Ich-Parallele des Menſchen nach der kurzen Spanne des Lebens abriß, — war nicht doch alles beim Alten?

Das All mochte Sinn haben für ſich, angenommen, daß ſein Entwickelungsſpiel unſterblich war. (Clauſius hat ſelbſt das ſpäter von der mechaniſchen Wärmetheorie aus beſtritten.) Ich hatte jedenfalls keinen. Hing ich lebend in noch ſo viel Synechologieen wie in Mahomets ſieben Himmeln, — ich ſtarb eines Tages und der Sarg fiel in die Leere. Wo war die zeitliche Synechologie, die mich davor bewahrte?

Und mit Ruhe nimmt Fechner auch dieſen Handſchuh auf.

Ja, er hat ihn im öffentlichen Vortrag ſeiner Ideen von allen zuerſt aufgenommen. In jenem kleinen „Büchlein vom Leben nach dem Tode“, das ſchon 1836 erſchienen iſt.

Unſer ſeeliſches Ich während des Lebens iſt die einheitliche Seelenparallele zu dem verwickelten Syſtem unſeres vielzelligen materiellen Leibes. Gut.

Dieſes Leibesſyſtem zerbricht als ſolches im Tode. Damit iſt ſeine einheitliche Ich-Parallele hin. Daran zweifelt Fechner nicht. „Die ſind nun tot“, ſagt auch er mit Falſtaff, „da hilft kein Beten.“ Es giebt auch für Fechner keine

Seele, die sich jetzt „schwinget", während der Leib auf dem Kanapee bleibt. Eisern wie die Urgesetze der Welt ist auch der psychophysische Prozeß, — unerbittlich.

Aber Fechner macht eine Abschweifung.

Denken wir uns ein Kind im Mutterleibe. Tod und Geburt, wie oft sind die miteinander verglichen worden. Im Mutterleibe entsteht jenes verwickelte mechanische System, das wir im Leben als Körper gebrauchen. Entsteht auf Grund tiefer Bildungsnotwendigkeiten. Eines Tages tritt das Kind ans Licht der Welt. Sein Körpersystem ist da und funktioniert. Und alsbald, genau entsprechend, funktioniert auch seine psychische Parallele. Immer mit Ich-Einheit, obwohl mit den Jahren, entsprechend den Wandlungen des Apparats, recht verschieden in allem übrigen. Kinderseele erst, Jünglingsseele dann, Mannesseele, endlich Greisenseele. Aber immer eins langsam auf dem früheren aufgebaut, ohne Bruch des Ich.

Nun kommt der Tod. Da liegt der Mechanismus, starr wie eine nicht mehr aufgezogene Uhr. Giebt es nun gar kein an das bisher bestehende System anschließendes materielles System mehr außer dieser Leiche?

Fechner sagt: es giebt ganz zweifellos noch eines.

Wie das Kind im Mutterleibe langsam einen Leib als System *entwickelte*, — so hat der Mensch in seiner ganzen weiteren Lebensdauer thatsächlich auch einen materiellen Leib entwickelt: seine *Wirkungen*.

Sie strahlten beständig von seinem engeren System aus, alle mit individueller Marke ins Weite entsandt, ein ungeheueres höheres System, das der Lebende wellenschlagend um sich her erzeugen *mußte* im Banne der in ihm mächtigen Naturgesetze. Bei jedem ist es verschieden. Wer es am letzten Tage in einem wunderbaren Hohlspiegel finge, der erhielte die ganze Individualität, und noch unendlich bereichert sogar, zurück.

Alle dieſe Wirkungen liegen genau wie der Leib ſelbſt in dieſer Welt, im Materiellen, Mechaniſchen, — aber ſie liegen darin mit der unabänderlich ewigen Marke auch dieſes individuellen Syſtems, von dem ſie ausgingen. Nun nimmt der Tod den Ausgangspunkt fort. Bleibt nun plötzlich nichts übrig?

Thatſächlich bleibt auch über den Tod hinaus dieſes ganze weitere mechaniſche Individualſyſtem.

Alle materiellen Wirkungen, alle Kraftwirkungen, die von dem verſtorbenen Individuum einſt im Leben ausgingen, nur von ihm ausgehen konnten und bis in alle fernſten Weltenräume und Weltenzeiten ewig ſeine individuelle Farbe tragen werden, ſind ja noch da, — gleich den Lichtwellen eines Sternes, der, ſelbſt heute längſt erloſchen, doch noch ſein ausgeſtrahltes Licht in unendliche Räume weitertreibt und fernſten Augen nach Myriaden von Jahren immer noch als „Stern" erſcheint.

Ein Syſtem, ein materielles Syſtem: — da muß aber auch wieder nach Fechners Grundſatz eine pſychiſche Parallele ſein, ein ſeeliſches Ich.

Wie, wenn gerade der Todesmoment der fertige Geburtsmoment dieſes höheren Syſtems und ſeiner Parallele wäre? Wenn der Menſch ſtürbe, weil ſein größerer, weiterer Leib fertig geworden iſt, — wie er einſt geboren wurde, weil ſein Kindesleib fertig war?

Der Tod wäre ſo bloß ein Entwickelungsmoment.

Kein Zweifel aber, daß, falls da eine glatte, ſich genau ablöſende Entwickelungslinie liegt, auch die nächſte Seelen-Parallele dieſes „Thatenleibes" oder „Wirkungsleibes" keinen Riß gegen die nächſte des Zellenleibes empfände, ſondern aus ihr hervorginge wie die Seele des Greiſes aus der des Mannes und die aus der Kinderſeele.

Der Tod wäre in gewiſſem Sinne ein Jungbrunnen, der den Greis überböte, wie das Kind, das atmet und die Augen aufſchlägt, den ausgelebten Embyro.

Man sieht deutlich: wie Fechners „Weltseele" durchaus nicht im gewöhnlichen pantheistischen Sinne individualitätslos gedacht ist, sondern als höchste psychische Ich-Parallele des umfassendsten mechanischen Systems das absolut höchste Individuum darstellt, — so ist auch diese Fechnersche Unsterblichkeitslehre ganz und gar nicht gleich mit dem bloß symbolischen Begriff eines Fortlebens des Einzelmenschen in seinen Wirkungen.

Diese Wirkungen bilden selber wieder den Leib eines anschließenden „Ich" über den Tod hinaus. Ihre Seelenparallele erlebt weitere Entwickelungen, die wir allerdings objektiv bloß in weiteren Schicksalen der Wirkungen projiziert sehen. Schmerzliche jedenfalls und freudige. Im ganzen denkt sich Fechner den Prozeß als letzthin läuternden. Wie ja die fortschreitende Gesamtentwickelung der materiellen Welt alle bösen Wirkungen mehr und mehr paralysiert, alle guten fördert und mitnimmt.

Diese Entwickelung der Welt zu immer Besserem war übrigens selber wieder eine neue Folgerung. Ehe wir aber dahin mitgehen — ausgesprochen hat sich Fechner erst viel, viel später wissenschaftlich scharf darüber — machen wir beim Biographischen jetzt zwangsweise Halt.

Fechners eigene psychophysische Erdenwallfahrt nötigt zu einer seltsamsten Station.

Das Büchlein vom „Leben nach dem Tode" war als erste Frucht der großen inneren Ideenentwickelung in die Welt gegangen, — ein paar Aphorismen einstweilen, die für Uneingeweihte allerdings heute noch in dieser Form Hieroglyphen sind. Alles schien im glänzendsten Aufgang. Eine neue Naturphilosophie trotz, — nein, mit Biot. Da trat eine furchtbare Krisis in des Meisters Leben ein.

Fechner hatte sich jetzt eine ganze Reihe von Jahren hindurch in einer heldenmütigen, aber zugleich auch tief beklagenswerten Weise überarbeitet. Zuletzt wuchs ihm das über den Kopf.

Die Heirat, ſo glücklich Fechners Ehe war, ſchuf größere Sorgen. Die Profeſſur, ſcheinbar eine materielle Rettung, forderte doch auch ganz beſondere, eine ganze Menſchenkraft allein erſchöpfende Arbeitsleiſtung. In einer unglücklichen Stunde wirtſchaftlicher Verlegenheit hatte ſich Fechner nun auch noch zugleich mit ihr die Redaktion eines jener hoffnungsloſen Rieſenunternehmen aufgebürdet, die ein einzelner auch als Herkules nie bewältigen wird, wenn ihm nicht ein Stab beſter Helfer zur Seite ſteht: eine Art Konverſations-Lexikon, das „Hauslexikon“ des Breitkopf-Härtelſchen Verlages. Acht ſtarke Bände ſind davon erſchienen; etwa ein Drittel des Textes wird Fechner ſelbſt zugeſchrieben; ein Bravourſtück zugleich und ein halbes Todesurteil.

Dazu kamen die „eigenen Arbeiten“. Fechner hat öfter geklagt, er habe keine mathematiſchen Anlagen. Man möchte es ihm glauben, wenn man an den ausgeſprochen äſthetiſchen Zug ſeines Weſens denkt. Anderſeits iſt aber außer Zweifel, daß Fechner als Naturforſcher gerade auf dem Gebiete der exakten Phyſik, wo mathematiſche Behandlung unerläßlich iſt, unumſtritten glänzend ſtets ſeinen Mann geſtanden hat. So wird man jenes Selbſtbekenntnis dahin umdeuten müſſen, daß er auf mathematiſchem Gebiete immer noch mehr arbeiten, einen noch größeren Fleiß, eine ſtrengere Selbſtzucht anwenden mußte, als ſonſt für ſeine Forſchungen nötig wurde. Das Genie erſetzte ihm hier nichts; jeder Wert mußte in reiner, harter Arbeit ausgezahlt werden.

Lag hier ſchon ein vermehrter Kraftverbrauch, ſo zeigte ſich ein anderer in ſeinem Mangel an Mitteln für die äußeren Forderungen experimentellen Forſchens.

Von früh an hat ſich Fechner in einer bewundernswürdigen Weiſe daran gewöhnt, mit dem ſchlichteſten Handwerkszeug im Praktiſchen zu arbeiten. Der Zug bedingt abermals eine Ähnlichkeit bei ihm mit Darwin. Es entſprang ein Teil glücklicher Unabhängigkeit daraus. Aber

wieder mehrte sich auch die Arbeit. Und schließlich erwuchs gerade von hier noch eine besondere Gefahr. Das billigste Experimentierobjekt für einen unbemittelten Gelehrten ist der eigene Körper. Zu seinem Unglück geriet Fechner im Gefolge optischer Untersuchungen („über subjektive Farben und Nachbilder im Auge" — an sich höchst wertvolle Untersuchungen) in eine Bahn von Experimenten, bei denen er seine eigenen Augen in einer Weise zum Versuchsobjekt machte, daß die schlimmsten Folgen unvermeidlich wurden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei schon vorhandener Überlastung und nervöser Überreizung des Gehirns gerade eine Mehrarbeit, die dem Auge auferlegt wird, die bedenklichste Steigerung ist, die alle Gehirnsymptome sofort auf die Spitze treibt.

Fechner erkrankte schwer.

Ein chronisches Nervenleiden lähmte nach und nach seine ganze Thätigkeit. Die Augen versagten plötzlich, in einer Weise, die nicht eine akute äußere Krankheit erkennen ließ, sondern auf eine furchtbare verheerende Störung im innersten Nervenapparat des Sehens deutete. Nicht eigentlich Blindheit, sondern nervöse Lichtscheu stellte sich ein, die jeden Lichtreiz zum quälenden Schmerz machte. Jahrelang saß der arme Kranke mit einer Maske im verdunkelten Zimmer. Und selbst das geschlossene Auge in der äußersten Finsternis marterte unablässig flackernder Lichtschein, — eine verzweifelte Form „subjektiven Sehens", die der Forscher nicht für sich geahnt, als er in emsiger Arbeit die farbigen Nachbilder im ermüdeten Auge zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht hatte.

Dann entwickelte sich ein Magenleiden, das zu unmittelbarer Lebensgefahr wuchs.

Der Körper verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Die Ärzte standen ratlos vor dem Problem eines Menschen, der inmitten aller Kunst und Pflege dem Hungertode entgegenging.

Als hier eine ſchwache Beſſerung wie durch ein Wunder im letzten Moment noch eingetreten, brach das Augenleiden wieder mit verſtärkter Macht aus. Und zu allem körperlichen Martyrium kam endlich, lange befürchtet, die höchſte Gefahr: die Anzeichen beginnenden geiſtigen Verfalls.

Es ſtellte ſich „Gedankenzwang“ ein. Mit einer beiſpielloſen Energie hat allerdings der Verſinkende dagegen angekämpft. Spätere Aufzeichnungen des Geneſenen, pſychologiſche Dokumente erſten Ranges, geben einen Einblick in dieſe Kämpfe, wie er greller nicht gedacht werden kann. „Ein Hauptſymptom meiner Kopfſchwäche“, erzählt Fechner, „beſtand darin, daß der Lauf meiner Gedanken ſich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenſtand mich nur einigermaßen tangierte, ſo fingen meine Gedanken an, ſich fort und fort um denſelben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten ſich gewiſſermaßen in mein Gehirn ein, ſo daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geiſt ſei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenſtemmte. Es waren oft die unbedeutendſten Dinge, die mich auf ſolche Weiſe packten, und es koſtete mich oft ſtunden-, ja tagelange Arbeit, dieſelben aus den Gedanken zu bringen. Dieſe Arbeit, die ich faſt ein Jahr lang den größeren Teil des Tages fortſetzte, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollſten, die ſich denken läßt; indes iſt ſie nicht ohne Erfolg geblieben, und ich glaube der Beharrlichkeit, mit der ich ſie getrieben, die Wiederherſtellung meines geiſtigen Vermögens zu verdanken, oder wenigſtens halte ich ſie für eine Vorbedingung, ohne welche dieſe Wiederherſtellung nicht hätte zuſtandekommen können.“

In der Welt verbreitete ſich die Nachricht, Fechner ſei erblindet und geiſteskrank.

Die offizielle Leipziger Phyſik-Profeſſur wurde an Wilhelm Weber von den ſtellenloſen „Göttinger Sieben“ vergeben, Fechner auf ein karges Wartegeld geſtellt. Selbſt den engſten

Freunden begann der einsame Kranke in seiner dunklen Zelle zu versinken; man gab ihn auf, man wunderte sich zu hören, daß er noch lebe. Das letzte Licht dieses trüb verblassenden Gelehrtenhauses, in dem eine Weile so glückliche Menschen gewohnt, schien nur noch in der unermüdlich treuen Frau und Pflegerin zu strahlen.

Der Höhepunkt der Tragödie fällt auf den Sommer 1843.

Dann, im Herbst, begannen auf einmal die körperlichen Leiden nachzulassen, rasch, unbegreiflich, wie sie einst aus dem geheimnisvollsten Innern des gequälten Organismus aufgestiegen waren.

Die Augen vertrugen plötzlich wieder Licht.

Der Geist allerdings zeigte sich für den ersten Moment noch so geschädigt, daß er selbst das erwachende Gefühl einer Genesungsmöglichkeit nur mit einer Krisis fast bedenklichster Art aufnahm. „Die so rasche günstige Umwandlung", so definiert wieder Fechner selbst später überzeugend klar seinen Zustand, „die in meinem physischen und psychischen Lebensprozeß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Oktobers und teilweise Novembers in einen eigentümlichen, überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern versuchte, zumal mit dem Vorübergehen desselben auch die klare Erinnerung größtenteils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte teils schon wähnte, teils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem anderen Lichte erschien, als früher und als jetzt, die Rätsel der Welt sich zu offenbaren schienen, mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe, doch hat sich allmählich alles ins Gleichgewicht gesetzt."

Im Jahre 1846 erſchien zuerſt wieder ein Werk von Fechners Hand: die kleine Studie „Über das höchſte Gut“, — eine philoſophiſche Studie. Im Revolutionsjahre folgte „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen“. Nochmals drei Jahre ſpäter „Zend-Aveſta oder Über die Dinge des Himmels und des Jenſeits vom Standpunkte der Naturbetrachtung“, diesmal ein philoſophiſches Werk vom größten räumlichen Umfang, drei im Format kleine, aber dicke Bände.

In Kreiſen, wo man Fechner bisher nur als Phyſiker von Fach und allenfalls noch als „Dr. Miſes“ gekannt, erſchien der ganze Mann wie vertauſcht.

Dieſe Bücher waren alles eher als ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeit, obwohl ſie zum Teil in wiſſenſchaftliche Debatten eingriffen oder wenigſtens einzugreifen behaupteten.

Es waren aber auch keine Miſes-Schriften, keine Scherzbücher mit leicht zu durchſchauender ſatiriſcher Abſicht, wofür man dieſe Miſes-Bücher (und auch noch das „Büchlein“) allgemein gehalten hatte. In der Schablonenrede des Tages fand man nur den Ausdruck dafür, der eigentlich gerade der rechte war, dem es aber damals wie ſpäter nicht an bitterböſem Beigeſchmack fehlte: — Naturphiloſophie.

Man ſtand damals zwar noch nicht auf dem ſpäteren karnevaliſtiſchen Standpunkte, der im Genie eine Form des Wahnſinns, eine pathologiſche Gehirnerſcheinung ſieht. Aber wohlwollende Urteiler fanden doch ſchon keine ſinnreichere Erklärung, als daß Fechner, der Naturphiloſoph, ein indirektes Produkt ſeiner ſchweren Krankheit im mehr oder minder pathologiſchen Sinne ſei. „Dem rabbelt's, ſchoint's.“ Und man hatte ja im engeren Kreiſe wenigſtens munkeln hören, daß es dem Doktor Miſes in der Zwiſchenzeit einmal wirklich „gerabbelt“ habe. Nachwehen alſo!

Die liebenswürdige Vermutung hat nur den einen Fehler, daß ſie rein hiſtoriſch ſich nicht halten läßt.

Jenes „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ iſt vom Auguſt 1835 aus Gaſtein datiert. Fechner ging ins Bad damals, weil ſich erſte Anzeichen von Übermüdung durch allzu intenſive Arbeit gezeigt hatten. Von der eigentlichen Krankheit aber war zur Zeit noch keine Rede. Gleichwohl enthält dieſes Büchlein bereits im Kern den ganzen Aufbau des philoſophiſchen Syſtems auf pſychophyſiſcher Grundlage.

Und zum Überfluß hat Fechner ſelber ſich auch noch klipp und klar zur Sache geäußert: er würde die Krankheit nicht überſtanden haben, wenn ihn nicht gerade dieſe vorher gewonnenen Welt-Ideen darin getröſtet hätten.

Als uralter Mann ſagt er das, ſechsunddreißig Jahre nach der Kriſis. — „Der Materialismus, dem ich als Student der Medizin, wie heute noch faſt jeder Student der Medizin, verfallen war, die Schellingſche Naturphiloſophie, die mich zuerſt mit einer ganzen Zeit darüber hinausführte, um freilich die Zeit nachmals nur um ſo tiefer darein zurückſinken zu laſſen, konnten mir wohl fruchten, die Erkenntnis von Ungenügendem zu Genügenderem fortzuleiten; aber wie ſie an ſich ſelbſt zuletzt das Denken unbefriedigt gelaſſen, hätten ſie mir auch keine Frucht für das Leben getragen, als das Bedürfnis an dasſelbe herantrat, eine Stütze, die kein Wiſſen um Nahes und Gegenwärtiges und kein Verlaſſen darauf bot, darüber hinaus zu ſuchen . . . . . Und wäre nicht der finſterſten und ſcheinbar hoffnungsloſeſten Zeit meines Lebens der erſte Anbruch der Tagesanſicht in den Ideen des „Büchleins vom Leben nach dem Tode“ ſchon vorausgegangen, ... ſo hätte ich jene Zeit nicht ausgehalten.“

Dieſe ſchlichten Worte ſtellen aber nicht nur den geſchichtlichen Sachverhalt einfach klar, ſondern ſie deuten auch die Linie an, wo die Krankheitszeit wirklich eingegriffen hat.

Der grübelnde Gedanke hatte im Laufe der dreißiger Jahre jene ganzen Staffeln zurückgelegt von den Grund-

theſen der modernen Naturforſchung bis zur All-Seele und zur individuellen Unſterblichkeit im pſychophyſiſchen Sinne.

Jetzt ſetzte wirklich die Krankheit ein.

Lange, öde Jahre hindurch ſah Fechner ſich von jeder Möglichkeit abgeſchnitten, ſeine äußeren wiſſenſchaftlichen Forſchungen weiter zu führen. Alles gleichſam konzentrierte ſich auf ſein Innenleben.

Was er vorher mit dem kühnen Mute des Naturforſchers, der ſein Denken allezeit ſicher im Zügel hält, aber gerade deshalb ſich auch etwas erlauben darf, erſonnen, was er als Miſes bis ins Paradoxeſte verfolgt mit dem ſorgloſen Sichgehenlaſſen des freien Logikers, — das mußte jetzt eine ſchwere Probe der Praxis beſtehen.

Konnten ſolche Hypotheſen wie die von der Welt-Seele, wie die von der künftigen Exiſtenz des Individuums in der raffinierten Form, die ihnen der Skeptiker als letzte Möglichkeit gelaſſen, wirklich Troſt geben im äußerſten Zuſammenbruch eines Menſchenlebens?

Fechner war, als die Krankheit ihn verließ, als auch jene letzte Kriſis von Größenwahn als pathologiſches Moment überwunden und die ganze Kraft des Denkens unzweifelhaft wieder erworben war, vollkommen überzeugt, daß die Probe gelungen ſei.

Wenn er jetzt mit ſeinen Ideen in raſcher Folge, in ſorgſamſter Behandlung wie mit einer Lebensarbeit hervortritt und alle Welt auf einmal bloß noch hierfür zu intereſſieren ſucht, ſo iſt darin das ganz Veränderte ſeiner inneren Auffaſſung gezeichnet.

Es handelt ſich ihm nicht mehr bloß um Hypotheſen, ſondern um Ideen, die der Menſchheit Troſt geben können.

Die Menſchheit des neunzehnten Jahrhunderts brauchte nicht nur Forſchung, nicht nur nackte wiſſenſchaftliche Thatſachen.

Sie brauchte eine Stimmungsfarbe zu alledem: ſie brauchte Optimismus.

Das ist der flammende Grundgedanke, der fortan Fechners Bücher beseelt. Nicht aus einfachen Erkenntnisgründen suchte er seiner Seelenhypothese Bahn zu brechen. Sie war ihm jetzt nur ein Glied in der optimistischen Gesamtauffassung der Dinge, die ihm als eine einfache Forderung des praktischen Lebensbedürfnisses über alle anderen Fragen hoch emporragte.

In den Tagen der marterndsten eigenen Seelenqual war ihm endgültig der Stimmungswert aufgegangen, der seine Lehre vom Materialismus schied. Von gleichem Boden aus erwachsend, kamen sie doch zu den größten Gegensätzen für das Gemütsleben. An jener subtilen Scheide, ob der psychophysische Parallelismus auf ein paar Gehirne beschränkt bleibe oder allen Systemen in der mechanischen Welt zukomme, — auf dieser winzigen logischen Messersschneide trennten sich in der That Welten. Hier eine Denkrichtung, die schonungslos in den Pessimismus schleuderte. Und hier Fechnerischer Aufstieg zum Optimismus.

Und sollte die Menschheit jenes subtile Brücklein nicht allgemein finden können? Sollte es so unmöglich sein, diese paar schlichten Grundlinien durchzudrücken im allgemeinen Denken, um den Preis, daß eine lichte, freudige, optimistische Ansicht, eine wahre „Tagesansicht" an die Stelle der hoffnungslosen materialistischen Nachtansicht trete?

Als Grübler war Fechner in die Krankheit eingetreten. Als Apostel ging er aus ihr hervor.

Das feinste, reichste, liebenswürdigste Buch, das im ersten Morgenrotzauber dieser thatfreudigen Genesungsstimmung entstanden ist, ist „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen".

Noch heute ist es Fechners harmonischstes, anschaulichstes Buch.

Populär kann man auch hier nicht sagen.

Es ist ein schweres Gedankenwerk unter einer graziösen Hülle. Nach einigen Seiten fällt die bunte Hülle ab und

man muß im reinen Gedanken weiter, wenn man kann, — für andere ist's nicht.

Das Buch hat stofflich eine Stimmungsursache. Dem Blinden, dem das Auge jahrelang bloß ein Folterwerkzeug gewesen, hatte sich jäh die Welt wieder geöffnet mit all ihrem Farbenzauber. Stundenlang, so wird erzählt, saß er wie in traumverlorener Seligkeit vor einem bunt gestickten Kissen, einem prangenden Georginenbeet. Einen Hymnus auf die Farben hätte er schreiben mögen. Aber die Farbe führte auf die Blüte. Das Märchen einer Hyacinthenblüte lockte. Aber Märchen ...? Er hatte mehr in die Hyacinthe hineinzulegen als Märchen. Das Hyacinthen-Märchen wuchs ihm unter der Hand aus einer Stimmungssache zur ersten Apostelschrift seiner neuen Lehre, seiner Tagesansicht selbst.

Das Beispiel war ein vorzügliches. Die Pflanze war thatsächlich das Grenzobjekt für die gewöhnliche, alte Annahme von seelischen Parallelen in der Welt. Der Mensch zeigte solche Parallele unbestritten. Beim Tiere gab die exakte Forschung sie oben bestimmt, unten wenigstens noch vermutungsweise zu. Bei der Pflanze begann zum erstenmal das ganz strittige Gebiet.

Immerhin war aber auch da noch Grenzboden. Die Pflanze war unbestritten noch ein lebendiges Wesen. Es ließ sich immer auch noch eine streng naturwissenschaftliche Richtung finden, die wenigstens damit liebäugelte, alles Lebendige in Bausch und Bogen mit Empfindung, mit Seele im weitesten Sinne zu denken.

In der Zeit seither ist unter dem Einfluß der Darwinschen, besonders aber der Haeckelschen Richtung nach dieser Seite sogar ein steter Fortschritt zu verzeichnen.

Heute, wo wir die Pflanzen ihrem Ursprunge nach von einzelligen Urwesen parallel zu den Tieren herleiten, — von diesen Urwesen aber wissen, daß sie Empfindungserscheinungen von durch und durch seelischem Anschein äußern, — heute

ſind wir eher geneigt, zu grübeln, warum die Pflanzenzellen ihre ſeeliſchen Äußerungen ſo ſtark wieder eingeſtellt und beſchränkt haben, als die „Pflanzen-Seele“ ſelbſt zu leugnen. Haeckel ſchreibt in ſeinem Buche über die „Welträtſel“ den Pflanzen ohne weiteres ein „pſychophyſiſches“ Verhalten zu (Seite 183 der vierten Auflage von 1900), ohne daß er etwa von Fechners Ideen dabei ausginge; er glaubt daran als empiriſche Thatſache ſo gut wie bei Tieren und Menſchen.

Fechner ſelbſt gruppiert nun in ſeinem Buche auch alle Sachgründe nach dieſer Seite, ſo weit ſie damals ſchon ſichtbar waren, äußerſt geſchickt. Der Leſer wird ſo ſchon vom alten Boden her gleichſam präpariert, alles zuzugeben. Dann aber kommt der allgemeine Beweis im Sinne, wie er oben angeführt iſt. Auch wenn wir gar keine unmittelbaren Sachgründe für die Pflanzen-Seele hätten, *müßten* wir auf ſie ſchließen, da die Pflanzen geſchloſſene Syſteme nach der mechaniſchen Seite ſind.

Auch wer von Fechners Spekulation gar nichts hält, wird zugeben müſſen, daß die juriſtiſche Dialektik der Beweisführung eine glänzende iſt. Eine Fülle von Exkurſen zur Technik wiſſenſchaftlichen Schließens und zur Methodologie der Forſchung überhaupt wird er in ihrem Werte achten müſſen, auch wenn er die ganze Sache, um die es ſich handelt, ſo radikal ablehnt, wie nur möglich. Erſt die ſo viel ſpätere „Pſychophyſik“ hat die Fachgenoſſen allgemein zu jener Anerkennung gezwungen, daß Fechner zu den grundlegenden Führern in der Methode wiſſenſchaftlichen Schließens gehört, — ein Ruhm, der ihm heute ſicher iſt. Wer ſich aber die Mühe giebt, bis zu „Nanna“ zurückzublättern, findet dieſen ganzen Fechner thatſächlich auch hier ſchon, — bloß daß das Terrain die Zeitgenoſſen abgeſchreckt hat.

In „Nanna“ rechnete Fechner ſchon ſcharf mit der Zellen-Theorie. Er war ſich ſchon ausgeſprochen des Ein-

wurfs bewußt, der später öfter gegen ihn wie ein nachträglicher erhoben worden ist: daß die Pflanze wohl eine Psyche in jeder einzelnen Zelle haben könne, daß aber die Gesamtpflanze nur eine lose Zell-Genossenschaft sei, der man doch nicht etwa eine „Genossenschafts-Seele" zuschreiben könne. Gerade solche Genossenschafts-, solche Staats-Seele war ja aber, was Fechner ausdrücklich suchte, — als Analogie zu dem einheitlichen Ich-Bewußtsein des Menschen, dem doch körperlich ebenfalls eine Genossenschaft von Milliarden Gehirnzellen entsprach. Erst Jahre später haben Vogt und (viel klarer) Haeckel im Tierreich jene wundersamen Quallenstaaten (Siphonophoren) beschrieben, bei denen nicht nur einzelne Zellen, sondern hunderte ganzer vielzelliger Quallenindividuen ein neues, höheres Individuum bilden, eine „Staatsqualle", und das mit derartig sichtbaren Gemeinschaftshandlungen, daß der Begriff einer Genossenschafts-Seele, einer Staats-Seele hier nicht naturphilosophisch, sondern ganz real zoologisch diskutabel geworden, ja vielfach anstandslos wie etwas Selbstverständliches von exaktesten Sachforschern anerkannt worden ist. Ich will nicht verfehlen hinzuzusetzen, daß überhaupt Haeckels lichtvolle Individualitätenlehre sich in höchst merkwürdiger Weise mit Fechnerschen Ideen berührt, — nicht bloß hier allein. Schon Eduard von Hartmann hat das mit großem Recht vor Jahren betont. Fechner selbst hat aber meines Wissens nie dazu Stellung genommen. Mag sein, daß er, wie so viele, Haeckels wahres Lebensbuch, die „Generelle Morphologie" von 1866, gar nicht in die Hand bekommen hat. Als er sich zum Darwinismus äußerte, scheint er nur die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" gelesen zu haben, in der jene Lehre naturgemäß hinter dem eigentlich darwinistischen Material zurücktritt.

Auf „Nanna" folgte „Zend-Aveſta."

Zu diesem Buche ist von allen Werken Fechners am schwierigsten Stellung zu nehmen.

Er ſelbſt hielt es für ſein naturphiloſophiſches Hauptwerk. Und das iſt es auch in Umfang und Anlage. Es rechnet mit einem Leſer, der „Nanna“ als erſten Vorſtoß kennt und nun weiter mitzugehen beſchloſſen hat. Im Kern dann auch hier zwei klarſte Linien.

Zuerſt der große Sprung mit der ſeeliſchen Parallele bis ins Anorganiſche. Es wird das ſchärfſte Muſter eines geſchloſſenen anorganiſchen Körperſyſtems vorgenommen: der Planet. Die ganze Erde. Im Sinne der Theorie muß auch ſie eine pſychiſche Einheit als Parallele haben: den Erdgeiſt. Das Beiſpiel iſt logiſch in der Linie der Grundidee, aber von einer furchtbaren, ſchwindelnden Kühnheit zugleich.

Und doch muß es für Fechner gewagt werden. Denn nur ſo gewinnt er das Sprungbrett für ſeine entſcheidendſten Ideen, — die die Nachtanſicht des Materialismus endlich aus den Angeln heben.

Die Idee, daß auch ein ſo rein anorganiſcher, mechaniſcher, „toter“ Komplex von Dingen, wie es die nachgelaſſenen Wirkungen eines Verſtorbenen ſind, pſychophyſiſch den Träger einer ſeeliſchen Einheit darſtellen könne, die als Fortſetzung unſerer bewußten menſchlichen Individualität gelten könne.

Und daneben für jene andere Idee von immerhin auch größter Tragweite: — daß der koloſſale Mechanismus des ganzen Alls, Lebendes und Totes alles in einem, Menſchen, Planeten, Sonnen, Nebelflecke eine Geſamt-Parallele mit Seeleneinheit haben könne: die All-Seele.

So weit der Verſuch gemacht wird, auch dieſe verwegenſten Dinge dialektiſch klar darzuſtellen und durch Analogieſchlüſſe wahrſcheinlich zu machen, — ſo weit iſt auch „Zend-Aveſta“ ein glanzvolles, ein echt Fechneriſch geiſtſprudelndes Buch. Etwa die Hälfte der drei Bände zählt rund hierher. „Zend-Aveſta“ enthält ſogar ſtellenweiſe direkt wiſſenſchaftliche Exkurſe von höchſtem Wert, — wie denn der

ganze Grundgedanke der vielgefeierten späteren wissenschaftlichen „Psychophysik“ Fechners hier schon klar gegeben ist.

Auf der anderen Seite mischen sich aber in dieses Werk Faktoren, die ich in gewissem Sinne als unberechenbar bezeichnen möchte. Persönliche Imponderabilien, muß ich für meinen Geschmack sagen. Zum erstenmal wirklich aufdringlich taucht hier in einer ernsten philosophischen Denkarbeit Fechners jene Identifizierung auf, die ich oben schon einmal gestreift habe. Seine seelische All-Parallele erscheint ihm als die endgültige Eroberung des uralt-heiligen Begriffes „Gott“ vom naturwissenschaftlichen Boden aus. Und das bringt ihn in eine Art von Taumel.

Alle Gefühle seiner Jugend, endlos lange zurückgedämmt, brechen die Schleusen, freigegeben vom logischen Gedanken. Heim zu Gott! Er darf heim zu Gott! Das ganze Glücksgefühl, überhaupt eine optimistische Weltanschauung zurückerrungen zu haben, mischt sich hinein. Ich meine, es mischen sich, wenn schon gedämpft, doch auch pathologische Rückstände hier noch mit ein, eine Fieberhitze, die kein späteres Werk Fechners auch nur annähernd mehr so verrät. Auch später war der alternde, ruhige Denker nicht verlegen um das Wort „Gott“. Er meinte in der That, zu ihm wieder einen Sinn gefunden zu haben. Aber so kommt das in „Zend-Avesta“ nicht. Hier bricht eine Sturzwelle los. Hymnen, die poetisch sein müßten, Verse sein müßten, um zu wirken. Zu der Prosa der Beweise, der feinen philosophischen Dialektik bilden sie mißliche Längen, stehen ungelenk, fallen aus Stil und Stimmung, obwohl sie ganz Stimmung sein möchten. Und alles im Zeichen des mißverständlichsten der Worte: — „Gott“.

Ich denke mir, diese Partieen haben dem Buche geschadet und haben Fechner im ganzen geschadet. Das Jahrhundert wollte schon an die logischen Schlüsse seiner Art nicht heran. Diese Ekstase, die doch nur Stimmungswert

aus der Seele des Schließenden selber uferlos über den Leser goß, stieß es vollends zurück. Novalis hätte das wohl wirklich in Versen gegeben. Auch Fechner hat in seinem Leben einzelne nicht sehr künstlerisch bedeutende, aber doch wenigstens tiefe Verse gemacht; immerhin lag seine Stärke nicht auf dieser Seite. „Hymnen der Nacht" in Prosa schreiben konnte er auf keinen Fall.

So hat „Zend-Avesta" einen Januskopf.

Der alternde Fechner, hinter dem das Buch wieder bergetief lag, gab rund zu, es sei zu weitschweifig. Die Ideen aber hielt er aufrecht; es sei eben doch sein Hauptbuch, meinte er, trotz alledem. Und das schwerste Geschütz seiner Beweisführung steckt auch darin, das ist sicher. Man muß nur diesmal zwischen Ranken danach suchen, mit einem Stoßseufzer nach der Schere.

Doch wie das nun sei — heraus waren die neuen Ideen jetzt. Wer sich die Mühe gab, der Logik zu folgen und über gewisse Fallschlingenworte, wie „Gott", nicht zu stolpern, der konnte in die „Tagesansicht" hinein.

Fechner selbst glaubte an eine große Anregung.

Und die Antwort war — wir stehen in der Mitte rund des Jahrhunderts — ein großes Schweigen.

Planeten-Geister, Pflanzen-Seelen, All-Seele, psychophysische Parallele über den Tod hinaus, — „dem rabbelt's, schoint's."

Dabei ist es im wesentlichen geblieben bis auf diesen Tag, — bis auf die Symptome, von denen ich ausgegangen bin.

Besonders der „Erdgeist", der doch nur ein Beispiel im ganzen System war, wurde hier und da Zielscheibe des direkten Spottes. Fechner sei bis auf die alten Astralgeister der Araber zurückgesunken und zu Keplers spaßhaftem „Erdentier". Schleiden, der Begründer der Zellen-Theorie, vermöbelte die „Pflanzen-Seele" als Gipfel unwissenschaftlicher

Denkweiſe. Fechner antwortete zwar ſofort mit einer witzigen Schrift im Miſes-Stile. Man merkt, wie gern er antwortete. Noch ein paar ſolcher Angriffe mit Repliken, dachte er, und die Sache iſt durch fruchtbare Debatte in Fluß. Aber ſelbſt das ſollte ſich nicht erfüllen.

Man hat das Gefühl, daß ſich niemand überhaupt mehr die Mühe gab zu widerlegen. Die Bücher wurden mit einer kalten Unerbittlichkeit totgeſchwiegen. Schon die junge Generation der ſechziger Jahre kannte ſie gar nicht mehr. „Nanna" ſpukte noch etwan als hübſcher Titel herum. Bis in der Komödie der Dinge ſogar dieſes Wort durch Zolas „Nana" fatal abgelöſt wurde.

In einem gewiſſen berechtigten Sinne könnte eine Studie über Fechner den Naturphiloſophen hier einfach ſchließen, — in den fünfziger Jahren und ohne Rückſicht auf die ganze zweite Jahrhunderthälfte.

Es gehört aber zu den Wunderfügungen dieſes Lebens, daß es ſelber nochmals faſt vierzig Jahre weiterdauern und nunmehr gerade den höchſten Triumph noch erringen ſollte, den die naturphiloſophiſche Abſchwenkung inmitten ſolcher Skepſis der Zeit ſcheinbar für immer verwehrt hatte, — den Ruhm der entſcheidendſten fachwiſſenſchaftlichen Meiſterthat.

Das muß wenigſtens biographiſch noch knapp berührt werden.

Für Fechner ſelbſt war das Schickſal ſeiner herzenswärmſten Bücher, die er als kaum Geneſender hinausgeſandt, damit ſie alle Welt ſo eilig wie möglich mit dem Heilmittel, das ihm geholfen, verſorgen möchten, zwar nicht belanglos, aber es raubte ihm an ſeinen Überzeugungen ſelbſt auch nicht ein Titelchen. Wenn die Menſchen jetzt ſeinen Troſt nicht brauchten, ſo hatte er eben auf Reſerve gearbeitet. Sie würden ſchon kommen. Einſtweilen hatte er Zeit, am Unterbau ſelbſt herumzufeilen.

Die „Langeweile" regte ſich.

Mochte die Welt ihn einen verlorenen Sohn der Forſchung, einen „Naturphiloſophen“ ſchelten. Was die furchtbare Geiſteslähmung der Krankheitstage nicht hatte zu ſtande bringen können, das ſollte die Mißgunſt der Welt jetzt gewiß nicht leiſten: ihn daran zu hindern, über alle ſeine freie Spekulation weg in die ſtrengſte Wiſſenſchaft zurückzukehren, — wenn auch fortan weſentlich nur an ſolche Punkte dieſer Wiſſenſchaft, die eben jener Spekulation zum Ausgangspunkt dienten.

Und das Unerwartetſte geſchah wirklich.

In dem Jahrzehnt nach „Zend-Aveſta“ hat Fechner gerade auf unbeſtritten wiſſenſchaftlichem Gebiete den höchſten Triumph ſeines ganzen Lebens gefeiert.

Lange vorbereitet erſchienen mit dem Anfang der ſechziger Jahre ſeine „Elemente der Pſychophyſik“.

Das große, zweibändige Werk, zu dem Fechner ſpäter in Ermangelung einer zweiten Auflage noch zwei Bände Nachträge und Reviſionen gefügt hat, gehört zu den Klaſſikern naturwiſſenſchaftlicher Sachforſchung im neunzehnten Jahrhundert, und es gehört dazu nach dem Urteil gerade der Leute, denen Fechners Naturphiloſophie nicht höher ſteht als ein kleiner Champagnerrauſch, den ſich ein großer Phyſiker einmal auf ein Stündchen der Laune angetrunken hatte.

Der Titel weiſt ja freilich auf den alten Grundpunkt, von dem der ganze frühere Flug ſeinen Ausgang genommen. Aber wenn der Naturphiloſoph von ſeinem erſten Beiſpiel, dem lebenden Menſchenhirn mit ſeinem pſychophyſiſchen Parallelismus, aus zur Pflanzen-Seele, Planeten-Seele, All-Seele und Ewigkeits-Seele flog, — ſo bleibt er diesmal hübſch daheim. Im Gehirn ſelber ſiedelt er ſich beſcheiden an. Hier verſucht er durch feinſte Experimente im ganz Realen der Dinge dem alten Begriff des Pſychophyſiſchen ein ſchärferes Geſicht zu geben. In das Arabeskenwerk der „Parallele“ ſucht er einzudringen mit Meſſen und Zählen.

Und ihm glückt dabei, wie immer nun die Resultate im einzelnen schon sein mögen, der Forschung wirklich, wie ich sagte, ein ganz neues Gebiet zu erschließen: die Experimental-Psychologie.

Und diesmal staunte die Welt.

Dieser unheimliche Leipziger Professor war doch mit dem „Rabbeln" allein nicht abzuthun. Das war ja Grundarbeit der exaktesten Forschung.

Faust, der in der Walpurgisnacht mit nackten Hexen und Dryaden geschwärmt, war im Alter praktischer Baumeister geworden und hatte dem Meere des Unbekannten ein prächtiges Stück Land abgetrotzt.

Dem alten Weisen über seiner Kaffeetasse im Leipziger Rosenthal saß freilich auch bei diesen ganzen Bänden der Mises-Teufel fidel im Nacken.

Was war das alles, was er da gab, in jeder Zeile anderes, als eigentlich doch nur das erste, grundlegende Kapitel seiner Lebenslehre! Allerdings dieses Kapitel in einem Umfang der Begründung, daß ein Menschenleben kaum reichte für diesen ersten Teil. Aber jedes Fäserchen geladen mit dem ganzen philosophischen Zündstoff. Ein leisester schwacher Moment, und der skeptische Experimental-Psychologe, der hier ruhig als auf meerbefreitem Lande Posten gefaßt für seine Ziffern und Instrumente, flog dahin in die blaue Welt der Dryaden, Oreaden und sonstigen fechnerisch-naturphilosophischen Hexen, genau so, wie Faustus in jungen Jahren selber dahin geflogen war.

Der Alte lachte sich ins Fäustchen, ob es denn nicht endlich einer merke. Aber es merkte es wirklich niemand.

Jede Zeit hat ihre Mimikry, auf die sie hereinfällt. Der Naturphilosoph im Gewande der Experimental-Psychologie passierte frei und erhielt einen Ehrenplatz in demselben Saal, aus dem man ihn vorher in Nacht und Nebel wie einen unsauberen Gast abgestoßen.

Baut nur ruhig hier weiter, — so hab ich euch schon ganz und gar, meinte Fechner.

Selbst mitgearbeitet an jenem fachwissenschaftlichen Weiterbau hat er in der Folge noch an zwei fest umschriebenen Stellen.

Zunächst fesselte ihn der seit Anfang der sechziger Jahre rapid aufblühende Darwinismus.

Die Idee einer naturgesetzlichen Weltentwickelung war ihm an und für sich vollkommen sympathisch. Er sah auch, einmal durch Darwin und Haeckel auf die einschlägigen Thatsachen aufmerksam gemacht, keinen Grund, die Pflanzen- und Tierwelt bis zum Menschen herauf von dieser Entwickelung auszunehmen.

Was er für sein Teil bloß nach Kräften durchzudrücken versuchte, das war eine optimistische Auffassung auch dieser Entwickelung im Gegensatz zur pessimistischen.

Der Wunsch wurde ihm durch eine zweite Zeitströmung noch verstärkt, die von einem gewissen Punkte aber merkwürdigerweise dem Darwinismus im neunzehnten Jahrhundert parallel läuft und in einzelnen Vertretern geradezu mit ihm verschwimmt: der ausgesprochen pessimistischen Bewegung, die zuerst an Schopenhauer und dann noch viel nachdrücklicher an Eduard von Hartmann sich anschloß. Hartmann insbesondere hat Fechner zu einer Art Generalrevision seines ganzen optimistischen Rüstzeugs veranlaßt.

Die Entwickelungslehre erschien ihm, richtig verstanden, als eine neue Waffe *gegen* den Pessimismus. Aber auf das „richtig verstanden" kam dann ein Nachdruck. So schien ihm der Gebrauch dieser Waffe doch erst noch ein Feilen und Aufputzen nötig zu machen. Dieses Feilen hat ihm selber aber wieder den Vorwurf zugezogen, als sei er ein Gegner des Darwinismus und schließlich haben ihn gerade pessimistische Darwinisten dazu gestempelt.

Entwickelung ist ja, wer will das anfechten, ein durch

und durch peſſimiſtiſches Wort, ſobald man jenen Seifenblaſen-Begriff unterſchiebt, wie er oben gekennzeichnet iſt.

Iſt die Welt im ganzen eine ſinnloſe Seifenblaſe, ſo iſt auch alles, was zeitweiſe in ihr als „Entwickelung“ erſcheint, bloß der Weg eines in ſich ſinnloſen Schnörkels.

Optimiſtiſch dagegen kann die Entwickelung nur gefaßt werden als ein allgemeines „Empor“.

Die Linie dieſes „Empor“ ſah nun Fechner an ſich noch keineswegs bedroht durch irgend welchen weiteren Nachweis reiner Naturgeſetze der Entwickelung im Darwiniſtiſchen Sinne, — im Gegenteil.

Das Naturgeſetzliche war ja eben das Weltprinzip, in dem der „Sinn“ der Welt ſteckte.

Gerade bei dieſer Gelegenheit hat Fechner ſein Verhältnis zur Teleologie noch einmal vollkommen klar dargelegt. Die Zuchtwahllehre machte ſcheinbar einen Angriff auf jede Teleologie. In Wahrheit berührte ſie nur die alte, allerdings beſonders in der chriſtlichen Philoſophie gehätſchelte Teleologie, die noch beſondere Zweckprinzipien neben den Naturgeſetzen annahm. Nicht aber Fechners Teleologie.

Sie konnte, wenn ſonſt die Sachbeweiſe ſtimmten und die Zuchtwahl-Theorie wirklich der einzige Ausdruck des naturgeſetzlichen Weges zur Entwickelung war (Fechner erlaubte ſich da noch ſeparat einige Zweifel), rein theoretiſch auch vollkommen mit der Zuchtwahl gehen und doch ihren Charakter wahren.

Fechners Teleologie nimmt ja als ſachliche Grundlage ſtets und nur die naturgeſetzliche Auseinanderfolge der Dinge an, ſei ſie im Wege nun, wie ſie ſei. Das Kauſalprinzip, ſagt er, unterſcheidet ſich vom teleologiſchen Prinzip in ſeinem Sinne nur dadurch, daß bei erſterem der Nachdruck auf dem Grunde, bei letzterem auf dem Ziel derſelben geſetzlichen Auseinanderfolge liegt.

Immerhin glaubte aber Fechner über dieſes Ziel rein

aus der Auseinanderfolge ſelbſt, ſo weit ſie in der Natur empiriſch uns vor Augen ſteht, doch ſchon gewiſſe Schlüſſe ziehen zu können und zwar im Gegenſatz zum peſſimiſtiſchen Flügel des Darwinismus weſentlich optimiſtiſche.

In allem, was wir direkt von Pſyche kennen, finden wir den Drang nach Glückſeligkeit, nach „Luſt“.

In allem, was wir mechaniſche Welt nennen, was als Ergebnis der ewig waltenden Naturgeſetze uns im ſichtbaren All vor Augen ſteht, zeigt ſich gleichermaßen ein unabläſſiges Hinneigen zu oder, rein kauſal geſprochen, Reſultieren von annähernd harmoniſchen Verhältniſſen. Wir brauchen nur an unſer Planetenſyſtem im Sinne eines geſchichtlichen Entwickelungsproduktes zu denken, um das ſchärfſte Beiſpiel zu ſehen. Sollte da nicht wieder einmal die Parallele ſichtbar werden? Hier Drang nach Luſt, dort Naturgeſetze, deren Reſultat mechaniſche Harmonien ſind. Freilich muß der Gedanke noch erweitert werden, wenn er auf die wahre Welt paſſen ſoll. Die mechaniſchen Harmonien, die wir kennen, ſind alle nicht abſolut. Wären ſie es, ſo gäbe es keine Entwickelung mehr. Die Entwickelung bedingt, daß immer wieder kleinere Harmonien zeitweiſe zerbrechen, um in höhere ſich einzuordnen.

Denken wir uns, ein ſtärkerer Fixſtern als unſere Sonne nahte unſerem ſo ſchön harmoniſchen Planetenſyſtem. Der erſte Erfolg wäre Disharmonie bei uns, Disharmonie, die vielleicht in langen Zeiträumen zu furchtbaren Kataſtrophen führte. Aber allmählich müßte doch im Banne der Gravitation und Schwungkraft wiederum eine Ordnung eintreten, und zwar eine höhere, da das neue Zentrum gewaltiger wäre, ein Plus in das frühere brächte. Alſo wäre mechaniſche Zerſtörung nur der Weg zu höherer mechaniſcher Harmonie.

Aber findet nicht auch das eine geradezu aufdringliche Analogie im Gebiet der pſychiſchen Luſt- und Unluſtgefühle? Der Weg von Luſt zu geſteigerter Luſt geht durch den Schmerz.

Im Kunstwerk weiß jeder, wie die Dissonanz ein Mittel zur höheren Wirkung des Reinen, Gelösten, Lustvollen wird. Im Leben sprechen tausend Erfahrungen dafür, daß es ebenso ist, sobald man nur den rechten hohen Standpunkt dazu findet.

Und wenn nun, in Fechners Sinne, allem Mechanischen ein Psychisches entspricht? Ist nicht dann der mechanische Weltprozeß, der durch tausend und abertausend scheinbare Zerstörungen doch immerfort zu höheren, größeren Harmonien führt, ein Beweis, daß, ob auch unter tausend und abertausend Schmerzen, doch auch die Weltpsyche sich zu immer erweiterten, immer intensiveren Glückszuständen aufwärts kämpft? So wäre der Optimismus eingefügt in das große Naturschauspiel mechanischer Entwickelung, wie es gerade die moderne Darwinistische Naturforschung so imposant vor uns aufgebaut hat.

Solche und ähnliche Gedankengänge zeigen ungefähr die Linie, in der Fechner weiter wollte.

Die engere Begründung seines mechanischen Weltentwickelungsgesetzes in seinen leider ganz aphoristischen Studien über „Tendenz zur Stabilität" ist bis heute weder von anderen klar aufgegriffen, noch ausgebaut worden. Bei längerem Leben wäre er wahrscheinlich gerade der Mann gewesen, um physikalisch sowohl wie logisch den ganzen Entwickelungsbegriff überhaupt erst einmal in seinen Grundlagen ordentlich zu klären. Er war aber schon zu alt, als diese Probleme ihn zu fesseln begannen, und fühlte sich selbst den mathematischen, astronomischen und biologischen Vorarbeiten nicht mehr gewachsen. So liegt hier ein unerfülltes Testament für die Folge, das eine systematische Behandlung auch ohne Eingehen auf Fechners übrige Naturphilosophie zuläßt. Wer wird es aufgreifen?

Waren aber nun diese Entwickelungsstudien mehr von außen, durch eine Zeitströmung, angeregt, so wuchs eine zweite Arbeit ihm ganz aus der „Psychophysik" im Innerlichsten

heraus, ja sie bildete eigentlich nur einen weiteren Teil zu dieser. Allerdings einmal wieder den überraschendsten.

Aus der experimentellen Psychologie als Ganzem zog Fechner plötzlich als Unterkapitel die experimentelle Ästhetik.

Eine „Vorschule der Ästhetik" nannte er das Buch, das er gab, mit Bedacht.

Es war das Werk eines Fünfundsiebzigjährigen. Die furchtbare Krisis der vierziger Jahre schien dieses wunderbare Denkergehirn so gestählt zu haben, daß es jetzt bis übers biblische Alter hinaus ohne jede leiseste Schwächung arbeitete.

In keinem zweiten Buche Fechners offenbart sich so der innere Reichtum seiner Natur. Hatte das eigene ästhetische Schaffen es auch nicht über ein paar mäßige Anläufe gebracht, so kam jetzt doch wieder die ganze Novalis-Seite in ihm wenigstens für die ästhetische Kennerschaft heraus. An seinen Schätzen werden sich noch Generationen nähren.

Aber seltsames Verhängnis! Auch dieses tiefe, gewaltige Alterswerk des unermüdlich strebenden Faustus vom Rosenthal wurde so gründlich mißverstanden wie nur irgend eines seiner früheren Werke. Mißverstanden bloß jetzt vom genau umgekehrten Standpunkte her.

Seit Fechner die „Elemente der Psychophysik" geschrieben — es lagen schon wieder sechzehn Jahre dazwischen — herrschte sein Ruf als Meister des „Exakten" geradezu aufdringlich. Die naturphilosophischen Sachen waren jetzt absolut vergessene Jugendträume. In Laienkreisen und selbst in Philosophenkreisen galt Fechner als der Mann, der der Seelenfrage mit winzigen, kniffeligen Experimentchen und allerlei subtiler, schwer verständlicher Mathematik eng und enger auf den Leib rückte.

Er, so dachte man sich ihn, saß in seiner Klause, umtastete und umdeutelte die feinste Grenze des Psychischen und Physischen, suchte sich mit dem Maßstock einzuwühlen in die „Seele", konstruierte auf gewissen Intensitäten des psycho-

physischen Prozesses eine „Bewußtseinsschwelle“ und spann dabei dieses Bewußtsein in ein solches raffiniertes Netz kleiner, aber zäher Gesetze ein, daß es schließlich über seiner angesetzten Schwelle heraufstanzen mußte nach dem Willen des Meisters, wie das Zucken des Froschschenkels in Voltas berühmtem Experiment.

Da man sich die exakte Naturforschung eine Zeitlang aber in weiten Kreisen überhaupt nicht mehr anders vorstellen konnte als stockmaterialistisch-vogtisch, so stand Fechner schließlich obenan als verwegenster Materialist in der Psychologie.

Und nun kommt dieser Mann eines Tages und vermißt sich, auch die ganze Ästhetik von unten zu reformieren.

Er geht statt von der Idee des Schönen, vom Natur- und Kunstschönen, vom Erhabenen, von all den großen Goldbegriffen der ästhetischen Oberwelt auch hier vom Schlichtesten, Winzigsten, sozusagen wirklich vom zuckenden Froschschenkel aus. Bei Lust und Unlust setzt er ein, und nun läuft's auch hier in psychophysische Gesetze. Auch hier wird eine ästhetische Schwelle konstruiert. Dann giebt's da Prinzipien der ästhetischen Steigerung, der einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen, der Widerspruchslosigkeit, der Klarheit, der ästhetischen Assoziation und so weiter. Auch hier wird eine Experimental-Ästhetik gefordert und eingeleitet, die aber nicht mit dem Apollo von Belvedere oder der Sixtinischen Madonna experimentiert, sondern Statistik sucht, ob den Menschen ein Quadrat schlechter gefällt als ein mehr dem sogenannten mathematischen Verhältnis vom goldenen Schnitt angenähertes Rechteck, und ein Gesetz fordert, warum das so sein muß.

Apage Satanas, fort mit dem Seziermesser aus der Kunst! In stolzen Künstlerseelen bäumte sich etwas auf.

Unsere Werke, die aus der geheimsten Grundwurzel des Menschengeistes heraufströmen mit Siegergewalt, um der Menschheit eine strahlende Überwelt zu bauen: sie sollen auf ein paar banale Kitzelgesetze der Lust und Unlust zurückgehen!

Apage, hinaus mit dem trockenen Schleicher, der uns die Fülle der Gesichte stören will.

So war Faustus auf dem Punkte, als Famulus Wagner verhöhnt zu werden. Hatte er sich dafür dem Teufel der Naturphilosophie verschrieben!

Es ist wahr, die „Vorschule der Ästhetik" enthält nur eine vorsichtig beschränkte Anzahl naturphilosophischer Andeutungen. Die meisten so, daß die Generation der siebziger Jahre sie gar nicht mehr verstehen konnte. Fechner war eben auch hier wieder der konsequente Mann, der ganz genau zwischen exakter Forschung und Philosophie unterschied. Dieses ästhetische Buch war bloß ein breit ausgeführter Abschnitt seiner „Psychophysik". Gleich dieser also Material für exakte fachwissenschaftliche Untersuchungen. Die „Aperçus" hatten (darin hatte er wohl etwas gelernt) diesmal besonders scharfe Merkzeichen als solche, — weshalb sie jene Leser denn diesmal ganz unter den Tisch warfen. Der Schwerpunkt lag aber auf der Wissenschaft.

Und erst insofern diese Wissenschaft wieder unabhängig und im ganzen die Grundquader auch der Naturphilosophie war, schloß sich der ganze Ring auch dort hinüber.

Tiefer als Fechner konnte im Grunde ja wirklich niemand die Kunst, das Ästhetische im Menschen fassen.

In jeder Faser lebte auch in ihm die flammende Novalis-Überzeugung vom Urwerte der Kunst. Aber Novalis war in Fechner auch hier durch die Physik des neunzehnten Jahrhunderts gewandelt.

Er, der „Gott" fassen gelernt hatte als eine psychophysische Formel der Wissenschaft, brauchte sich auch nicht zu bangen, wenn der hohe Glaube, der die Welt aus ihren Angeln hebt mit der Kunst, bescheiden sich für eine bestimmte Betrachtungsweise einspannen ließ in schlichte wissenschaftliche Gesetze der Lust und Unlust. Rührte doch „Lust" wieder an Seligkeit, — und mit dem Worte Seligkeit

öffneten sich alle Himmel fortschreitender Entwickelung. Mit Fechner gerade war wenigstens dem Versuch nach die ästhetische Kultur wieder an das Weltgeheimnis geknüpft, — an die Welterlösung.

Aber das sah damals nun kein Mensch. Und am Erfolge mag Fechner selber schließlich gemerkt haben, daß es, wenn überhaupt noch einmal, jetzt hohe Zeit sei, seine proteische Natur endgültig wieder zu bewähren und seinen eigenen einseitig „exakten" Ruhm nochmals zu durchkreuzen mit einer rein naturphilosophischen Arbeit. Einer Generalbeichte, die, mochte die Zeit sie jetzt erst recht nicht verstehen, doch die Einheit dieses Denkerlebens wenigstens in sich herstellte.

Fast dreißig Jahre waren seit „Zend-Avesta" vergangen.

Da nimmt der fast Achtzigjährige noch einmal das Wort, um seine Weltanschauung der neuen Generation im ganzen darzulegen.

Es wurde diesmal ein kleines Buch, noch nicht dreihundert Seiten: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht."

Sicherlich ist seine Lehre hier in ihrer abgeklärtesten Gestalt. Die monotonen Rhythmen der Zend-Avesta-Sprache brausen nicht mehr auf den Leser ein. Alles atmet den Frieden eines großen, sonnenreichen Lebensabends.

Ohne Naturphilosophie, so klingt es durch alle diese Seiten, geht es einfach nicht. Der Materialismus, der Neo-Kantianismus, der orthodoxe Glaube, der Skeptizismus des Ignorabimus, — nichts hat euch geholfen. Warum versucht ihr es nicht noch einmal mit mir, mit meiner Welthypothese, die nicht ein kleinstes Titelchen aufgiebt vom Naturerkennen, die alle ihre Kraft nimmt aus den eisernen Gesetzen des Materiellen in der Welt, — und die doch über die Öde der „Nachtansicht" hinausführt in den großen, hellen Tag eines weltfreudigen Optimismus? . . .

„Im Leipziger Rosenthal auf einer Bank in der Nähe des Schweizerhäuschens" setzt das Buch ein. Der einsame Gast schaut träumend in die prangende Sommerlandschaft hinaus, Blumen duften, Schmetterlinge wiegen sich, Vögel singen.

Und der Träumende sagt sich, daß nach gangbarer Ansicht dieses ganze herrliche Bild nur in ein paar seelischen Gehirnparallelen so leben soll. Alles dazwischen ist seelenlose Naturkraft. Die geht von Mensch zu Mensch, von Blume zu Blume, von Stern zu Stern, in die Ewigkeit des Alls. Und gegen diesen unermeßlichen kalten entseelten Mechanismus stehen nur wie verlorene Flämmchen diese paar seelischen Parallelen. Auch sie nur für kürzeste Frist, dann erlischt jedes im Tode selber in den seelenlosen Mechanismus hinein. Hier eine ungeheuere Weltennacht, in der für sich nichts leuchtet, sondern nur Bewegungen eilen — und hier die paar lichtempfindenden Pünktchen des Augenblicks.

Das ist die Nachtansicht. Ein ewig schwarzer Nachtring, der ein paar helle Punkte umgreift und beständig die Absterbenden erobert.

Und doch bilden diese Lichtpünktchen selber feste Parallelen zu ebenfalls mechanischen Vorgängen gleich denen im großen Ring. Warum soll nicht dieser ungeheuere Ring auch seine eigene Strahlenkrone über sich selber haben? Unsere Seele mit Seele umfassen, wie er als Grundmechanismus unsere kleinen Gehirnmechanismen umfaßt? Geistige Kugelschalen uns umfassend immer eine hinter der anderen bis in die äußerste Sternenferne, bis ins ganze All, genau so, wie uns mechanische Systeme umfassen in alle diese Fernen hinein? Und jede Seelenschale alles wieder in sich erlebend, genießend, die nächste geistige Sphäre alle unsere Parallelen mit umfassend, und so fort, bis zum Kosmos, der alles umgreift! Und jedes Flämmchen, das bei uns scheinbar erlischt, nur einmündend in solche weitere Sphäre, wie unsere körper-

lichen Wirkungen ſich ja auch zu einem höheren mechaniſchen Syſtem über unſeren zerfallenden Leib fort ausgebaut haben.

Das iſt der erſte Takt. Die Tagesanſicht.

Nun ſofort ein zweites Bild. Der alte Fechner und ſeine alte Frau im Buchenwalde bei Saßnitz auf Rügen. Sie ſind nun ſo lange beiſammen geweſen und werden ſich nächſtens durch die Altersgrenze menſchlichen Lebens trennen müſſen. Vierzig Jahre in der Nachfolge der Tagesanſicht. Giebt dieſe Anſicht einem Menſchenleben in Herz und Geiſt wirklich Troſt? Ja, denn der ungeheuere Ring der Welt iſt ja mit ihr auf einmal hell. Licht ſchwimmt im Licht. Der ganze Menſch, ſeeliſch wie körperlich, denkend wie äſthetiſch, hat den wahren Weltanſchluß mit ihr wieder erreicht.

Dieſe erſten Abſchnitte des Buches ſind in der lyriſchen Stimmung das Vollendetſte, was Fechner je geſchrieben hat. Auch wer die Philoſophie nicht billigt, muß den Adel menſchlicher Bekenntnisgröße ſpüren, der darüber liegt. Das iſt Konzentration eines Menſchenlebens.

Mir ſelbſt hat eigentlich dieſe Stelle zuerſt Luſt gemacht, mich tiefer in Fechner einzuleſen. Ich habe eine inſtinktive Abneigung gegen Bücher, von denen ich wittere, daß ſie mich zu irgend etwas bekehren möchten. Sie liegen für mich in einer Geiſtesebene, auf die ich nicht gern eingehe. Um ſo größer iſt meine Liebhaberei für Bekenntnisſchriften. Ein neues Menſchenleben iſt immer eine ungeheuere Erfahrung, die man macht; eigentlich die größte von allen, die man machen kann.

Das Buch wahrt auch noch lange vortrefflich dieſen Bekenntniston, bis es, von einer beſtimmten Ecke, dem Schickſal aller Werke Fechners erliegt: ſich in regelloſe Exkurſe aufzulöſen.

Noch einmal erſcheint der ganze ſtufenweiſe Aufbau der Tagesphiloſophie, klar in den Linien wie eine Stufenpyramide.

Die Synechologieen. Seelen als etwas Zuſammengeſetztes in ihrer mechaniſchen Grundlage. Der Analogieſchluß, mit dem wir überhaupt auf fremde Seelen außer unſerer eigenen kommen. Die Welt-Seele als pſychiſche Parallele des naturgeſetzlich geordneten Kosmos, die auch unſere Einzel-Seelen alle in ſich trägt und umſchließt wie der All-Mechanismus jede unſerer Bewegungen. Die Pflanzen-Seele als erſte bloß philoſophiſch erſchloſſene Syſtem-Seele. Die Planeten-Seele als erſte rein anorganiſche Syſtem-Seele. Dann die pſychophyſiſche Unſterblichkeitslehre, nicht im Sinne, daß die Atom-Seelen des zerfallenen Körperſyſtems bloß übrig bleiben, ſondern daß als phyſiſche Grundlage des Fortlebens das in alle Ewigkeit hinein individualiſierte Syſtem der fortrollenden Wirkungen gedacht und dem dann eine an die frühere Körperpſyche anknüpfende einheitliche Wirkungspſyche pſycho-phyſiſch zugeſchrieben wird.

In allen weſentlichen Linien bleibt Fechner nach beinah vierzig Jahren dem alten Zend-Aveſta-Bilde treu, — bloß der Name Tagesanſicht kommt dort noch nicht vor.

Denke ich mich in das ganze Syſtem hinein, ſo will es mir ſogar auffällig erſcheinen, daß Fechner gewiſſe Fäden inzwiſchen nicht noch weiter ausgeſponnen hatte.

Auch hier wieder ſpringt er von der Pflanzen-Seele ſogleich auf den Erdgeiſt und von da auf die All-Seele. Nur in dem beſeelten Syſtem nachgelaſſener Wirkungen der Verſtorbenen läßt er noch eine Art Zwiſchenreich zu, das aber doch mehr oder minder auch in den Erdparallelen hängt.

Mir will ſcheinen, — dieſe Dinge einmal für Fechner zugegeben, — es ſollten ſich da ſogleich noch unendliche Denkmöglichkeiten mehr erheben.

Laſſe ich die räumlichen Trennungen innerhalb des Syſtembegriffs als belanglos beiſeite, — ſchließlich ſind ja unſere Gehirnzellen auch räumlich getrennt und letzthin mindeſtens Atom von Atom, — ſo ſtellen ſich mir ſyſtematiſche

Zuſammenſchlüſſe wie Sand am Meer dicht um uns herum vor Augen.

Ein ſolches Syſtem iſt jedes Volk, jede Raſſe im engeren Sinne. Ein ſolches iſt die Menſchheit im ganzen. Volksgeiſt, Raſſenſeele, Geiſt einer Nation, Kulturgeiſt, endlich Menſchheitsſeele wären im erweiterten Fechner-Sinne nicht ſymboliſche Worte, ſondern Ausdruck echt pſychophyſiſcher Verhältniſſe, — ſeeliſche Einheiten zu ungeheueren, vielköpfigen Syſtemen.

Wie oft iſt die Analogie vom Zellenſtaat auf den Geſellſchaftsorganismus im letzten Drittel des Jahrhunderts verſucht worden, — wie lebhaft treiben ſich Worte wie Volksſeele, Menſchheitsſeele, Raſſeninſtinkt, Völkerpſychologie, Klaſſengeiſt, Parteigeiſt und noch engeres in unſerem Sprachgebrauch herum! Bloß daß wir, uns beſinnend, immer das als Symbol bloß geſagt haben wollen, und es im vorſichtigeren Denken auch wirklich ſofort wieder im Sinne unſerer atomiſtiſch zerſplitternden Denkweiſe der Zeit in lauter Einzelköpfe auflöſen.

Bei Fechner müßte das alles aber *real* gefaßt werden. Millionen Köpfe würden für ſich pſychiſche Parallelen haben wie einzelne Gehirnzellen, im ganzen würden ſie aber als Syſtem wieder alle eine gemeinſame Einheitspſyche zur Parallele haben wie das ganze Gehirn jedes Einzelnen trotz der Millionen Zellen wieder ein einheitliches Ganz-Ich zeigt.

Die Ebenen ſolcher höheren Syſteme würden unſer Einzelgehirn in tauſend beängſtigend gedrängten Projektionen ſchneiden und das Ergebnis *daraus* erſt wäre unſeres gewöhnlichen Lebens wahrer Sinn.

Ja noch mehr. Die Grenze ſolcher Syſtembildung ließe ſich nicht bei ſo relativ derben Dingen wie Volk oder Menſchheit abſchließen. Geheimnisvolle Wirkungsſyſteme, ſeeliſch und materiell über tauſend und tauſend Gehirne in ungezählten Generationen ausgeſpannt, bildeten die großen Ideenkreiſe der Menſchheit, Begriffe, wie Wahrheit, Freiheit, Menſchenliebe, Recht, Forſchung, Glaube, Weltanſchauung. Und auch

das alles bekäme ein eigenes Innenleben in Gestalt einer seelischen Einheitsparallele.

Das Wörtchen Begriff taucht aber da überhaupt nicht ohne tiefsten Sinn in der Gedankenlinie auf.

In der That: alles begrifflich Zusammenfaßbare müßte des Charakters eines Systems und also einer psychischen Ganzparallele verdächtig sein.

Wir sehen ja für unser beobachtendes Auge nur immer wieder einzelne Löwen, um ein Beispiel zu nehmen. Dennoch faßt unser tieferes, vergleichendes Beobachten, das bestimmte Identitäten all dieser Einzellöwen zusammenbringt, den „Begriff" eines Löwen als Ganzes, einer zoologischen Art „Löwe" und eines verallgemeinerten Gebrauchswortes „der Löwe". In der Linie Fechners stießen wir nun auch dabei auf eine Realität, bloß eine höhere: — auf das System Löwe, dem „der Löwe" auch seelisch als Einheitsparallele entspräche.

Unser ganzes begriffliches Denken erwiese sich hier einfach als ein Organ, ein geheimes Sinnesorgan, das diese höheren Realitäten noch gewahrte, während das Auge, das nur Einzellöwen sieht, gerade davor versagte.

Das begriffliche Denken, von einer atomisierenden Weltauffassung gern als Gefahr, als ewige Fiktionsquelle vor dem ewig Einzelnen bezeichnet, erhielte so eine neue, ungeheuerste Rolle für die Welterkenntnis im allerrealsten Sinne, — eben als Sinnesorgan für höhere reale Einheiten.

Alles, was wir dabei bisher als Manipulation des menschlichen Geistes anzusehen pflegten, erschiene in Wahrheit draußen im Wirklichen, und unsere Begriffsbildung wäre richtiger gesagt eine „Anschauung", — bei der ja im einzelnen so viel menschlich subjektive Fehler unterlaufen möchten wie beim Sehen mit den Augen.

In einer zweifellos höchst interessanten Weise würde der psychophysische Gedanke hier, zwar von einer doch schlechterdings neuen Basis aus, die Meinung jener mittelalterlichen

Philoſophen zu Recht erkennen, die für die Realität der geſamten Begriffsdinge eintraten und danach mit dem (ſpäter freilich ſo total umprojizierten) Worte „Realiſten" bedacht wurden im Gegenſatz zu den Nominaliſten, die eben in alle dem nur ausſchließlich menſchliche Denkbilder, Symbole und Worte ſahen.

Ich will noch hinzufügen, daß ſich aus dieſen „Begriffsſeelen" noch wieder engere und vollends reale Folgerungen ſogar darwiniſtiſch ziehen ließen. Die Vererbungsthatſachen, die inſtinktiven Triebe der Tiere und anderes mehr ließen ſich auf die in dieſem Sinne ja kontinuierliche „Art-Seele" zurückführen, in deren äonenlangem Leben das Einzeltier nur wie in unſerem Gehirn ein Einzelgedanke hinge.

Nun — und ſo weiter. Wer ſich dem alten Fauſtus Fechner verſchreiben wollte, der muß gewärtigen, daß er auch in dieſe ganzen Ketten logiſcher Folgerungen hineingezogen wird.

Ja ich habe es geradezu für meine Pflicht gehalten, dem Leſer dieſen Ausbau zu zeigen, damit er weiß, woran er iſt.

Im übrigen geht Fechner ſelber, wie geſagt, nicht klar darauf ein. Er meint wohl gelegentlich in dem Buche, daß die Philoſophie des Begriffs im neunzehnten Jahrhundert zu nichts geführt habe, weil ſie zwar von einem Geiſte der Menſchheit geredet habe, ihn aber doch immer nur in den Maſchen des Netzes und nicht als wahre Einheit geſucht habe. So habe auch die Völkerpſychologie ſich mit all ihrer Pſychologie nicht zur Idee eines einheitlichen, alles Einzelbewußtſein umfaſſenden Bewußtſeins durchzukämpfen gewagt.

Aber in Wahrheit ſpringt Fechner ſelber doch bei ſolcher Umfaſſung ſogleich, wo nicht gar zum Allgeiſt, doch zum Erdgeiſt, der gerade nun unſerem Denken ſelbſt als Wort eine Art Gruſeln weckt, während Volksgeiſt uns ſo geläufig wie die beliebteſte Zeitungsphraſe iſt.

Es lief auch da etwas beinahe Tragiſches für ſeinen

eigenen Erfolg mit unter, abgesehen von der logischen Lücke. Wenn er im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts alles Schwergewicht auf eine psychophysische Realisierung eines so vielgewälzten Wortes wie „Volksseele“ oder „Rassenseele“ oder selbst „Menschheitsgeist“ gelegt hätte, — es hätten ihm mindestens ein paar Leute mehr zugehört.

Aber Faustus ging seinen Weg, wie er nun einmal mußte, eine typische Gestalt „gegen den Strom“.

„Ein Vogel“, sagt er mit gutem Galgenhumor von sich, „entfloh dem Käfig, um sich einmal die Welt von oben anzusehen. Aber ein Vogel, der frei sein will, muß sich auch gefallen lassen, vogelfrei zu sein; man kümmert sich nicht um ihn oder schießt ihn herab. Im Käfig unter den Käfigen unten wäre er sicher geblieben und hätte keine andere Gefahr gelaufen, als von den Vögeln in den Nachbarkäfigen übersungen oder überschrieen zu werden, wie sie untereinander thun; gehörte er dann doch zur Gesellschaft.“

Giebt also das Buch von der Tagesansicht jenen möglichen Ausbau nicht mehr und damit nicht den höchsten möglichen Vogelflug (denn die Begriffe für Anschauung eines Realen erklären wäre im Sinne unserer Zeit schließlich doch noch weit kühner als die Proklamierung der Weltseele!) — so bringt es doch noch ein reichstes Maß anderer wertvoller Sachen.

Zu allen großen Welt- und Zeitfragen des Jahrhunderts wird noch einmal abschließend Stellung genommen. Zum Pessimismus, zum Materialismus, zum Determinismus, zum Unbewußten und zum Ding an sich, — endlich diesmal auch ganz klar zur Kirche, zur christlichen Orthodoxie.

Mit flammendem Worte tritt Fechner dafür ein, daß wir eine religiöse Erhebung des Menschen retten, mit dem Worte Religion wieder etwas verbinden müßten, und daß nicht Physik und Chemie allein dieses Wort ersetzen oder ausfüllen könnten.

Aber ganz klar steht auch zwischen allen Zeilen dieses Buches, daß es nur noch ein kindlicher Pietätszug des alten Faustus war, wenn er seinen Wein aus der Kelter der Psychophysik noch einmal versuchsweise in die alten Schläuche der hergebrachten christlich-dogmatischen Glaubensworte und Glaubensbegriffe füllen wollte.

Es finden sich Stellen dafür sogar deutlich genug in den Zeilen.

So, wenn es einmal von „Gott" heißt, daß das Wort in der Tagesauffassung nichts anderes ausdrücke als die Frage, ob „das ganze geistige Gebiet der Welt nach gleichem Prinzip in sich zusammenhängend und aufsteigend, nur in größerer Weite und höherer Aufsteigung, auf- und ausgebaut sei, als unser eigenes, und ob unser Geist selbst als untergeordnetes Glied in diesen Bau mit eingehe". „Die Tagesansicht", setzt Fechner hinzu, „muß überhaupt mit manchen hergebrachten Begriffen brechen, also muß sie auch mit manchem Wortgebrauche brechen; der hergebrachte Begriffsgebrauch für Gott ist aber nur die Folge der hergebrachten Nachtansicht."

Danach mag man denn ermessen, wie viel Zwang besteht, die vier Buchstaben des alten Wortes nicht überhaupt zu ersetzen durch die fünf des Wortes Natur im Sinne von Giordano Bruno und Wolfgang Goethe.

Da diese Namen aber gerade erklingen, ist die Frage immerhin eine interessante, wie Fechner selber sich zu dem großen Schlagworte Monismus gestellt habe, — also zu einer absolut einheitlichen Auffassung der Welt.

Sucht man diese Einheit bloß in der allgemeinen Gültigkeit der Naturgesetze oder, tiefer noch gesagt, der Naturlogik, die sich im Kausalitätsprinzip ausspricht, so ist Fechner schon von hier aus alle sechzig oder einige mehr Denkjahre seines Lebens ausgesprochener und konsequenter Monist gewesen. Immerhin hat es aber noch einen Sinn zu fragen, inwiefern

er gerade als Vertreter des psychophysischen Parallelismus Monist war.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Parallelismus des Geistigen und des Materiellen trotz aller Anerkennung des Kausalitätsprinzips dualistisch, als ein ewig Doppeltes, gedeutet werden kann.

Ist der arme Jau bei Gerhart Hauptmann, der am Wege liegt und philosophiert: „Ich bin getuppelt", der Weltenmensch, oder Angelus Silesius, der da singt, daß Gott ohne ihn „nicht ein Nu kann leben"? Giebt es nun doch zwei ewig getrennte Weltenuhren: das Geistige und das Materielle, auch im psychophysischen All, — oder geht ihr Schlag für die rechte Sicht schließlich auch noch in eins?

Wir erinnern uns, daß Fechner die materialistische Grundhypothese links liegen ließ: das Psychische, ewig untrennbar verknüpft für unsere Erfahrung mit Materiellem, sei ein Erzeugnis, ein Produkt des Materiellen. (Gehirn erzeugt Gedanken, wie Niere Urin: Vogtscher Lehrsatz!) Diese Hypothese war nun auf alle Fälle in sich geschlossen monistisch: es gab nur Materielles und das Geistige war, trete es nun auf wo es wolle, nur innerhalb der Linie des Materiellen.

Fechner band (vorsichtig in Vorausschau des Du Bois-Reymondschen Einwurfs) den Kahn seiner Naturphilosophie lieber an den noch eine Schicht tiefer, aber erfahrungsgemäßer verankerten Satz an: zwischen Seelischem und Materiellem besteht ein Zusammenhang im Sinne einer Parallele, weiter wissen wir zunächst nichts. Das war erfahrungsgemäßer, — aber freilich ließ es selbst noch dualistische sowohl wie monistische Deutungen zu. Der Materialist konnte recht haben, also monistisch. Recht haben konnte aber auch einer, der das Materielle nur als eine Erfahrung innerhalb der Psyche faßte; also monistisch, aber, wie man das hergebracht philosophisch nennt, im idealistischen Sinne.

Endlich konnte aber auch recht haben noch der Dualiſt, der beide Gebiete zwar als ewig parallel, aber als ſonſt ſchlechterdings unvereinbare, total getrennte Welten auffaßte.

Es war ein Lieblingsgedanke Fechners, daß ſeine Tagesanſicht, verankert im indifferenten Urſatze vom einfachen Parallelismus, wie ſie war, ſich in dieſer Streitfrage überhaupt nicht zu entſcheiden *brauche*.

Zugegeben, der Parallelismus beſtand — ſo baute ſich darauf das ganze Syſtem Fechners von unten nach oben auf ohne jede Zweifelfrage, wie es denn nun noch *unter* dem *unten* ſtehe. Unten mochte der Materialismus recht haben, — erſt oben, wo er nachmals mit der Tagesanſicht als Peſſimismus zuſammenſtieß, gab es einen Konflikt. Unten mochte aber auch der Idealismus recht haben. Und vollends gar: unten mochte der Dualismus gegen beide ſich ausſpielen. Die Tagesanſicht in Fechners Ausbau ſtand mit allen drei Punkten im Prinzip als ſolche aufrecht.

Fechner, der große Spekulationsphiloſoph, — er hatte, man muß es ſagen, in dieſem Untergebiet überhaupt eine ausgeſprochene Neigung, neutral zu bleiben. In dieſe innerſte „Erkenntnistheorie“ wollte er nie gern hinein. So wie die Fragen ſich hierher zuſpitzen, kehrte er den Empiriker heraus, ja in etwas den Skeptiker. Da läßt ſich ſo viel beweiſen! Gute Freunde konnte er in dieſen Dingen zum Entſetzen bringen. Er bewies einem Idealiſten jetzt ſtundenlang ſchlagend die Wahrſcheinlichkeit des materialiſtiſchen Grundſchluſſes. Und eine Stunde darauf ſaß er im Roſenthal bei einer neuen Taſſe Kaffee, die der alte, mit ihm ehrwürdig gealterte Kellner verabfolgt, und bewies ſchlagend einem Materialiſten den idealiſtiſchen Schluß. Trat aber ein allzu eifriger Moniſt überhaupt auf, ſo geriet er jäh in das dritte Kreuzfeuer des plötzlich erwachten Dualiſten Fechner, und im Moment, da ein anderer Dualiſt die Hetze ſchüren wollte, rannte er gegen ebenſo felſenfeſte Gründe des theoretiſchen Moniſten.

Je nun, das alles geht im Kreuzfeuer des Roſenthal-Kaffees, aber vor dem ſtillen eigenen Schreibtiſch und der alten Papierkorbkiſte hatte es denn doch ſchließlich auch ein Ende.

Jenſeits — und das iſt hier zu betonen, — jenſeits ſeiner eigentlichen Tagesanſichtsbegründung hatte Fechner trotz allem auch hier ſeinen Standpunkt.

Es war eine innerſte Notwendigkeit ſchließlich doch der Tagesanſicht, daß ihm eine moniſtiſche Löſung mehr zuſagen mußte, als eine dualiſtiſche. Der Menſch, der widerſpruchslos an die Bruſt der All-Natur heimwollte — ſchließlich der Sinn doch der ganzen Tagesanſicht — fand im Monismus erſt den rechten Frieden.

Jede ſtreng dualiſtiſche Faſſung des pſychophyſiſchen Parallelismus führt auch in der reinen Forſcherpraxis zu Gefahren, die klein anzufangen pflegen, ſich aber nachher ſummieren. Der Forſcher gewöhnt ſich doch wieder, Leib und Seele als abſolutes Zweierlei zu nehmen und nur zu leicht liegt ihm jäh wieder der Leib „auf dem Kanapee“ und die „Seele ſchwinget ſich“, womit die ganze Tagesanſicht fällt.

Fragte ſich bloß, wie der Monismus deshalb zu faſſen, wo er zu packen ſei.

Und hier iſt nun keinerlei Zweifel, daß Fechner bei all ſeiner zur Schau getragenen Abneigung gegen erkenntnistheoretiſche Stellungnahmen doch ſelbſt konſequenter idealiſtiſcher Moniſt geweſen iſt.

Nicht natürlich Idealiſt in dem alten ſchlechten Sinne, daß das Seeliſche nun als Willensakt in das Materielle eingreifen und Kraft aus nichts hervorzaubern könne. Sondern Idealiſt aus der viel tieferen Erkenntnis heraus, daß für unſere Erfahrung doch zuletzt der ganze in ſich wohl zu trennende Parallelismus von Seeliſchem und Phyſiſchem eben als Erfahrung in unſerer Seele nur vorhanden ſei.

Die Welt ist meine Vorstellung. Erst innerhalb dieser Grundvorstellung sondere ich gewisse Erscheinungen als physisches Geschehen von den engeren subjektiven Seelenvorgängen ab. „In der That", sagt Fechner im zwanzigsten Kapitel der „Tagesansicht", „bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objektiven Idealismus; was nicht hindert, vielmehr die Nötigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzlichen Zusammenhang der Wahrnehmungen, die in eine Mehrheit der Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, respektive den allgemeinen Geist, fallen, charakterisierbar ist."

Aber auch nach und neben diesem eigenen Farbebekennen blieb Fechner ernst dabei, daß die „Tagesansicht" selbst an dieser tiefsten Ecke Freiheit für verschiedene Bekenntnisse lasse. Sie vertrug sich in diesem Punkte wirklich ganz glatt auch mit dem Materialismus, und sie geriet erst in Kampf mit ihm vor der pessimistischen Behauptung, daß die Welt eine sinnlose Seifenblase sei.

Noch zu einer, auch in den siebziger Jahren sehr lebhaften Zeitströmung hat Fechner in der „Tagesansicht" Stellung genommen: zum Spiritismus.

Viele Jahre hindurch war er einer der wenigen intimen Freunde Friedrich Zöllners gewesen. Ich setze als bekannt die Bahn Zöllners voraus: seinen prachtvollen Anstieg zu den steilsten Fragen menschlichen Denkens und Forschens, bis zu den Spekulationen über den vierdimensionalen Raum; seinen furchtbaren Absturz in der Achtung der großen Menge wissenschaftlicher Mitstreiter von dem Punkte an, da er diese Spekulationen stützen wollte durch das angebliche Ergebnis spiritistischer Sitzungen mit dem Medium Slade, — Sitzungen, deren wahrer Inhalt wohl nie mehr ganz aufgeklärt werden

wird; und endlich ſeinen zweifellos pathologiſchen Untergang in einer fieberhaft konfuſen Polemik, die als ſolche jedenfalls gar keinen Wert mehr hat.

In dem großen Lärm um Zöllner wurde auch Fechner viel genannt. Man lieſt noch heute gelegentlich, daß er zu den Bekehrten des Spiritismus damals gehört habe. Die ſchlichte Wahrheit ſteht in der „Tagesanſicht“ für jeden zu leſen, der dieſes Buch überhaupt kennt; viele ſind's ja nicht.

Fechner betont nichts, als daß er ſich gewiſſe überlieferte ſpiritiſtiſche Phänomene nicht ohne weiteres zu deuten wiſſe. Was er bei Slade geſehen, ſei allerdings nicht über das hinausgegangen, was auch ein Taſchenſpieler hätte vorgaukeln können. Und ſein Schlußwort ſei auf alle Fälle, daß die Tagesanſicht dieſe Dinge ganz und gar nicht brauche. „Die Tagesanſicht kann mit und ohne den Spiritismus beſtehen; beſtände aber doch lieber ohne, als mit demſelben.“

Es hätte dieſem und jenem gar zu gut in das Bild gepaßt, wenn der uralte Fauſtus am Ende gar noch ſelber Geiſterbeſchwörer geworden wäre. Aber ſeine Geiſter, wie man ſie ſonſt nun werten mag, wohnten ſtreng in der Pſychophyſik und polterten nicht vom Geiſtigen ins Phyſikaliſche mit plumpen Füßen hinein.

So war noch einmal alles geſagt. Mochten ſich nun die Wirkungen der „Tagesanſicht“ ſelber ihre Seele bauen.

Fechners Alter war ein überaus glückliches. Aber den Glauben an die ſiegende Zukunftskraft ſeiner größten und liebſten Ideen mußte er aus dem Innern ſchöpfen; äußere Erfolge erlebte er auch jetzt immer nur wieder in dem, was er ſelbſt für kleine Arbeit am Fundament hielt. Es beirrte ihn nicht, obwohl es ihn ſchmerzte.

Für die „kleine Arbeit“ blieb er unermüdlich thätig bis zum letzten Tage; noch das allerletzte, was er geſchrieben hat, iſt von beinahe jugendlicher Friſche.

Es war, als ſollte an ihm ſelber deutlich werden, daß

auch die schwerste, schmerzenreichste Krisis, die quälendste Krankheit nur ein Durchgangsstadium sei zu einem Zustande höheren Glückes, vollkommenerer Harmonie. Sicher ist, daß er einer der Männer im neunzehnten Jahrhundert gewesen ist, die den Geistesgehalt ihrer Zeit ausgekostet haben bis zur Neige — und die doch versöhnt gestorben sind, mit dem Gefühl, das die alten Worte malen: „Ich habe die Welt überwunden."

Das Bild des Christophorus wandelt sich zu dem des Atlas. Er hatte die Weltkugel, rund und abgezirkelt, wie sie der Naturforscher sieht, über den Strom getragen. Als er vom Ufer wanderte, war sie lastend schwer. Aber über seinem Denkerhaupte war sie leicht geworden, leicht wie ein sonniger Traum, der über den Wassern spielt.

Wer auf das bewegte Meer des großen neunzehnten Jahrhunderts zurückblickt, den muß diese Gestalt des Philosophen aus dem Rosenthal fesseln wie kaum eine zweite darin.

Alles ist in ihr, was in dem vollendeten Wogenliede dieses Jahrhunderts Menschheit zusammenklingt: das grenzenlos, sternenweit vergrößerte Wissen — und die grenzenlose Sehnsucht, die zwischen all diesen Fixsternsonnen und Geschichtsäonen auf ihrer schwarzen Erde liegt und ringt: Was bin ich? Was bin ich, der ich auf diesen schimmernden Äonen heraufschwimme, wenn ich morgen hinabstürze in die ewig sternenlose Nacht der Vernichtung. Was sind diese strahlenden Lichtpunkte da oben am Firmament, wenn ich allein eine Seele habe, während durch diese Billionen Meilen des Raumes nichts rinnt als innerlich tote Kraft. Was bist du, mein Mitmensch, den ich liebe, der mein Nächster sein soll, — was bist du mir, wenn zwischen uns selbst die Grabeskälte, Grabesschwärze einer seelenlosen Körperwelt sich schiebt. Meine Lippe preßt sich im brennenden Kuß auf deine, — und zwischen Lipp' und Lippe liegt dieser ganze totschweigende Raum mit all seinen Milliarden toten-

ſtarrer Sternenaugen, die nicht ſehen können, die aus dem ewigen Nichts ſtarren ins ewige Nichts . . . .

Wer dieſe Stunde des Ringens mit ſich ſelber nicht in ſich erlebt hat, der wird allerdings Fechner nicht begreifen können.

Ich meine aber, daß er auch das neunzehnte Jahrhundert nicht begreift, — dieſes Jahrhundert, das Fechners individuelle Löſungen nicht anerkannte und das ihn doch als Geſtalt aus ſich hervorgehen ließ, — recht als wolle es beweiſen, daß die ewige Schöpferkraft der Welt, die freie Samen über die Scholle ſtreut, immer wieder ſieghaft gewaltiger ſei als alle Menſchenweisheit der Stunde im engen Kämmerlein.

An meine Leser!

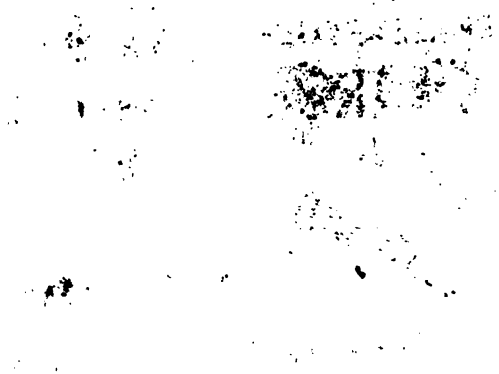
An alle Leser, die Ansichten dieses Buches zustimmen, richte ich die Bitte, mir ihre Adresse mitzuteilen. Der Autor lernt bei uns heute durchweg nur ein paar offizielle Kritiker und die Ziffer des Verlegers kennen — der eigentliche Stamm seiner wohlwollenden Leser aber bleibt ihm eine fremde, verzauberte Welt. Schließlich hat er eine ganze Menge Freunde, weiß sie aber nicht zu finden, als sei das Wasser zum Zusammenkommen viel zu tief. Und doch schwimmt eine einfache Postkarte als treues Schifflein schon hinüber.

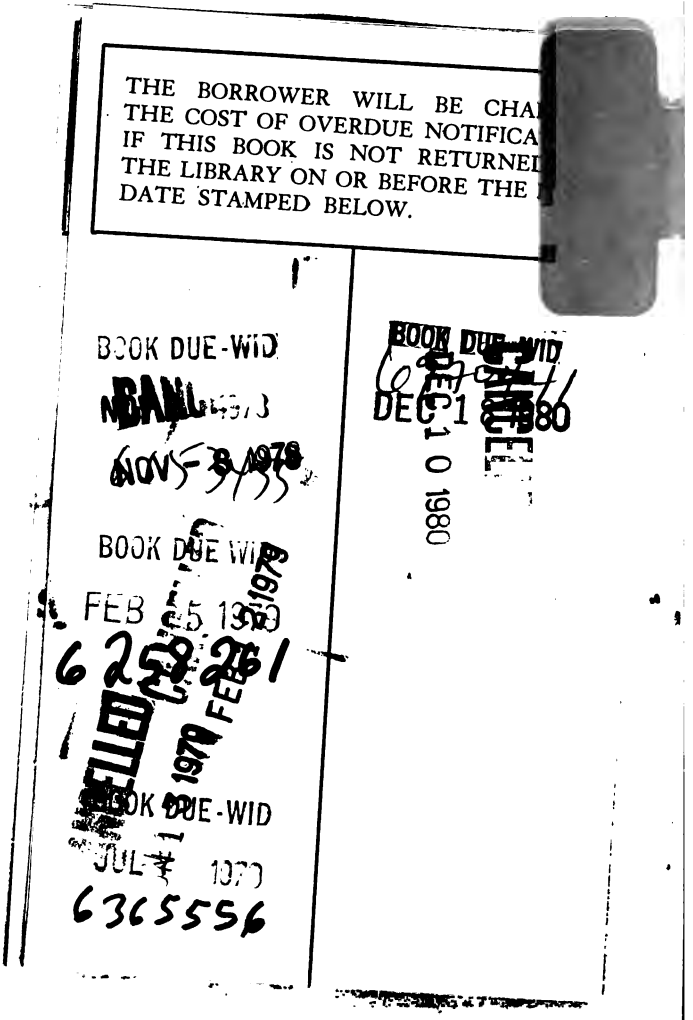
Friedrichshagen bei Berlin,
Ahorn-Allee 22.

Wilhelm Bölsche

Von den Aufsätzen dieses Bandes sind vorher in Zeitschriften veröffentlicht:

1 und 4 in der „Frankfurter Zeitung", 2, 7, 8, 11 und einige Teile von 13 in der „Deutschen Rundschau", 3, die zweite Hälfte von 6, 9 und 15 in den „Sozialistischen Monatsheften" (ehemals: „Der sozialistische Akademiker"), 5 zum Teil in der „Gesellschaft", zum Teil in der „Täglichen Rundschau", 6, in der ersten Hälfte, in der „Gegenwart", 10 im „Tag".





THE BORROWER WILL BE CHA
THE COST OF OVERDUE NOTIFICA
IF THIS BOOK IS NOT RETURNED
THE LIBRARY ON OR BEFORE THE
DATE STAMPED BELOW.

BOOK DUE-WID
NOV 1 1978
BANL
NOV 5 1978
BOOK DUE WID
FEB 15 1979
6258261
CANCELLED
FEB 1 1979
BOOK DUE-WID
JUL 1 1979
6365556

BOOK DUE-WID
DEC 1 8 1980
CANCELLED
DEC 1 0 1980

46514.22
Hinter der Weltstadt :
Widener Library
002811667
3 2044 087 103 339